Neues Organon

oder

Gedanken

über die

Erforſchung und Bezeichnung

des

Wahren

und deſſen

Unterſcheidung

vom

Irrthum und Schein.

durch

J. H. Lambert.

Zweyter Band.

Leipzig,
bey Johann Wendler, 1764.

Inhalt des zweyten Bandes.

Semiotik

oder

Lehre von der Bezeichnung der Gedanken und Dinge.

Erſtes Hauptſtück.

Von der ſymboliſchen Erkenntniß überhaupt Seite 5

Zweytes Hauptſtück.

Von der Sprache an ſich betrachtet — 44

Drittes Hauptſtück.

Von der Sprache als Zeichen betrachtet — 64

Viertes Hauptſtück.

Von den Zeitwörtern — — 86

Fünftes Hauptſtück.

Von den Nennwörtern — — 102

Sechſtes Hauptſtück.

Von den unveränderlichen Redetheilen — 121

Siebentes Hauptſtück.

Von der Wortforſchung — — 148

Achtes Hauptſtück.

Von der Wortfügung — — 165

Neuntes Hauptſtück.

Von der Art einer Sprache — — 190

Zehntes Hauptſtück.

Von dem Hypothetiſchen der Sprache — 201

Phäno=

Inhalt des zweyten Bandes.

Phänomenologie
oder
Lehre von dem Schein.

Erſtes Hauptſtück.

Von den Arten des Scheins — Seite 217

Zweytes Hauptſtück.

Von dem ſinnlichen Schein — — 237

Drittes Hauptſtück.

Von dem pſychologiſchen Schein — 276

Viertes Hauptſtück.

Von dem moraliſchen Schein — — 300

Fünftes Hauptſtück.

Von dem Wahrſcheinlichen — — 318

Sechſtes Hauptſtück.

Von der Zeichnung des Scheins — 421

Semiotik.

Semiotik

oder

Lehre

von der

Bezeichnung der Gedanken und Dinge.

Semiotik.

Erſtes Hauptſtück.

Von der ſymboliſchen Erkenntniß überhaupt.

§. 1.

Die genauere Betrachtung der Wörter und überhaupt jeder Zeichen, wodurch wir Begriffe und Sachen vorſtellen, macht ſich einem Weltweiſen, der das Wahre vom Falſchen zu trennen ſucht, aus vielen Gründen nothwendig, und kann daher auch aus der Grundwiſſenſchaft nicht wegbleiben. Jede Sprache beut uns eine gewiſſe Anzahl Wörter an, mit deren mannichfaltigen Verbindung wir uns lebenslang beſchäfftigen, theils um unſere Gedanken auszudrücken, theils um durch neue Verbindungen oder Combinationen der Wörter neue Wahrheiten zu ſuchen. Dieſe ziemlich beſtimmte Anzahl der Wörter einer Sprache ſetzet unſerer Erkenntniß, in Abſicht auf ihre Ausdehnung, gewiſſermaßen Schranken, und giebt derſelben eine ihr eigene Form oder Geſtalt, welche allerdings in die Wahrheit ſelbſt einen Einfluß hat, und in allewege die Unterſuchung eines Weltweiſen ver-

dienet. Es iſt eine auch für Kenner des Alterthums ſchwere Arbeit, unſere dermaligen Sprachen in ihrem erſten Urſprunge aufzuſuchen. Was uns aber theils die Natur der Sache, theils auch die Geſchichte lehret, iſt, daß es damit ſehr gelegentlich zugegangen, daß die Sprachen jeder wiſſenſchaftlichen Erkenntniß Jahrhunderte vorgehen, und ihren Urſprung Unſtudierten zu danken haben. In jeder Sprachlehre wird der **Gebrauch zu reden** als ein Tyrann vorgeſtellet, der tauſend Anomalien und Abweichungen von allgemeinen Regeln eingeführet hat, und deſſen Eigenſinn ſich Sprachlehrer und Weltweiſe bald unbedingt unterwerfen müſſen. Man ſtellet daher die Sprache als eine Democratie vor, wo jeder dazu beytragen kann, wo aber auch alles, gleichſam wie durch die Mehrheit der Stimmen, angenommen oder verworfen wird, ohne daß man ſich immer um das Wahre oder Falſche, Richtige oder Unrichtige, Schickliche oder Ungereimte viel umſieht.

§. 2. Es ſieht demnach mit den Sprachen, von dieſer Seite betrachtet, ſehr mißlich aus. Sie ſind allerdings nicht ſyſtematiſche Lehrgebäude, wobey alles nach allgemeinen und einförmigen Regeln wäre aufgeführet worden. Man kann ſich wohl etwan einen Begriff einer einfachen und durchaus regelmäßigen Sprache machen. Große Gelehrte haben daran gedacht, ſie aber noch nicht gefunden. Man würde ſie auch ſchwerlich Unſtudierten oder dem gemeinen Volke anvertrauen können, weil man früher, als man es gedenken ſollte, den **Gebrauch zu reden** wiederum zum Tyrannen haben würde. Um deſto weniger wird man ſich verwundern, wenn die wirklichen Sprachen, welche Unſtudierte zum Urheber haben, von einer ſolchen einfachen Sprache abweichen, und vielmehr ein Cahos, als etwas Regelmäßiges, vorſtellen.

§. 3. Indeſſen, wenn man die wirklichen Sprachen näher betrachtet, ſo findet ſich ungemein viel Metaphyſiſches und Allgemeines darinnen, und dieſes wird um deſto bewundernswürdiger, da man, wenn man auf den Urſprung der Sprachen und ihrer Urheber zurücke geht, wenig oder nichts dergleichen vermuthen ſollte, weil man dabey keine Verabredung vorausſetzen kann. Man ſollte daher gedenken, daß die erſten Urſachen der Sprache an ſich ſchon in der menſchlichen Natur ſind, und es lohnet ſich der Mühe, es aufzuſuchen. Denn dadurch wird ſich entſcheiden laſſen, was in den Sprachen **nothwendig, natürlich** und **willkührlich** iſt. Ein Unterſchied, welcher einem Weltweiſen im geringſten nicht gleichgültig ſeyn kann.

§. 4. Das Dechiffriren, wobey wir bereits in der Dianoiologie bey Betrachtung der Hypotheſen (§. 555. ſeqq.) Erwähnung gethan, zeigt uns ebenfalls, daß es möglich iſt, eine mit Ziffern geſchriebene Schrift zu leſen, und den Schlüſſel dazu zu finden, und läßt vermuthen, daß es eben nicht durchaus unmöglich ſeyn würde, ein Buch, das in einer ganz unbekannten Sprache geſchrieben wäre, ohne weitere Beyhülfe überſetzen zu können. So giebt uns auch in denen Sprachen, die wir gelernet haben, öfters der Zuſammenhang den wahren Verſtand der Wörter, und nicht ſelten auch ihre Bedeutung, die wir bis dahin noch nicht wußten. Ohne das Regelmäßige in den Sprachen, würde uns von allen dieſen wenig oder nichts möglich ſeyn.

§. 5. Aus dieſen Betrachtungen, die wir hier nur kurz anführen, erhellet ſo viel, daß in den Sprachen Regeln ſind; daß ſie aber nicht unbedingt als allgemein angeſehen werden können, und folglich genauer müſſe entſchieden werden, wie ferne man darauf bauen könne. Da wir hier die Sprache, und überhaupt die ſymboliſche Erkenntniß in ſo ferne betrachten werden,

als ſie einen Einfluß auf die Wahrheit hat; ſo werden wir uns vornehmlich bey dem Philoſophiſchen, welches in der Sprache und andern Zeichen unſerer Erkenntniß iſt, aufhalten, und das Grammatiſche nur in ſo weit mitnehmen, als es dazu dienet.

§. 6. Das erſte, ſo ſich uns hier anbeut, iſt die Unterſuchung der Nothwendigkeit der ſymboliſchen Erkenntniß überhaupt, und der Sprache beſonders. Zu dieſem Ende können wir die bereits in der Alethiologie (§. 15. ſeqq.) gemachte Anmerkung wiederholen, daß wir die klaren Begriffe, ſo wir durch die äuſſern Sinnen erlangen, wachend nicht in ihrer völligen Klarheit erneuern können, es ſey denn durch die Erneuerung der Empfindung. Wir können dieſen Satz eben ſo unter die Poſtulata rechnen, wie wir (§. 163. Alethiol.) den Satz des Widerſpruches unter dieſelben gerechnet haben. Man verſuche es nämlich, ob man wachend von Licht, Farben, Schall, und jeden andern Gegenſtänden der äußern Sinnen, ohne die Erneuerung der Empfindung, den klaren Begriff erneuern könne. Es wird nicht angehen. Was in Anſehung der Figuren hierbey zu erinnern, haben wir bereits in der Alethiologie §. 17. angezeigt. Die Erneuerung ihrer Vorſtellung iſt möglich, weil die Bewegung in unſerer Gewalt iſt. Sie iſt aber auch nur in ſo ferne möglich, als wir dem Umriſſe der Figur, ich ſage nicht in Gedanken, ſondern durch die Bewegung der Augen, Hände ꝛc. nachfahren können, und folglich, ſo fern uns dieſer Umriß bekannt, oder die Bewegung angewöhnet iſt.

§. 7. Da wir demnach die klaren Begriffe durch die Wiederholung der Empfindung erneuern müſſen, ſo bleiben ſie uns ohne dieſe Wiederholung nur dunkel. Der Traum zeigt uns, daß ſie klar werden können, wenn es ſtärkere Empfindungen nicht hindern, und

wenn ihre Aufklärung veranlaßt wird. Wir nehmen dieſes hier ſchlechthin als eine Erfahrung an. Die Veranlaſſung kann auch im Wachen da ſeyn: allein die Aufklärung geht nicht von ſtatten. Und dieſes würde uns, wenn wir keine Sprache noch Zeichen der Begriffe hätten, Zeichen zu gebrauchen nöthigen. Wir würden immer Simulacra durch Gebärden, Bewegung ꝛc. ſuchen, um den Begriff, der dunkel in der Seele iſt, und zu deſſen Aufklärung die Veranlaſſung da iſt, aufzuklären, oder wenigſtens uns ſelbſt oder andern anzudeuten. Das Aufklären geht bey Zahlen, Figuren und Bewegung mehr oder weniger an; bey Farben, Geruch, Geſchmack, Wärme ꝛc. würden wir es bey bloßen Zeichen müſſen bewenden laſſen, ſo oft die Empfindung ſelbſt nicht könnte erneuert werden.

§. 8. Da die eigentlich klaren Begriffe nur bey den Empfindungen ſtatt haben, ſo iſt nothwendig, daß ſolche Zeichen ebenfalls von der Art ſeyn müſſen, daß wir ſie jedesmal und nach Belieben wieder empfinden können. Denn nicht nur wird dadurch der Begriff des Zeichens klar, ſondern, weil ſtärkere Empfindungen die ſchwächern unterdrücken, ſo können wir auch ohne Mühe die Aufmerkſamkeit darauf richten, und das Zeichen erinnert uns an den Begriff, deſſen wir uns zwar ohne Empfindung nicht klar bewußt ſind, den wir aber, ſo bald die Empfindung erneuert wird, wieder erkennen können. Dieſes iſt alles, was wir uns vorſtellen, wenn wir, ohne die Empfindung zu erneuern, an den Begriff roth, weiß, grün ꝛc. oder an eine Terz, Quart, Quint, Octave ꝛc. oder an ſüß, bitter, ſauer ꝛc. gedenken.

§. 9. Die Empfindungen, die am meiſten in unſerer Gewalt ſind, ſind die Bewegungen des Leibes, die Figuren oder Zeichnungen, und die artikulirten Töne. Wir gebrauchen ſie auch wirklich alle drey

zu Zeichen der Gedanken, deren Empfindung wir nicht jedesmal erneuern können. Die Gebärden werden beſonders bey Rednern als eine Belebung der Sprache erfordert, und ſind bey den Affecten ſehr natürlich. Taube und Stumme ſind dazu eingeſchränkt, daß ſie ſich nicht wohl anders, als durch Deutungen mit den Händen und Gebärden, können zu verſtehen geben. Die Schriften der Chineſer ſind Figuren, wodurch ſie ihre Begriffe vorſtellen. Die Hieroglyphen der Aegyptier waren ebenfalls ſolche. In der Aſtronomie, Chymie, Algeber, Muſik, Choreographie ꝛc. kommen ſolche ebenfalls vor. Unſere **Buchſtaben** ſind Zeichen **artikulirter Töne**, und daher die **geſchriebenen Wörter** nur mittelbare Zeichen der Begriffe. Alle dieſe Zeichen ſind vornehmlich für das **Auge**, und daher ſind ſie des Nachts oder im Dunkeln von wenigem oder gar keinem Gebrauche. In dieſer Abſicht hat demnach der **Schall** und die **Rede** einen Vorzug, der ſie immer und nothwendig zum Zeichen unſerer Begriffe machen wird. Denn nicht nur iſt das Reden leicht, hurtig und vernehmlich, ſondern es iſt auch nicht an die Abwechſelung der Tages- und Jahreszeiten gebunden.

§. 10. So lange die Sache, welche ein Zeichen vorſtellet, nicht gegenwärtig iſt, noch von uns empfunden wird, haben wir nur den Begriff des Zeichens **klar**, weil wir in der That keine andere unmittelbare Zeichen wählen können, als ſolche, die in Empfindungen beſtehen. Denn wähleten wir Zeichen, die wir nicht immer wieder empfinden könnten, ſo würde der Begriff deſſelben in ſeiner Abweſenheit uns eben ſo dunkel bleiben, als der Begriff der ebenfalls abweſenden Sache, die das Zeichen vorſtellet, und wir müßten ein neues Zeichen annehmen, welches wir empfinden könnten.

§. 11.

§. 11. Bey der Empfindung des Zeichens iſt das Bewußtſeyn, daß es dieſe oder jene Sache, dieſen oder jenen Begriff vorſtelle, und dieſes Bewußtſeyn iſt ebenfalls nur dunkel, ſo lange wir die Sache nicht ſelbſt empfinden. Dieſe Dunkelheit des Bewußtſeyns der bedeuteten Sache hat ihre Stufen, welches daraus erhellet, daß wir zuweilen Mühe haben, uns darauf zu beſinnen, und es etwan auch vollends vergeſſen. Eben dieſes hat auch hinwiederum bey den Zeichen ſtatt, weil wir uns zuweilen auf ein Wort beſinnen müſſen, dieſen oder jenen Begriff oder Sache zu benennen und auszudrücken.

§. 12. Aus den bisherigen Betrachtungen erhellet nun, daß die ſymboliſche Erkenntniß uns ein unentbehrliches Hülfsmittel zum Denken iſt. Denn da wir, ohne die Empfindung der Sache zu erneuern, den Begriff derſelben wachend nicht aufklären können, wie es etwan im Traume geſchieht; (§. 6.) ſo würden wir ohne die Zeichen der Begriffe, entweder von jeder gegenwärtigen Empfindung hingeriſſen werden, und uns höchſtens nur der ähnlichen Empfindung dunkel bewußt ſeyn, oder von andern vormals gehabten Empfindungen nur ein dunkeles und flüchtiges Bewußtſeyn haben, welches uns aber wenig dienen würde, wenn wir es nicht an Zeichen binden könnten, deren Empfindung wir erneuern, und die Aufmerkſamkeit ganz darauf richten könnten.

§. 13. Daß wir ohne ſolche Zeichen anderen unſere Begriffe nicht mittheilen können, iſt an ſich ſo klar, daß es keines Beweiſes bedarf. Es macht aber den zweyten Theil des Beweiſes von der Nothwendigkeit der Zeichen oder der ſymboliſchen Erkenntniß aus.

§. 14. Daß ferner die Rede dazu ein ſolches Mittel iſt, welches wir immer und am leichteſten in unſerer Gewalt haben, erhellet aus der (§. 9.) angegebe-

nen Zergliederung der Mittel zu ſolchen Zeichen dergeſtalt, daß, ungeachtet wir auch **Bewegung** und **Figuren** dazu gebrauchen können, die **Rede** ſelbſt dennoch unentbehrlich bleibt, und uns den Vorzug giebt, den **Redende** über Taube und Stumme haben.

§. 15. Bey ſo bewandten Sachen iſt nicht zu zweifeln, daß nicht die Natur des Menſchen ganz dazu eingerichtet ſeyn ſollte. In der That umgiebt uns die Luft, welche den Schall fortpflanzet, aller Orten, und ſo, daß wir ohne dieſelbe nicht leben könnten. Die meiſten lernen von dem mündlichen Vortrage leichter, als wenn ſie eben denſelben leſen müßten, und viele können, ohne laut zu leſen, mit dem Leſen nicht fortkommen. Der Schall iſt ferner von der Art, daß man ſelten genöthigt iſt, das Ohr nach demſelben zu wenden, wie wir das Auge gegen die Sache richten müſſen: und da die Gränzen des deutlichen Sehens innerhalb wenigen Zollen enthalten ſind, ſo können wir den Schall in ungleich größern Entfernungen vernehmlich hören, und die Rede durch merklich viele Stuffen verſtärken rc.

§. 16. Die Zeichen thun uns ferner den Dienſt, **daß dadurch alle unſer Denken in eine ununterbrochene Reihe von Empfindungen und klaren Vorſtellungen verwandelt wird.** Denn wir können keine andere Zeichen gebrauchen, als ſolche, die empfunden werden können (§. 10). So lange wir nun keine Zeichen empfinden, ſind wir uns im Wachen jeder andern ſtärkern Empfindung bewußt. Demnach gehen uns Empfindungen nie ab.

§. 17. Da wir ferner weder immer die Dinge empfinden, an welche wir denken, und viele Abſtracta nicht empfunden werden können, ſo füllet die Empfindung der Zeichen die meiſten Lücken in unſerem Denken aus, und beſonders iſt unſere **allgemeine** oder **abſtracte**

Erkennt-

Erkenntniß durchaus ſymboliſch, weil alles, was wir unmittelbar empfinden können, individual iſt.

§. 18. Hier kömmt uns nun das zu ſtatten, was wir in der Alethiologie von der Vergleichung der Intellectualwelt und Körperwelt angemerkt haben. (§. 46. ſeqq. l. cit.) Der Eindruck, den die Objecte der verſchiedenen Sinnen und des Verſtandes in uns machen, iſt eigentlich die Grundlage zu unſerer ſymboliſchen Erkenntniß. So gedenken wir hohe Gebäude, hohe Töne, hohe rothe Farbe, hohe Gedanken, hohe Würden ꝛc. wegen gewiſſer Aehnlichkeiten des Eindruckes, den dieſe Dinge in uns machen, die von ganz verſchiedenen Sinnen herrühren. Die Folge, die wir daraus ziehen, iſt dieſe, daß, wenn unter den articulirten Tönen eine ſolche Mannichfaltigkeit des Eindruckes wäre, wie unter den Objecten jeder andern Sinnen; wenn ferner durchaus kenntliche Aehnlichkeiten unter dieſen Eindrücken ſtatt hätten, und wenn endlich jede Sache bey allen Menſchen einerley ſtärkere Eindrücke machten, daß, ſage ich, in ſolchen Umſtänden eine natürliche Sprache gar wohl würde möglich ſeyn. Denn da wir gleichſam genöthigt ſind, zu unſern Begriffen und Empfindungen Simulacra zu ſuchen, (§. 7.) ſo iſt klar, daß uns auch bey jeden geſehenen oder empfundenen Dingen, die denſelben entſprechenden, oder wegen Aehnlichkeit des Eindruckes damit harmonirenden articulirten Töne, zu Zeichen dienen würden.

§. 19. So ſind nun allerdings unſere Sprachen nicht beſchaffen, und es wäre zu weitläuftig, zu unterſuchen, welche Wörter und in welchen Sprachen ſie eine merklichere Aehnlichkeit zu der bedeuteten Sache haben. Man müßte zu den allererſten Primitiuis oder Wurzelwörtern zurücke gehen, und ihre urſprüngliche Bedeutung wiſſen, oder gar den Anlaß kennen, bey welchem ſie das erſtemal ſind gebraucht worden, wenn man

ſehen

ſehen wollte, ob der erſte Eindruck des Wortes und der Sache etwas ähnliches habe. Verſchiedene Interjectionen, z. E. ach! o! he! ey! ꝛc. weil ſie Wirkungen, und daher natürliche Zeichen von Affecten ſind, ſcheinen bey dieſer Unterſuchung ſich zuerſt anzubieten.

§. 20. Wir können daher die Wörter, und beſonders die Wurzelwörter der Sprachen, nicht wohl anders, als willkührliche Zeichen der Sachen und Begriffe anſehen, wenn wir ihre eigene Bedeutung nehmen. Hingegen haben ſie als Metaphern, wobey nämlich die eigene Bedeutung ſchon vorausgeſetzt wird, bereits mehr Aehnlichkeiten. Dieſe beſtehen aber nicht in der Vergleichung des Eindruckes, den das Wort und die Sache macht, ſondern in demjenigen, welchen die Dinge machen, die man durch die Metapher benennt. Eben dieſes iſt auch von den abgeleiteten und zuſammengeſetzten Wörtern zu verſtehen, ſo fern nämlich die urſprüngliche Bedeutung der Wurzelwörter noch bekannt iſt, und der Gebrauch zu reden keine Anomalie eingeführt hat.

§. 21. Da wir von abweſenden oder auch an ſich unempfindbaren Dingen, uns nur der Wörter oder Zeichen klar, des dadurch vorgeſtellten Begriffes oder Sache nur dunkel bewußt ſind; (§. 12.) ſo kann es gar wohl geſchehen, daß wir in der That nichts als Wörter denken, und uns nur einbilden, daß ein realer, wahrer, richtiger Begriff dabey zum Grunde liege. Und die Fälle ſind eben nicht gar ſelten, wo wir bey genauerer Unterſuchung finden, daß wir unmögliches Zeug uns als wahr und möglich vorgeſtellt oder eingebildet haben. Denn das dunkle Bewußtſeyn, daß die Wörter Begriffe vorſtellen, hat ſeine Stuffen, und es iſt dabey ſehr leicht, einen Begriff für den andern zu nehmen, weil wir uns derſelben nur dunkel bewußt ſind. Man nennt die Wörter und Sätze, welche etwas Falſches, Unmögliches, Ungeräumtes ꝛc. vorſtellen, leere Töne, und ein

Syſtem

Syſtem von ſolchen Wörtern und Sätzen, einen leeren **Wortkram.** Die Schulweisheit der Anhänger des Ariſtoteles wird eines ſolchen Wortkrams beſchuldiget, und man hat ſich bisher Mühe gegeben, die Weltweisheit davon zu reinigen. Uebrigens iſt es ſehr wohl möglich, unvermerkt in ſolchen Wortkram zu fallen, wenn man ſich nicht die Mühe nimmt, die Begriffe, die die Wörter vorſtellen, durch wirkliche Empfindung der Sache, neuerdings **klar** zu machen. Baco hat dieſes eingeſehen, weil er die Erfahrung und Verſuche als einen Probierſtein der Bedeutung der Wörter und der Begriffe vorgeſchlagen. Und dieſes hat die Wirkung gehabt, daß unter allen Theilen der Weltweisheit die Naturlehre am meiſten und am ſichtbarſten von dem leeren Wortkram befreyt worden, und noch immer mehr daran gearbeitet wird. Man ſehe auch Dianoiol. §. 585.

§. 22. Man nennt die ſymboliſche Erkenntniß auch **figürlich**, und zwar vornehmlich in ſo fern die Zeichen, wodurch ſie vorgeſtellt wird, **ſichtbar** oder **Figuren** ſind, wie z. E. die Schriften, Zahlen, Noten ꝛc. Uebrigens iſt das Wort **figürlich** vieldeutig, und wird überhaupt von den **Metaphern** oder **verblümten Ausdrücken** gebraucht, beſonders aber auch, ſo fern wir die abſtracten Begriffe und die Dinge der Intellectualwelt, wegen Aehnlichkeit des Eindruckes, uns unter ſinnlichen Bildern vorſtellen, wovon wir in der Alethiologie §. 47. Beyſpiele geben. In dieſen letztern Fällen iſt die ſymboliſche Erkenntniß auf eine gedoppelte Art figürlich, weil man von der eigenen Bedeutung des Worts abgeht, und ſich die Sache unter dem ſinnlichen Bilde vorſtellt. Auf dieſe Art haben wir in der Dianoiologie erwieſen, wie man die Lehre von den Schlüſſen durchaus und im eigentlichſten Verſtande figürlich machen könne, indem wir gezeigt haben, wie ſie ſich zeichnen laſſe.

§. 23. Die Zeichen der Begriffe und Dinge ſind ferner im engeren Verſtande **wiſſenſchaftlich**, wenn ſie nicht nur überhaupt die Begriffe oder Dinge vorſtellen, ſondern auch ſolche Verhältniſſe anzeigen, **daß die Theorie der Sache und die Theorie ihrer Zeichen mit einander verwechſelt werden können.** Da hierinn die letzte Vollkommenheit der Zeichen beſteht, ſo wollen wir uns dabey beſonders aufhalten, und die bereits ſchon erfundenen Zeichen in dieſer Abſicht durchgehen, oder nach dieſem Maaßſtabe ihren Werth beſtimmen.

§. 24. **Die Theorie der Sache auf die Theorie der Zeichen reduciren**, will ſagen, das dunkle Bewußtſeyn der Begriffe mit der anſchauenden Erkenntniß, mit der Empfindung und **klaren** Vorſtellung der Zeichen verwechſeln. Die Zeichen ſind uns für jede Begriffe, die wir nicht immer durch wirkliche Empfindung aufklären können, ohnehin ſchlechterdings nothwendig. Kann man ſie demnach ſo wählen und zu ſolcher Vollſtändigkeit bringen, daß die Theorie, Combination, Verwandlung ꝛc. der Zeichen ſtatt deſſen dienen kann, was ſonſt mit den Begriffen ſelbſt vorgenommen werden müßte; ſo iſt dieſes alles, was wir von Zeichen verlangen können, weil es ſo viel iſt, als wenn die Sache ſelbſt vor Augen läge.

§. 25. Die erſte Art von Zeichen, die wir in dieſer Abſicht betrachten können, ſind die **Noten in der Muſik.** Sie haben einen merklichen Grad der Vollkommenheit, weil ſie mit einem male die Höhe des Tones und ſeine Dauer, und vermittelſt einiger andern Zeichen auch die Art, wie er geſpielt werden ſolle, desgleichen auch in dem Generalbaß vermittelſt einiger darüber geſetzten Zahlen, eine Harmonie oder Conſonanz mehrerer Töne vorſtellen. Der einige Mangel dabey iſt, daß ſie die Criteria der Harmonie nicht angeben,

weil

weil Diſſonanzen, falſche Gänge und Sprünge, eben ſo wie die wahren, gezeichnet werden können. Man iſt daher dabey genöthigt, nach den Regeln der Compoſition das Gute und Harmoniſche zu wählen. Die Noten ſelbſt geben es nicht an.

§. 26. Von der Choreographie des Feuillet läßt ſich eben dieſes ſagen, doch mit dem Zuſatze, daß, indem er bey Erfindung eines neuen Tanzes die Figur derſelben zeichnet, die Zeichnung ſelbſt mehr Geometriſches hat, und durch die Größe, Zeit und Anzahl jeder Schritte mit dem Takte proportionirt werden muß. Dieſe Bedingung, nebſt der, daß die Figur ſchließen, und nach Abſpielung eines jeden Theils der Contredanſe ein neuer Theil der Figur des Tanzes anfangen muß, ſchränkt das Willkührliche dabey mehr ein, und die Zeichnung ſelbſt verräth die Fehler, und nöthigt, ſie zu vermeiden. Die Engländer haben Contredanſes, wofür ſie zwar keine Zeichnung gebrauchen: aber weil dieſelben aus einer gewiſſen Anzahl von Figuren beſteht, deren jede eine gewiſſe Anzahl von Takten dauert, ſo können ſie durch bloße Combination dieſer Figuren unzählig vielerley Abwechslungen und verſchiedene Tänze faſt ohne Mühe erfinden. Und da dieſe Figuren ihre Namen haben, z. E. Le pas, monter, tourner, la Chaine, le moulinet, Caſtof, le huit &c. ſo laſſen ſich alle dieſe Tänze mit wenigen Worten ſchriftlich verfaſſen, und ohne Schwierigkeit begreifen und bewerkſtelligen. Uebrigens, da die Tänze ſelbſt Figuren und Bewegungen ſind, ſo iſt auch die Zeichnung derſelben in einem viel einfachern Verſtande figürlich, als die Zeichnung der Töne in der Muſik vermittelſt der Noten.

§. 27. Man giebt ferner die Wörter Barbara, Celarent &c. wodurch man in der Vernunftlehre die Structur der zuläßigen einfachen Schlüſſe vorſtellt, als Meiſterſtücke einer Zeichenkunſt aus. Sie ſind aber in

der That nichts anders, als zum Behufe des Gedächtniſſes abgekürzte Ausdrücke, und zugleich Namen der einfachen Schlußarten, denen wir in der Dianoiologie noch ſieben andere für die einfachſten Umwege beygefügt haben, in welchen jeder Buchſtabe bedeutend iſt. Denn ungeacht in den Wörtern oder Namen dieſer Umwege im Schließen, Caſpida, Serpide, Saccapa &c. jede Sylbe und überdieß noch jeder Buchſtab eine Regel, und daher jeder dieſer Namen zehen Regeln vorſtellt, ſo geben ſie doch die Theorie der Schlüſſe nicht ſelbſt, ſondern nur die Folgen derſelben an; weil man aus andern Gründen ausmachen muß, welche Combinationen dieſer Buchſtaben zuläßige Schlüſſe geben, und welche hingegen müſſen verworfen werden. Man hat auch für andere Fälle noch ſehr viele dergleichen Verſus memoriales, und vorzeiten wurden dadurch bald ganze Kalender vorgeſtellt. Wir wollen zum Beyſpiel aus dem Sacroboſco und Maurolyco folgende anführen, weil ſie keiner andern Erläuterung bedürfen, als daß der Anfangsbuchſtab eines jeden Wortes den Sonntagsbuchſtab des Julianiſchen Kalenders für jede 28 Jahre des Sonnenzirkels vorſtellt.

Fallitur Eua Dolo, Cibus Adae Gaudia Finit,
Et Cum Botrus Adhuc Germinet, Eua Dolet.
Chriſtus Bella Gerit, Finitur Eo Duce Bellum
Ad Grauidam Fit Dux, Cuncta Beauit Aue.

Fängt man bey dem zweyten Worte des zweyten Verſes an, ſo erhält man die Sonntagsbuchſtaben für den Gregorianiſchen und verbeſſerten Kalender dieſes jetztlaufenden Jahrhunderts.

§. 28. Namen, die mehr wiſſenſchaftlich zuſammengeſetzt ſind, ſind die von den 32 Winden, welche die Schiffer gebrauchen. Es ſind vier einfache Namen, S, O, N, W, für die vier Hauptgegenden. Mitten zwi-

ſchen dieſe fallen vier andere, SO, SW, NO, NW, und dieß giebt ſchon acht. Zwiſchen dieſe fallen acht andere, SSO, OSO; SSW, WSW; NNO, ONO; NNW, WNW, und dieſes giebt 16. Zwiſchen dieſe fallen 16 andere, welche von den acht erſten her benennt werden, SgO, SOgS, SOgO, OgS; SgW, SWgS, SWgW, WgS; NgO, NOgN, NOgO, OgN; NgW, SWgN, NWgW, WgN. Die zweyte Ordnung zeigt ſchlechthin die zwo Hauptgegenden an, zwiſchen welche die 4 entſprechende Winde fallen. In der dritten Ordnung wird den Namen der zweyten die Hauptgegend vorgeſetzt, gegen welche die dadurch angezeigten Winde von den Winden der zweyten Ordnung abweichen. In der vierten Ordnung wird den Namen der beyden erſten Ordnungen die Hauptgegend angehängt, gegen welche die dadurch benennten Winde von den Winden der erſten und zweyten Ordnung abweichen. Damit kommen ſie nun in folgende Reihe: S, SgO, SSO, SOgS, SO, SOgO, OSO, OgS; O, OgN, ONO, NOgO, NO, NOgN, NNO, NgO; N, NgW, NNW, NWgN, NW, NWgW, WNW, WgN; W, WgS, WSW, SWgW, SW, SWgS, SSW, SgW. Zu dieſen 32 Winden würden leicht noch 32 andere, die zwiſchen dieſelben fallen, benennt werden können, wenn man die 16 Winde der drey erſten Ordnungen zum Grunde legt, und nur durch Beyfügung der Wörter halb S, halb O, halb W, halb N, anzeigt, gegen welche Hauptgegend ſie davon abweichen. Z. E. ShO, SSOhS, SSOhO, SOhS, SOhO 2c. dieſe Namen geben durch ihre Combination nicht nur die Gegend der Winde zu erkennen, ſondern ſind auch von der Art, daß man, vermittelſt einiger ſehr einfachen Regeln, gar nicht nöthig hat, das Gedächtniß mit 32 oder gar 64 verſchiedenen Namen zu beſchweren, ſondern ohne Mühe jeden Wind benennen, und hinwiederum aus dem Namen die Gegend deſſelben finden kann.

Die Möglichkeit jeder Combination dabey iſt allgemein, welches bey den Namen der Schlußarten Barbara, Celarent &c. nicht angeht, weil die meiſten von den combinirten Buchſtaben A, E, I, O, nur unzuläßige Schlüſſe angeben.

§. 29. Hingegen iſt die Zeichnung der Schlüſſe, wie wir ſie in der Dianoiologie angegeben, durchaus Charakteriſtiſch, weil ſie ganz auf der **Vergleichung der Intellectualwelt und Körperwelt** (§. 52. Alethiol.) beruht. Denn wir geben den allgemeinen Begriffen eine **Ausdehnung**, weil ſie ſich auf alle **darunter** gehörende Indiuidua **erſtrecken**. In dieſer Abſicht ließen ſich Indiuidua durch **Puncte**, die Arten und Gattungen durch **Linien** vorſtellen, die Linien der Arten **unter** die Linien ihrer **höhern** Gattungen zeichnen, und die Linien der nicht unter einander gehörenden Begriffe **außer** oder **neben** einander ſetzen. Dieſes gab die Zeichnung der vier Arten von Sätzen, und ſodann die Zeichnung jeder **Schlußarten** von ſelbſt an, und das Weſentliche von dieſer Zeichnungsart, welches dieſelbe im ſtrengſten Verſtande wiſſenſchaftlich macht, iſt, daß ſie die Unmöglichkeit unzuläßiger Schlüſſe angiebt, weil dieſelben nicht können determinirt gezeichnet werden, und daß ſie hingegen bey den zuläßigen Schlüſſen alle Schlußſätze, die aus den Vorderſätzen gerade und umgekehrt gezogen werden können, mit einem male vor Augen ſtellt. Man ſehe Dianoiol. §. 196. ſeqq. Hier läßt ſich demnach die Theorie der Sache mit der Theorie der Zeichen verwechſeln (§. 23.), welches bey den vorhin angeführten Beyſpielen der Noten, Tänze, Namen der Schlußarten und Winde (§. 25. ſeqq.), nicht durchaus angeht, wenigſtens ſo, wie ſie noch dermalen ſind.

§. 30. Die chymiſchen und aſtronomiſchen Zeichen ſind bloße Abkürzungen, die man ſtatt der Wörter gebraucht.

braucht. Indeſſen läßt ſich von einigen der Grund angeben, warum ſie vielmehr dieſe als eine andere Figur haben. Boerhave hat in ſeiner Chymie einige Aehnlichkeit der Zeichen ☉, ☽, ☿, ♀, ♃, ♂, ♄, mit den dadurch bezeichneten Metallen aufgeſucht. Die Aſtronomen gebrauchen eben dieſe Zeichen für die Planeten, und finden nach Anleitung der Mythologie in ☿ den Caduceum des Merkurs, in ♀ den Spiegel der Venus, in ♂ den Spieß und Schild des Mars, in ♄ die Senſe des Saturns, in ♃ den Donnerſtral des Jupiter. In den Zeichen des Thierkreiſes ♈, ♉, ♊, ♋, ♌ ꝛc. ſollen ebenfalls die Hörner des Widders, der Kopf und die Hörner des Stiers ꝛc. gezeichnet zu ſehen ſeyn. Es ſind aber alles dieſes nur Anſpielungen, die zur wiſſenſchaftlichen Kenntniß der Sternlehre wenig oder nichts beytragen.

§. 31. Hingegen haben die Zeichen, die man über die Grade, Minuten, Secunden ꝛc. ſetzt, im eigentlichſten Verſtande etwas Wiſſenſchaftliches, wenn man ſie für Exponenten von Sexageſimalbrüchen anſieht. Denn auf dieſe Art will z. E. der Bogen

$$13^{\circ},\ 15',\ 35'',\ 46''',\ \text{ꝛc.}$$

eben ſo viel ſagen, als die Reihe

$$13 + 15\cdot(\tfrac{1}{60}) + 35\cdot(\tfrac{1}{60})^2 + 46\cdot(\tfrac{1}{60})^3 + \text{ꝛc.}$$

Oder:

$$13 + 15\cdot 60^{-1} + 35\cdot 60^{-2} + 46\cdot 60^{-3} + \text{ꝛc.}$$

welche Zeichnungsart aus der Algeber entliehen, und durchaus wiſſenſchaftlich iſt, nachdem Newton die Theorie der Exponenten darinn eingeführt hat.

§. 32. In den Rechten ſtellt man die Grade der Verwandſchaft und Schwägerſchaft figürlich vor, und daher ſind auch die Stammtafeln, Sipſchaftbäume ꝛc. genommen. Die Namen der aufſteigenden, ab-

ſteigenden, Collaterallinien, die Grade der Verwandſchaft ꝛc. gründen ſich darauf, daß die Succeſſion nur eine Dimenſion hat, und als Linear vorgeſtellt, und hingegen was zugleich iſt, wie z. E. Zwillinge und überhaupt Geſchwiſter, neben einander gezeichnet werden können. Da demnach dieſe figürliche Vorſtellung mit der Sache ſelbſt eine durchgängige Aehnlichkeit hat, ſo iſt ſie allerdings wiſſenſchaftlich, und wird in den Rechten zum augenſcheinlichen Demonſtriren, und zur Abzählung der Grade der Verwandſchaft und Schwägerſchaft wirklich gebraucht.

§. 33. Die ſogenannten Sinnbilder, Emblemata, und allem Anſehen nach auch die ägyptiſchen Hieroglyphen, haben ebenfalls etwas von der Charakteriſtik. Sie dienen aber mehr, ſchlechthin die bedeutende Sache gleichſam poetiſch vorzuſtellen, und es muß immer aus andern Gründen erwieſen werden, wie weit ſich die Alluſion und Aehnlichkeit erſtrecke. So malt man die Gerechtigkeit mit verbundenen Augen, mit der Wage und dem Schwert ꝛc. die Zeit mit der Senſe und Stundenglas ꝛc. weil dieſe Bilder eine Aehnlichkeit mit der dadurch vorgeſtellten Sache haben. Aber dieſe Aehnlichkeit muß man voraus wiſſen.

§. 34. Auf eine vollſtändigere Art iſt das Zahlengebäude charakteriſtiſch, wie wir es heut zu Tage haben. Es iſt allerdings nichts geringes, durch zehen Ziffern, oder nach der Leibniziſchen Dyadik, nur durch zwo Ziffern, alle mögliche Zahlen vorſtellen zu können, und jede Rechnungen damit zu machen, und zwar auf eine ſo mechaniſche Art, daß es wirklich auch durch Maſchinen geſchehen kann, dergleichen Paſcal, Leibniz, Ludolf und andere erfunden. Das heißt im ſtrengſten Verſtande: die Theorie der Sache auf die Theorie der Zeichen reduciren, und man iſt ſo ſehr daran gewöhnt, daß man die Zahlen bald für nichts anders

als

als Zeichen anſieht, zumal da ſie in der That auch nur Verhältnißbegriffe ſind.

§. 35. Das vollkommenſte Muſter der Charakteriſtik aber iſt die Algeber, und die dadurch veranlaßte Theile der Analyſis der Mathematiker. Sie hat als Zeichenkunſt ihre eigene Theorie, die man niemals weit genug wird treiben können. Wird aber eine Aufgabe aus andern Wiſſenſchaften auf eine algebraiſche reducirt, ſo kann man von derſelben ganz abſtrahiren, und die Auflöſung der algebraiſchen Aufgabe iſt zugleich auch die von der andern Aufgabe, welche man auf die algebraiſche reducirt hatte.

§. 35[a]. Da hier der Ort iſt, die Algeber nicht als Algeber, ſondern als Charakteriſtik zu betrachten, ſo ſetzen wir ſie voraus, und merken daher an, daß dieſe Wiſſenſchaft nur beſtimmt, welche zuſammengeſetzte Möglichkeiten aus allen möglichen Verbindungen der an ſich unbedingten Poſtulaten der Größenlehre entſtehen, wie weit ſie reichen, welche Verhältniſſe ſie haben, und wie ſie ſich in einander verwandeln laſſen. Daß die Poſtulata im Reiche der Wahrheiten überhaupt allgemeine und unbedingte Möglichkeiten angeben, haben wir in der Alethiologie (§. 246.) erwieſen. Solche ſind nun in der Größenlehre diejenigen, welche die Algeber durch die Zeichen + und — ausdrückt. Die nächſt daraus fließenden werden durch die Zeichen (·) und (:) und $\sqrt{}$ vorgeſtellt, und aus dieſen begeben ſich die Exponenten, und jede Wurzeln. Der Ausdruck

$$\sqrt{(a-b)}$$

fängt ſchon an, Grenzen der Möglichkeit zu haben, weil, wenn $b > a$, die Quadratwurzel, unmöglich und daher nur eingebildet iſt.

§. 36. Wir merken ferner an, daß die Zeichen + — · : $\surd$, und die Stelle der Exponenten, an ſich betrachtet, willkührlich ſind, daß man aber dennoch, um einander verſtändlich zu bleiben, nicht mehr davon abgeht. Hingegen in Anſehung der Zeichen, die man für die Größen ſelbſt gebraucht, iſt mehr willkührliches. Man bedienet ſich überhaupt der Buchſtaben, und hat auch mehrerer Deutlichkeit halben ſich angewöhnet, die bekannten und unveränderlichen Größen durch die erſten Buchſtaben a, b, c ꝛc. die unbekannten und veränderlichen aber durch die letzten Buchſtaben x, y, z ꝛc. und die bloßen Verhältniſſe durch die mittlern Buchſtaben m, n, p ꝛc. des Alphabets vorzuſtellen. Indeſſen iſt dieſes ſo gar nothwendig nicht, und beſonders werden die Verhältniſſe öfters füglicher durch die Functionen von Zirkelbögen vorgeſtellet, zumal, nachdem die Integralrechnung gelehret hat, daß ſolche vorkommen können, wo von Figuren bald keine Rede iſt, oder wo die Figuren ſelbſt nur ſinnliche Bilder der Größen ſind.

§. 37. Der Grund, warum die Auswahl der Buchſtaben, wodurch man die Größen ſelbſt vorſtellet, willkührlicher iſt, liegt darinn, daß die Algeber nicht mit Zahlen, ſondern mit Größen umgeht, die man nach Belieben beſtimmen kann, und daß bald jede Aufgabe mehr oder weniger gegebene und geſuchte Größen mit einander vergleicht. Hingegen kommen die Poſtulata + — · : $\surd$ ꝛc. immer vor, weil man nicht anders, als nach dieſen allgemeinen und unbedingten Möglichkeiten, diejenigen beſtimmen kann, welche in der Aufgabe vorkommen.

§. 38. Die Algeber iſt demnach nicht eine Zeichenkunſt der Größen ſelbſt, ſondern nur ihrer Verwandelungen und Verhältniſſe, und die Auflöſung jeder algebraiſchen Aufgabe giebt an, wie man die gegebenen Größen addiren, multipliciren ꝛc. und überhaupt

ver-

verwandeln ſolle, damit man eine Größe heraus bringe, die der geſuchten gleich iſt.

§. 39. Wir merken dieſes an, weil daraus erhellet, daß **Wolf** allerdings Urſache hatte, zu der Leibniziſchen allgemeinen Zeichenkunſt noch eine **Verbindungskunſt der Zeichen** zu fordern. Denn ſollen wir die Vergleichung weiter ausdehnen, ſo wird die Zeichenkunſt jeder einzelner Begriffe nur dem Zahlengebäude, die Verbindungskunſt der Zeichen aber der Algeber gleichen. Dieſes erhellet daraus, weil jeder Begriff, eben ſo wie jede Zahl, etwas eigenes hat, dagegen aber die Verbindungskunſt der Zeichen auf die allgemeinen Verhältniſſe der Begriffe, ſchlechthin als Begriffe betrachtet, geht, wie die Algeber die Größen nur als Größen betrachtet, und ihre Verhältniſſe beſtimmet.

§. 40. Ohne aber auf dieſe Vergleichung zu ſehen, ſo läßt ſich ſowohl die allgemeine Zeichenkunſt, als die Verbindungskunſt der Zeichen an ſich betrachten. Erſtere ſollte uns überhaupt jedes *Definitum* durch ſeine Definition kenntlich machen. Dieſen Vortheil gewähren uns die Wörter unſerer Sprachen ſelten oder gar nicht. Wir werden aber dennoch im folgenden unterſuchen, wiefern ſie dazu eingerichtet ſind, und was daran noch mangelt. Hier merken wir nur an, daß man im Nachdenken und in Verbindung mehrerer Schlüſſe, zuweilen auf Definitionen verfällt, deren Definita bereits unter gewiſſen Namen bekannt ſind. Die Wörter, wodurch die Definition ausgedrücket wird, geben dieſe Namen nicht an. Sie ſollten es aber thun, wenn unſere Sprachen weniger willkührlich und mehr charakteriſtiſch wären. Denn dieſes hieße die Theorie der Sache auf die Theorie der Zeichen reduciren. Nehmen wir nun noch hiezu, daß eigentlich zuſammengeſetzte Begriffe müſſen definirt werden, und daß dieſel-

ben im Reiche der Wahrheiten als Prädicate vorkommen, ehe ſie als Subjecte vorkommen (§. 241. ſeq. Alethiol.); ſo ergiebt ſich leicht, daß das erſtangeführte Requiſitum der Charakteriſtik durchaus nothwendig ſey. Denn wenn man im ſtrengſten Verſtande a priori geht, ſo verfällt man auf die Definition der zuſammengeſetzten Begriffe, ehe man auf ihre Namen verfällt. (§. cit.) Sollten nun die Zeichen ſtatt der Sachen ſelbſt ſeyn, ſo iſt klar, daß dieſe Ordnung ebenfalls dabey vorkommen müßte. Dieſes Requiſitum iſt demnach der Leitfaden, wenn man eine ſolche Charakteriſtik erfinden will.

§. 41. Die Verbindungskunſt der Zeichen bezieht ſich auf die allgemeinen Verhältniſſe der Begriffe, Sätze, und überhaupt jeder Wahrheiten. Sie beſtimmt, welche zuſammengeſetzte Möglichkeiten aus allen möglichen Verbindungen der an ſich unbedingten Poſtulaten der Alethiologie entſtehen, wie weit ſie reichen, welche Verhältniſſe ſie haben, und wie ſie ſich in einander verwandeln laſſen ꝛc. Was dieſes ſagen will, werden wir am füglichſten durch Beyſpiele, die wir in der Dianoiologie und Alethiologie bereits angeführet haben, erläutern können. Denn daraus wird erhellen, daß es wirklich ſolche Verhältniſſe, Verwandelungen und bedingte Möglichkeiten gebe. Man rechne demnach überhaupt hieher, was wir (§. 431—454. Dianoiol.) von der Reduction jeder Aufgabe auf eine pur logiſche, ausführlich geſaget haben: Insbeſondere aber die allgemeine Möglichkeit, jeden aus einfachen Schlüſſen beſtehenden Beweis in eine ganz einfache Schlußkette von lauter Grundſätzen zu verwandeln, (§. 309. Dianoiol.) die Identität der Vorderſätze zu einem identiſchen Schlußſatze (§. 356. l. cit.), die Unmöglichkeit, aus einem Satze ſein Gegentheil herzulei-

ten (§. 370. l. cit.), die Bedingungen, vom Theil auf das Ganze zu ſchließen (§. 383. ſeqq. loc. cit.), die Bedingungen, von den Folgen auf die Gründe zu ſchließen (§. 391—409. loc. cit.), den Einfluß falſcher Vorderſätze auf den Schlußſatz (§. 235. ſeqq. loc. cit.), die Bedingungen und Formeln der nächſten Umwege im Schließen (§. 270. ſeqq. 289—300. l. cit.), die allgemeine Möglichkeit, irrige Sätze auf Widerſprüche zu bringen (§. 171—173. Alethiol.), den Anfang im Reiche der Wahrheiten (§. 236. Alethiol.), die Unmöglichkeit, alle Wahrheiten zugleich zu läugnen (§. 258. loc. cit.) ꝛc.

§. 42. In allen dieſen Beyſpielen wird die Wahrheit theils überhaupt, theils unter gewiſſen Bedingungen, ſchlechthin als Wahrheit betrachtet, und ihre Symptomata beſtimmt. Es iſt nicht zu zweifeln, daß zu denſelben nicht noch mehrere andere ſollten können gefunden werden, und dahin dienet die angezogene Reduction jeder Aufgabe auf eine pur logiſche, und hinwiederum auch die Beſtimmung der Anläße, wobey jede logiſche Aufgabe angewandt werden kann.

§. 43. Wir haben ferner dieſe Beyſpiele hier nur angeführet, um zu zeigen, daß die Theorie der Wahrheit an ſich oder unter gewiſſen Bedingungen betrachtet, Aufgaben enthalte, welche eine ihnen eigene Zeichnung verdienen. Diejenige, die wir in der Dianoiologie für die Sätze und Schlüſſe angegeben haben, iſt kaum noch ein Anfang dazu, und wir haben ſie in den angeführten Beyſpielen nicht einmal gebraucht, ſondern die Begriffe durch Buchſtaben, die Bedingungen und Verhältniſſe aber durch Worte ausgedrücket. Statt dieſer Worte hätten wir gar leicht andere Zeichen einführen können, die in der That mehr oder weniger wiſſenſchaftlich würden geweſen ſeyn. Sie wären aber nur noch auf einzelne Theile anwendbar geweſen,

und da etwas Allgemeines und durchaus Wiſſenſchaftliches dabey möglich bleibt, ſo haben wir uns bey ſolchen einzelnen Stücken nicht aufhalten wollen. Denn da die Zeichen von der Art ſeyn müſſen, daß ihre Theorie ſtatt der Theorie der Sache ſelbſt dienen ſoll, ſo iſt unſtreitig, daß man erſt letztere vollſtändig vor ſich haben müſſe, wenn man die Zeichen ganz dazu will eingerichtet haben. So weit waren wir aber an angeführten Orten noch nicht gekommen. Indeſſen kann die für die Schlüſſe angegebene Zeichnung zur Probe der Möglichkeit dienen.

§. 44. Außer den bisher angeführten Arten der Zeichen (§. 25. ſeqq.) haben wir in der Dichtkunſt einige, wodurch die Form der Verſe vorgeſtellet wird, z. E. die Hexameter

— ◡ ◡ | — ◡ ◡ | — ◡ ◡ | — ◡ ◡ | — ◡ ◡ | — ◡
— — | — — | — — | — — | — ◡ ◡ | — —

wo das — eine lange, das ◡ aber eine kurze Sylbe vorſtellet. Dieſe Zeichen haben keine andere Theorie, als daß ſie ſich combiniren laſſen, um dadurch alle mögliche Versarten herauszubringen. Welche aber ſich zu jeder Art von Gedichten ſchicken, muß aus andern Gründen beſtimmt werden. Wir haben eben dieſes von den Noten in der Muſik angemerket (§. 25.). Man könnte ſtatt dieſer zwey Zeichen der kurzen und langen Sylben, wirklich Noten gebrauchen, wenn man zugleich auch auf die Abwechſelung der Vocalen in den Worten ſehen wollte, weil dieſelben eben ſo gut, als die Länge der Sylben, etwas muſikaliſches haben, worauf allem Anſehen nach der Erfinder der Namen ut, re, mi, fa ꝛc. geſehen. Es haben aber die lateiniſche, und beſonders die griechiſche Sprache, mehr Abwechſelungen in den Vocalen, und ſchicken ſich daher zu dieſer Art von Muſik ungleich beſſer, und überhaupt kömmt es dabey mehr

auf glückliche Einfälle des Dichters, als auf den Zwang des Ausſuchens an.

§. 45. Die **Heraldik** iſt ebenfalls eine Art von Zeichenkunſt, die aber bald durchaus auf willkührlichen Dingen beruhet. Indeſſen hat ſie ihre Regeln, nach denen die Figur des Wapens, die Metalle und Farben, die Theilung des Schildes, die Figuren und Zierrathen beſtimmet werden. Man hat die meiſten von dieſen Dingen bedeutend gemacht, und daher die Wapen in Herrſchafts- Prätenſions- Würden- Geſchlechts- Wapen ꝛc. unterſchieden. Man kann ſie überhaupt als Zeichen der **Verhältniſſe** anſehen, in welchen der, ſo ein Wapen führet, ſeines Geſchlechts, Standes, Ranges halben ꝛc. ſich befindet, und in dieſer Abſicht machen ſie eine beſondere Sprache aus. Es hat ſie der eingeführte Gebrauch nothwendig gemacht, und in ſo ferne ſind ſie in vielen Stücken ein Theil der Authentität.

§. 46. Man hat ferner in den **Landcharten** eine Menge von Zeichen, wodurch, nebſt der Lage der Oerter, auch vieles von ihrer Beſchaffenheit vorgeſtellet wird. Dieſe Zeichen ſind, ungefähr wie die chymiſchen und aſtronomiſchen (§. 30.), nur Abkürzungen, und in ſoferne nützlich, weil ſie viel auf einen Anblick vorſtellen. Es iſt nicht zu zweifeln, daß ſie noch mehrerer Vollkommenheit fähig wären, und vielleicht ließen ſich Namen ausſinnen, in welchen jeder Buchſtab eine geographiſche Bedeutung hätte, ungefähr wie wir in der Dianoiologie den nächſten Umwegen im Schließen die Namen Caſpida, Serpide, ꝛc. gegeben haben, in welchen jeder Buchſtab einen beſondern Umſtand oder Regel anzeigt. Wir können eben dieſes für die **Botanik** anmerken. Es werden wiſſenſchaftliche Zeichen und Namen jeder Kräuter und Gewächſe möglich ſeyn, ſo bald man die Unterſcheidungsſtücke derſelben auf eine

geringe

geringe Anzahl und ihre Combinationen wird bringen können, welches aber noch dermalen nicht ſo leicht anzugehen ſcheint.

§. 47. Es giebt ferner noch eine Menge anderer Zeichen von ſehr verſchiedener Art und Abſicht. Die **natürlichen** ſind mit der bedeuteten Sache mit ihren Urſachen, Wirkungen ꝛc. in einer gewiſſen Verbindung, wie z. E. der Rauch ein Zeichen von der Gegenwart des Feuers, die Abendröthe ein Zeichen des darauf folgenden hellen Wetters iſt. Die natürlichen Zeichen ſind allerdings einer Theorie fähig, wodurch ihre Verbindung mit der bedeuteten Sache beſtimmt und erwieſen werden ſollte. In Ermangelung derſelben aber muß wenigſtens durch genaue Erfahrungen ausgemacht werden, ob ſie immer zutreffen, oder nicht. Denn da ſie deswegen Zeichen genennet werden, weil ſie Anzeigen einer bereits geſchehenen oder einer gegenwärtigen oder Vorbothen einer künftigen Veränderung in der Natur ſeyn ſollen, ſo iſt die Haupterforderniß dabey, daß man ſich darauf müſſe verlaſſen können, und daß ſie nicht trügen, wie die meiſten Zeichen der bevorſtehenden Witterung, die man von Alters her für ſolche ausgegeben hat, und ſtatt deren man in der Naturlehre, ſo wie auch in Abſicht auf die Krankheiten in der Arzneygelehrtheit, immer mehr bemühet iſt, zuverläßigere auszufinden.

§. 48. Unter die **willkührlichen** Zeichen gehören die meiſten Cärimonien, das Läuten der Glocken, die verabredeten Zeichen im Kriege, bey Solemnitäten ꝛc. das Anklopfen, das Winken, Drohen ꝛc. Dieſe alle ſind mehr oder weniger willkührlich, je nachdem ſie weniger oder mehr Aehnlichkeit mit der bedeuteten Sache haben. Beſonders aber ſind die Cärimonien einer Theorie fähig, wenn man das Unnütze und Altfränkiſche daraus wegſchaffen, und ſie überhaupt ſo beſtimmen

men ſoll, daß ſie die Hauptſache, die ſie vorſtellen, nicht verdrängen, ſondern eher dazu behülflich ſind, daß dieſe ihre ächte Form erhalte. Die verabredeten Zeichen aber ſollen kenntlich und zuverläßig ſeyn, weil die davon abhängende Unternehmung fehlſchlagen kann, wenn ſie nicht recht gewählt werden.

§. 49. Da die Zeichen, welche im ſtrengſten Verſtande wiſſenſchaftlich ſind, von der Art ſeyn ſollen, daß die Theorie der dadurch vorgeſtelleten Sache auf die Theorie der Zeichen ſollen können reducirt werden (§. 23.), ſo bleibt bey denſelben ungleich weniger Willkührliches, als bey jeden andern Arten, die etwan nur zur Abkürzung gebraucht werden, oder wodurch man, wie bey den Ziffern oder verborgenen Schriften, eigentlich die Abſicht hat, ſeine Gedanken zu verſtecken. Wir haben demnach zu ſehen, wie ferne bey den wiſſenſchaftlichen Zeichen etwas Willkührliches bleibe.

§. 50. Zu dieſem Ende können wir dabey anfangen, daß wir die Zeichen, wodurch eine Sache vorgeſtellet wird, von der **Nachahmung** und dem bloßen **Bilde** der Sache unterſcheiden, ſo ferne nämlich dieſe Wörter etwas Aehnliches in ihrer Bedeutung haben, und in einigen Fällen mit einander verwechſelt werden. Denn das Zeichen, die Nachahmung und das Bild, oder die Abbildung der Sache, ſtellen dieſelbe vor, aber jedes auf eine beſondere Art. Die **Nachahmung** hat unzählige Stufen, und erſtrecket ſich zuweilen auf Dinge von ganz verſchiedener Art. Der Maler, der Tonkünſtler und der Dichter ſuchen das Licht durch den Schatten zu erhöhen, und darinn der Natur nachzuahmen, der Maler faſt von Wort zu Wort, der Tonkünſtler durch ſeine Contrapunkte und gewählte Diſſonanzen, der Dichter durch das horaziſche: ex fumo dare lucem, oder wenn er, wie zuweilen Homer, zu ſchlafen ſcheint, um mit mehrerem Leben aufzuwachen, wie z. E.

wenn,

wenn, nachdem Diomedes aus dem Treffen weg iſt, Merion und die andern Subalternen ſich matt wehren, damit Achilles ſich zeigen, und ehe er ſchlägt, den Trojanern den ſchon gefaßten Muth mit einem male fallen machen könne.

§. 51. Die **Abbildungen** ſind im engern Verſtande, Abſchriften des Originals, wie bey den Portraits und allen nach dem Leben gezeichneten Gemälden. Oder wie bey den Tonkünſtlern, wenn ſie den Geſang der Vögel und jeden andern Schall, ſo gut es mit Inſtrumenten möglich iſt, oder in der Vocalmuſik den Ton der Affecten vorſtellen. Im weitläuftigern Verſtande ſind Abbildungen auch die **Sinnbilder**, und mit Worten die Beſchreibung jeder Eigenſchaften der Sache, von abſtracten Dingen aber die **Metaphern** und **ſinnlichen Bilder**, die mit der Sache eine merklichere Aehnlichkeit haben. Dieſe letztern grenzen nun näher an die **Zeichen**, welche wir wiſſenſchaftlich nennen, und von dem bloßen Umriſſe der Abbildung, bis überhaupt zu jeder Vorſtellung der Sache oder ihres ſinnlichen Bildes gehen. Die Stufen der Aehnlichkeit ſind nun folgende.

§. 52. Einmal, wenn die Sache, ſo gezeichnet werden ſoll, ſelbſt eine Figur, Bewegung, Rangordnung, Succeßion ꝛc. iſt, ſo hat man die Zeichnung nicht weit herzuholen. In der Choreographie läßt ſich die Figur des Tanzes durch Linien, die Größe eines jeden Schrittes durch numerirte Punkte, die Art des Schrittes durch einfache Züge, welche die Stellung des Fußes, und überhaupt des Leibes, anzeigen, an ſich vorſtellen, weil die Bewegung linear, und bey dem Tanze alles **Figur** iſt. Die Succeßion iſt ebenfalls linear, und daher wird in der Sprache jeder Buchſtabe, in der Muſik jede Note nach der andern gezeichnet, wie ſie auf einander folgen. Die Ordnung der Töne, in Abſicht auf ihre Höhe und

Tiefe,

Tiefe, gab ſehr natürlich Anlaß, ſich die Notenlinien als Stufen vorzuſtellen, und auf dieſe Art gebraucht die Tonkunſt zwo Dimenſionen, um figürlich vorgeſtellet zu werden.

§. 53. Bey dem Zahlengebäude hatte man ebenfalls auf die Rangordnung zu ſehen. Denn, nachdem man längſt ſchon gewöhnet war, nach der Abzählung an den Fingern, von 1 zu 10, 100, 1000 ꝛc. zu zählen, und dabey immer wieder zu den 1, 2, 3 ꝛc. zurück zu kehren, ſo kam die Erfindung des wiſſenſchaftlichen Zahlengebäudes darauf an, daß man die 1, 10, 100, 1000 ꝛc. vor einander ſetzete, und daher ihre Würde durch die Stelle anzeigte. Man kann hieraus ſehen, wie viel es darauf ankömmt, daß uns die Vorderſätze zu einem nützlichen Schlußſatze zugleich beyfallen. Denn dieſe Erfindung hätte ungleich älter ſeyn können, als ſie wirklich iſt, und man hat ſich zu verwundern, daß ſie nicht ſchon dem Pythagoras in Sinn gekommen.

§. 54. Die Algeber hat in ihren Zeichen viel willkührliches, und in ſo ferne ſind ſie in der That nur Abkürzungen, welche machen, daß man die ganze Rechnung leichter überſehen kann, als wenn man Worte dazu gebrauchen wollte. Die Deutlichkeit dabey fordert, daß man die Zeichen der Größen von den Zeichen der Operationen verſchieden annahm, und da man für die erſtern mehrentheils Buchſtaben gebraucht, ſo hat man für die letztern die Zeichen $+ \; - \; \cdot \; : \; \surd$ angenommen, welche mit der bedeuteten Sache wenig Aehnlichkeit haben. Da alſo dieſe Zeichen weder Bilder der algebraiſchen Operationen noch ihrer Verhältniſſe ſind, ſo geben ſie auch die damit vorzunehmende Verwandelung einer Gleichung in eine andere nicht an, ſondern es wird eine Theorie dazu erfordert, welche zeigt, wie man dieſe Zeichen der Sache gemäß verwechſeln ſolle, und welche zugleich auch den Erfolg jeder Verwech-

ſelung beſtimmt. Dadurch erhält man ſo viel, daß die Theorie der Sache auf die Theorie der Zeichen reducirt wird, und daß man von der Sache abſtrahiren kann, ſo bald man die Aufgabe auf ihre Gleichungen gebracht hat. Die Aufgabe wird dadurch local gemacht, und ihre Auflöſung kömmt nur auf die Veränderung der Zeichen und der Stelle jedes Buchſtabens an, weil derjenige, welcher die geſuchte Größe vorſtellet, zuletzt auf der Seite des Gleichſtriches = allein bleiben ſoll. Man kann ſich die Rechnung unter dem Bilde des Abwägens vorſtellen, und was auf beyden Seiten des Gleichſtriches iſt, als Gewichter in beyden Wagſchalen betrachten, und die Wage ſoll immer inne ſtehen. Z. E. die Aufgabe: Aus der Summe a, und Differenz b, zwoer Größen x, y, jede dieſer Größen zu finden, will in dieſem Stylo ſagen: beyde Gewichte x und y wägen zuſammen a Pfund, und x wiegt b Pfund mehr als y, oder wenn x auf der einen Wagſchal liegt, ſo muß man auf der andern y und b legen, wenn die Wage inne ſtehen ſoll. Dieſe beyden Bedingungen heißen nun algebraiſch

$x + y = a$ nämlich x und y wägen a.

$x = y + b$ x wiegt y und b.

Die letzte Gleichung zeigt, daß man in der erſten für x könne $y + b$ ſetzen, und damit erhält man

$$2y + b = a.$$

Die Wage nämlich ſteht wiederum inne, wenn man das kleinere Gewicht doppelt zu dem Unterſchiede b legt, und in der andern Wagſchal a liegen läßt. Nimmt man nun aus der erſten Wagſchal b weg, ſo muß eben ſo viel aus der andern weggenommen werden, wenn anders die Wage inne ſtehen ſoll. Demnach

$$2y = a - b$$

Hier

Hier hat man nun in der erſten Wagſchal das kleinere Gewicht doppelt, in der andern ein bekanntes Gewicht, demnach wird y die Hälfte deſſelben ſeyn, dieſes heißt

$$y = \frac{a - b}{2}$$

So weitläuftig aber raiſonirt ein Algebraiſte nicht. Denn da er weiß, daß in der Gleichung

$$2y + b = a$$

das y auf der einen Seite allein bleiben ſoll, ſo fängt er an, das b auf die andere Seite zu bringen, und die erſten Gründe der Algeber geben ihm ein für allemal an, es müſſe mit Verwechſelung des Zeichens + in — geſchehen. Demnach macht er ohne viel Beſinnens

$$2y = a - b$$

Nun iſt noch das 2 auf die andere Seite zu bringen, und da giebt die Algeber gleich an, es müſſe zum Theiler gemacht werden. Demnach ſetzet er ſogleich

$$y = \frac{a - b}{2}$$

und damit iſt die kleinere Zahl gefunden ꝛc. Alles dieſes iſt local.

§. 55. Es liegt demnach auch bey den algebraiſchen Gleichungen ein ſinnliches Bild, nämlich das von der Wage, zum Grunde, weil man ſich jede Gleichungen und ihre Verwandelungen unter dieſem Bilde vorſtellen kann. Das Hauptwerk aber dabey iſt, daß dadurch die ſchwerſten Rechnungen auf bloße Verwechſelungen des Ortes reducirt werden, und dieſes macht, daß die ganze Einrichtung der Buchſtabenrechnung mechaniſch wird, ungeachtet man bis dermalen noch nicht, wie für die Zahlenrechnungen, Maſchinen dazu erfunden hat.

§. 56. Da man die Algeber beſonders als ein Muſter zur allgemeinen Zeichenkunſt, oder beſſer zu ſagen, zur allgemeinen Verbindungskunſt der Zeichen (§. 39.) angiebt, ſo können wir noch anmerken, daß die Regel *falſi* die Erfindung der Algeber ſcheint veranlaßt zu haben, oder wenigſtens nothwendig hätte veranlaſſen können. Wir haben dieſe Regel in der Dianoiologie (§. 555.) als ein Beyſpiel von Hypotheſen angegeben, und (§. 558. l. cit.) gezeigt, wie man überhaupt die Hypotheſen nach dem Muſter der Regel falſi einrichten ſoll, und wie fern dieſes angeht. Da nun die Algeber ungleich weiter geht, als dieſe Regel, ſo läßt ſich leicht der Schluß machen, was man von der allgemeinen Verbindungskunſt der Zeichen in dieſer Abſicht zu erwarten habe. Man kann nämlich die Analogie machen: Wie ſich die Regel falſi zur Algeber verhält, ſo verhält ſich unſere dermalige Art mit Hypotheſen umzugehen, zu einem vierten Begriffe x, welcher der Anwendung der allgemeinen Verbindungskunſt der Zeichen auf die Fälle, wo wir ſonſt Hypotheſen gebrauchen, entſpricht.

§. 57. Bey den wiſſenſchaftlichen Zeichen geht immer eine gedoppelte Ueberſetzung vor. Denn dieſe Zeichen machen eine beſondere Sprache aus, in welche jeder vorkommende Fall dadurch überſetzet wird, daß man denſelben zeichnet, oder durch Zeichen vorſtellet, um das, ſo mit der Sache ſelbſt hätte ſollen vorgenommen werden, ſchlechthin nur mit den Zeichen vorzunehmen. Iſt dieſes geſchehen, ſo geben die Zeichen den Erfolg an, und dieſer muß ſodann wiederum in die gemeine Sprache überſetzet werden.

§. 58. Von dieſen Ueberſetzungen giebt ſich die erſte von ſelbſt, wenn die Sache oder der vorkommende Fall durch ſolche Worte ausgedrücket wird, oder ausgedrücket werden kann, deren buchſtäblicher Verſtand die Zeichen, der metaphoriſche

phoriſche Verſtand aber den Fall ſelbſt vorſtellt. Dieſe Schicklichkeit findet ſich in der Theorie der Sätze und Schlüſſe, und veranlaßte die bereits oben erwähnte Zeichnung derſelben (§. 29.). Sie würde ſich auch bey der Algeber einfinden, wenn ihre Zeichen etwas mehr von den ſinnlichen Bildern hätten, unter welchen ſich ihre Aufgaben vorſtellen laſſen. Nämlich, die Ueberſetzung derſelben in die figürliche Sprache, könnte mit Worten geſchehen, die von dem Bilde hergenommen ſind, und ſo ließen ſie ſich von Wort zu Wort zeichnen. So aber fordern die willkührlichen Zeichen + — · : ꝛc. eine vorläufige Theorie, die nicht von irgend einem Bilde, ſondern unmittelbar von der Sache ſelbſt hergenommen iſt, und wodurch man ausmacht, wenn dieſe Zeichen, und welche mit einander verwechſelt werden müſſen. Man ſieht hieraus zugleich, daß die Theorie erſetzen muß, was das Willkührliche der Zeichen zurück läßt, und daß hingegen die Zeichen vollkommener ſind, wenn ſie das Kennzeichen ihrer Bedeutung mit ſich führen, oder wenn die Beſchreibung der Zeichen, von Wort zu Wort genommen, die Beſchreibung der Sache figürlich angiebt.

§. 59. Die zweyte vorhin (§. 57.) erwähnte Ueberſetzung geht den Rückweg der erſten. Beyde müſſen von gleichem Umfange ſeyn, wenn anders unſere gewöhnliche Sprachen hiebey nicht zu unvollkommen ſind. Denn ſo läßt man es unterbleiben, alle algebraiſche Formeln mit Worten auszudrücken, weil es bey vielen, wo nicht unmöglich, doch wenigſtens ſo weitläuftig wäre, daß man es nie enden würde. Indeſſen können wir hier gelegentlich anmerken, daß man ſich von der Ueberſetzung algebraiſcher Formeln in die gemeine Sprache, nicht immer durch ihre Weitläuftigkeit oder ſcheinbare Unſchicklichkeit müſſe abſchrecken laſſen. Denn ſie

können öfters ſehr in die Kürze gezogen werden, wenn man ſich umſieht, was die einzeln Theile und ihre Verbindung bedeuten.

§. 60. Dieſe zweyte Ueberſetzung geſchieht entweder unmittelbar nach der Zeichnung, oder erſt, nachdem mit den Zeichen die behörige Verwandelung vorgenommen worden. Erſteres findet ſich bey der in der Dianoiologie angegebenen Zeichnungsart der Schlüſſe. Denn da hat man nur die Vorderſätze, welches die eigentlichen Data ſind, zu zeichnen, und alle mögliche Schlußſätze ſind zugleich mit gezeichnet, ohne daß man, um ſie herauszubringen, etwas an der Zeichnung zu verändern nöthig habe. Das letztere findet ſich bey der algebraiſchen Zeichnungsart. Denn da müſſen die Gleichungen, welche der Aufgabe Genüge thun, ſo verwandelt werden, daß das Geſuchte auf der einen Seite des Gleichſtriches allein bleibe (§. 54.). So fern man aber eine algebraiſche Aufgabe durch Conſtruction auflöſen kann, ſo fern erhält man die unmittelbare Ueberſetzung ebenfalls. Z. E. die vorhin (§. cit.) angeführte wird ſo conſtruirt:

Die kleinere Größe ſey CD, die größere DF, ſo iſt die Summe CF. Trägt man nun DC in DE, ſo iſt EF die Differenz. Demnach beſteht die Summe CF aus der Differenz FE und der kleinern Größe doppelt genommen. Man zieht demnach FE von CF ab, und den Ueberreſt EC halbirt man, ſo erhält man die kleinere Größe CD oder DE, welche zu der Differenz FE addirt, die größere DF geben wird. Man ſieht leicht, daß dieſe Art zu conſtruiren ſo gut analytiſch iſt, als die algebraiſche Auflöſung. Man verrichtet hier von Wort zu Wort, was die Bedingungen der Aufgabe

fordern,

fordern, und nach geſchehener Zeichnung nimmt man den Rückweg, wie ihn die Zeichnung angiebt, um die Regel herauszubringen, wodurch die geſuchten zwo Größen durch Rechnung oder durch die bisher in der Meßkunſt übliche Conſtruction gefunden werden können.

§. 61. Beyde Ueberſetzungen gründen ſich auf die Bedeutung der Zeichen. Dieſe iſt nun ebenfalls wiederum von zweyerley Arten. Ein Zeichen bedeutet ſchlechthin die dadurch vorgeſtellte Sache, ſo fern es willkührlich iſt, das will ſagen, ſo fern es mit der Sache keine ſolche Aehnlichkeit hat, daß es ein ſinnliches Bild derſelben wäre. So z. E. ſind in der Algeber die Buchſtaben, wodurch man die Größen vorſtellet, imgleichen die Zeichen + — · : ꝛc. willkührlich, hingegen haben die Zeichen > < = ſchon mehr Aehnlichkeit mit der dadurch vorgeſtellten Sache, ungeachtet ſie noch nicht ſo weit geht, daß ſie zu den vorhin (§. 58.) erwähnten vollkommenen Zeichen gerechnet werden könnten, welche nicht eine bloße Bedeutung haben, ſondern gewiſſermaßen eine ſyſtematiſche Abbildung der Sache ſind.

§. 62. Indeſſen iſt dieſe Abbildung, ſo ferne Zeichen Zeichen bleiben ſollen, niemals ſo vollſtändig, daß nicht einige Unähnlichkeit zurücke bliebe. Denn iſt die Sache, welche gezeichnet werden ſoll, wirklich eine Figur, ſo läßt man aus der Zeichnung als überflüßig weg, was an der Theorie nichts ändert. Dieſes fordert die Kürze der Zeichen, und die Vermeidung der Verwirrung. Hievon giebt die Choreographie Beyſpiele (§. 52.). Und überhaupt kann man hieher rechnen, was die Mathematiker auf Figuren reduciren, und durch bloße Unwiſſe vorſtellen. Iſt aber die Sache, die gezeichnet werden ſoll, nicht eine Figur, ſo beruht die Aehnlichkeit zwiſchen den Zeichen und der Sache auf der Aehnlichkeit des Eindruckes, den beyde machen

(§. 46. Alethiol.), und die Vollkommenheit der Zeichnung beſteht in der durchgängigen Allegorie zwiſchen den Zeichen und der Sache, und zwiſchen der Theorie von beyden (§. 23. 29.), weil beyde Theorien ſollen verwechſelt werden können.

§. 63. Die Zeichen ſind ferner in einem höhern Grade wiſſenſchaftlich, wenn ſie, nachdem die gegebenen oder beſtimmenden Stücke gezeichnet worden, das dadurch Beſtimmte zugleich mit gezeichnet iſt. So iſt es ein Vorzug der Algeber, daß ſie nicht nur antwortet, was gefragt wird, ſondern wenn die Frage in der That mehrere Antworten leidet, ſo giebt ſie mit einem mal alle an. Auf eine ähnliche Art beſtimmt ſie, wenn ein Umſtand aus der Frage wegbleiben kann, oder wenn ein Datum überflüßig iſt, und ſo auch, wenn nicht genug Data ſind, und ebenfalls, wenn die Frage unmöglich iſt, oder wo ſie anfängt, unmöglich zu werden. Dieſes alles beſtimmt ſich durch eine der Algeber eigene Theorie, welche nicht von den Zeichen, ſondern von der Natur der Größen hergenommen iſt, weil die algebraiſchen Zeichen zuviel willkührlich ſind, als daß ſie dieſe Theorie unmittelbar angeben ſollten (§. 58.).

§. 64. Uebrigens iſt für ſich klar, daß, wenn die Zeichnung mehr angeben ſoll, als wirklich gezeichnet worden, dieſes mehrere nur in **Verhältniſſen** beſtehen könne. Denn wenn das, was man zeichnen wollte, gezeichnet iſt, ſo kommen keine neue Zeichen mehr hinzu. Hingegen da aus zweyen Verhältniſſen ein drittes an ſich ſchon beſtimmt ſeyn kann (§. 467. ſeq. Dianoiol.), ſo iſt es auch möglich, daß die Zeichnung dieſes dritte Verhältniß angebe, ohne daß es beſonders gezeichnet werden müſſe. Und dieſes ſoll bey wiſſenſchaftlichen Zeichen von Rechts wegen ſeyn, weil ihre Theorie ſtatt der Theorie der Sache ſoll dienen können (§. 23.).

§. 65.

§. 65. Da demnach das, was die Zeichnung mehr angiebt als wirklich gezeichnet worden, in Verhältniſſen beſteht, ſo erhellet zugleich hieraus, daß die Theorie der Zeichen eigentlich auch nur dieſe Verhältniſſe betrifft. Denn da die Aehnlichkeit zwiſchen den Zeichen und der Sache einmal ganz vollſtändig iſt (§. 62.), ſo bleibt beſonders bey den einfachen Zeichen immer etwas Willkührliches, und ihre Auswahl muß durch die Theorie der Sache beſtimmt werden, dergeſtalt, daß ſich mit den einmal gewählten Zeichen ſolche Verbindungen vornehmen laſſen, die den entſprechenden Verhältniſſen der Sache und ihren Verbindungen entweder ähnlich ſind, oder dieſelben wenigſtens bedeutungsweiſe vorſtellen (§. 61.). Und dieſes ſoll allgemein und reciprocirlich ſeyn (§. 23.). Denn auf dieſe Art ſind die Zeichen einer Theorie fähig. Da demnach dieſe Theorie erſt anfängt, nachdem die Zeichen ſchon gewählt ſind, ſo betrifft ſie nur die Möglichkeiten und Bedingungen ihrer Verbindung, folglich auch nur die Verhältniſſe.

§. 66. Die Algeber erläutert dieſes durch ihr Beyſpiel. Denn ihre Theorie, welche eigentlich die Verwandlung und Aufloſung der Gleichungen zum Gegenſtande hat, geht auf das Locale in der Verſetzung der Zeichen (§. 54.). Jede Verſetzung aber bringt eine andere Verhältniß in den durch die Zeichen vorgeſtellten Größen hervor. Auf eine ähnliche Art haben wir im dritten Hauptſtücke der Dianoiologie gewieſen, daß man Indiuidua durch Punkte, allgemeine Begriffe aber durch Linien vorſtellen, und dieſe ganz, oder zum Theil, unter und neben einander zeichnen müſſe, wenn man die vier Arten von Sätzen A, E, I, O, und daher auch jede Schlüſſe zeichnen wolle. Hierauf beruht die ganze Theorie dieſer Zeichnung, welche ſodann bey den gezeichneten Vorderſätzen alle mögliche Schlußſätze, das will ſagen, alle Verhältniſſe der drey Hauptbegriffe der

Schlußrede ohne weiters angiebt, ſo fern nämlich dieſe Verhältniſſe nur darauf beruhen, ob dieſe Begriffe, und wie fern ſie einander zukommen oder nicht. Denn auf andere Verhältniſſe erſtrecket ſich dieſe Theorie nicht.

§. 67. Die Verhältniſſe, welche bey der Theorie der Sache in Betrachtung kommen, werden entweder durch wirkliche Zeichen, oder durch den Ort angezeigt, den die übrigen Zeichen gegen einander haben. Denn dieſes iſt alles, worinn ſich ein Unterſchied finden kann. Beyde Arten kommen in der Algeber vor. Denn die Zeichen + und — gehen auf den Begriff des Ganzen und ſeiner Theile. Bey erſterm hat der Ort nichts zu ſagen, weil

$$a + b = b + a$$

Bey dem Zeichen — aber läßt ſich nicht (a—b) für (b—a) ſetzen, weil man dadurch addiren mit ſubtrahiren verwechſeln würde. Eben ſo iſt ab = ba, aber nicht a:b = b:a, es ſey denn a = b. Die Exponenten werden durch den Ort angezeigt, vermuthlich nach Aehnlichkeit der Redensart; eine Größe zu einer Dignität oder Potenz erhöhen ꝛc. In der Zeichnung der Sätze und Schlüſſe werden ebenfalls die Verhältniſſe der Begriffe ſchlechthin durch den Ort angezeigt, und zwar faſt nothwendig, weil wir in allen Sprachen einen Begriff unter oder nicht unter den andern ſetzen. Indeſſen iſt der Ort nur relativ, und dieſes macht, daß es nicht nothwendig iſt, den directen und umgekehrten Satz jeden beſonders zu zeichnen.

§. 68. Uebrigens iſt für ſich klar, daß wir hier von Zeichen reden, die eines Ortes fähig ſind, und folglich aus Figuren beſtehen. Denn außer dieſen giebt es noch andere, denen man nur metaphoriſch die von dem Orte hergenommenen Begriffe beylegt, wie z. E. die Töne, welche man ebenfalls als hoch oder tief be-

trachtet. Die Begriffe lang, kurz, werden bey Figuren und Tönen gebraucht, nur daß ſie ſich bey den Figuren auf die Ausdehnung, bey den Tönen aber auf die Dauer beziehen, in beyden Fällen aber nur eine Dimenſion, und daher etwas lineares haben. Eben dieſes gilt auch von den Begriffen vor, nach, welche ſowohl von der Ausdehnung als von der Dauer Verhältniſſe vorſtellen, und einen Rang und Ordnung anzeigen, welche in Abſicht auf die Zeichen bedeutend werden kann.

§. 69. Daferne die Verhältniſſe in zu großer Anzahl wären, als daß man ſie alle durch einfache Unterſchiede des Ortes oder der Zeit vorſtellen könnte, ſo muß man entweder beſondere Zeichen dafür annehmen, oder wenn ſie ſich trennen laſſen, ſie wirklich trennen, und die Sache theilsweiſe oder in jeden Abſichten beſonders betrachten. Auf dieſe Art haben wir in der Dianoiologie von den Begriffen nur die Ausdehnung und Subordination vorgenommen, weil dieſe beyden Stücke zur Zeichnung der Sätze und Schlüſſe zureichend ſind. Auf gleiche Art nimmt man in der Algeber nur die Größe und Grade der Dinge vor, und kann es thun, weil ſich die mathematiſche Seite der Sachen beſonders betrachten läßt, und von den übrigen nur ſo viel fordert, als etwan nöthig iſt, zu Gleichungen zu gelangen.

Zwey=

Zweytes Hauptſtück.

Von der Sprache an ſich betrachtet.

§. 70.

Nach der allgemeinen Betrachtung der Zeichen überhaupt, werden wir uns nun beſonders zu der Sprache wenden, um ihre Structur näher kennen zu lernen. Wir haben in vorhergehendem Hauptſtücke geſehen, daß uns die ſymboliſche Erkenntniß, und in dieſer die Rede unentbehrlich iſt (§. 12. 13. 14.), und daß die Sprache als das Behältniß unſerer Begriffe und Wahrheiten, aus vielen Gründen die Unterſuchung eines Weltweiſen verdiene (§. 1-4.) Man iſt daher bereits ſchon auf zwo Wiſſenſchaften gefallen, deren Erfindung von ungemeiner Wichtigkeit ſeyn würde, wenn ſie ſo leicht wären. Die eine iſt die **Lehre einer allgemeinen Sprache**, welche ſo wohl im Reden als im Schreiben für ſich verſtändlich wäre, oder wenigſtens ohne viele Mühe gelernt werden könnte. Nämlich ſo, wie das Alphabet der Schlüſſel zum Leſen unſerer dermaligen Sprachen iſt, ſo würde dieſe geſuchte allgemeine Sprache höchſtens nur eines Schlüſſels bedürfen, um nicht nur lesbar, ſondern auslegbar und verſtändlich zu werden.

§. 71. Die andere Wiſſenſchaft iſt die **allgemeine Sprachlehre**, Gramatica uniuerſalis, welche man ebenfalls noch erſt ſucht. Wir haben oben (§. 3.) angemerkt, daß in unſern Sprachen das **Willkührliche, Natürliche** und **Nothwendige** mit einander vermengt iſt. Die allgemeine Sprachlehre müßte nun vornehmlich das **Natürliche** und **Nothwendige** in der Sprache zum Gegenſtande nehmen, und das **Willkühr-**

kührliche, ſo viel immer möglich iſt, theils wegſchaffen, theils mit dem Natürlichen und Nothwendigen in engere Verbindung ſetzen. Die Claſſiſchen Schriftſteller haben in jeden gelehrten Sprachen viel hierinn gethan, ohne noch eine wiſſenſchaftliche allgemeine Sprachlehre vor ſich zu haben. Es kann auch eine Sprache nicht wohl zur gelehrten Sprache werden, es ſey denn, daß ſie nach dieſer Theorie ausgebeſſert werde. Die Verdienſte der Wolfiſchen Weltweisheit um die deutſche Sprache, ſind in dieſer Abſicht bekannt, weil ungemein viele, theils alte, theils auch neue Wörter, dadurch eine beſtimmte Bedeutung bekommen haben.

§. 72. Wir gedenken nicht, die eine oder die andere dieſer Wiſſenſchaften bey unſern gegenwärtigen Betrachtungen zur Abſicht zu machen, oder ſie uns als einen Leitfaden, dem wir folgen könnten, vorzuſetzen, ſondern werden nach den im vorhergehenden Hauptſtücke gelegten Gründen, den Weg zu beſtimmen ſuchen, den ſie uns zu der Betrachtung der Sprache anbieten, ohne eben vorläufig auszumachen, wohin, noch wie weit er führen werde. So weit wir aber kommen, wird ſich jedesmal finden laſſen, was theils zum Behufe dieſer beyden Wiſſenſchaften, theils auch überhaupt zu jeden nützlichen Abſichten dienen kann. Zu dieſem Ende werden uns wirkliche und mögliche Sprachen gleichgültig ſeyn, weil die Weglaſſung dieſes Unterſchiedes uns nicht einſchränkt, die Sprachen ſchlechthin zu nehmen, wie ſie ſind, oder uns ſtatt ächter Gründe, mit dem: es iſt ſo, weil es ſo iſt, zu begnügen. Man kann noch beyfügen, daß die allmähliche Abänderung der lebenden Sprachen noch viele Möglichkeiten zuläßt, die es gut iſt, vorher zu wiſſen, und deren viele, nur weil man ſie nicht weiß, auf Anläße warten. Solche Möglichkeiten werden wir aufzuſuchen bemüht ſeyn, und ſie auch da anzeigen, wo die Mittel und Wege, ſie brauch-

brauchbar zu machen, noch dermalen etwas weiter zurücke zu bleiben ſcheinen. Die Beſtimmung jeder Mannichfaltigkeiten, die uns die Sprache, als Sprache betrachtet, anbeut, die damit verbundene Unterſuchung, wozu jede dieſer Mannichfaltigkeiten dienen kann, macht die Charakteriſtiſche Theorie der Sprache aus, die wir vornehmen werden. Wir haben dabey die Sprache als ein Datum, und können ſie durch jede Combinationen und Proben durchführen, um zu ſehen, welcher Theorien und Verwandlungen ſie, an ſich betrachtet, fähig iſt, und welche Aehnlichkeiten ſie mit den Theorien der Dinge hat, die ſie bezeichnen kann, ſie mag ſie nun wirklich bezeichnen oder nicht.

§. 73. Man wird ſich daher nicht verwundern, wenn wir bey den erſten Elementen der Sprache anfangen, und nach der in der Dianoiologie (§. 517. ſeqq.) gegebenen Anleitung, die einfachſten Möglichkeiten aufſuchen. Dieſes ſind die einfachen Laute, die wir durch Buchſtaben vorſtellen. Ihre Anzahl hängt von der Structur der Gliedmaßen der Sprache, der Lippen, Zähne, Zungen, Gaumen und Kehle ab. Die Erfahrung lehrt uns, daß diejenigen Wendungen dieſer Gliedmaſſen, die man nicht in der Kindheit zu einer Fertigkeit macht, uns im höhern Alter, theils ſchwer, theils ganz unmöglich werden. Das Schibbolet der Jüden, das th der Engländer, das mſt der Ruſſen, ſind verhältnißweiſe von dieſer Art. Die Welſchen haben Mühe zu aſpiriren, und werden leicht Hengelland und Oland ausſprechen, die Deutſchen treffen das Franzöſiſche eu nach ſeinen beyden Ausſprachen ſehr ſelten, und verwechſeln es leicht mit i und e. Das Griechiſche η ſcheint ein Mittelton zwiſchen e und i geweſen zu ſeyn, deſſen Ausſprache die Lateiner mit e verwechſelten; und da die Lateiner das Griechiſche φ durch ph und nicht durch f geben, ſo ſcheint auch, daß es ein Mittel zwiſchen ph

und

und f geweſen ſey, ſo wie die Franzoſen das Wort vive als vifve dergeſtalt ausſprechen, daß das fv ein Mittel zwiſchen f und v iſt.

§. 74. Auf dieſe Art wird es ſchwer, die mögliche Anzahl der einfachen Buchſtaben zu beſtimmen. Wir wollen bey den Vocalen anfangen, und bemerken, daß ſie nur ſtufenweiſe von einander verſchieden ſind, und daher wegen der Continuität dieſer Stufen nicht wohl auf eine beſtimmte Zahl gebracht werden können, weil es ein feines Gehör erfordert, die kleinern Unterſchiede zu bemerken. Die größern Unterſchiede ſind, ſo viel mir vorgekommen, folgende:

1. a, wie es die Deutſchen in **haben**, **Adam** ꝛc. ausſprechen.
2. oa, ein Mittelton zwiſchen o und a.
3. ae, wie in dem Wort **Vers**, **mäß**, **her**.
4. ae, wie im Franzöſiſchen in *fait*, im Deutſchen **ſetz**, **Herr**.
5. e, wie in **geh**, **mehr**,
6. e, wie in den letzten Sylben der Wörter **ſitzen**, *faire*.
7. e, wie in einigen holländiſchen Oertern die erſte Sylbe in *ſiten*, ein Mittelton zwiſchen e und i.
8. i, wie in dem Deutſchen **mir**, **hirt**.
9. i, wie im Franzöſiſchen *vif*, im Deutſchen **vil**.
10. u, wie im Franzöſiſchen *pur*.
11. u, wie in der Schweiz **für**, **ůber**, **fůllen**.
12. u, wie *outre*, *joug*, **Muſe**, **Uhr**.
13. u, wie *gloire*, **ruhen**, **fuhr**.
14. u, wie **Stufe**, **murren**, **um**.
15. o, das o chiuſo der Italiener, ein Mittel zwiſchen u und o.
16. o, das o aperto der Italiener, ein klingendes o.
17. oe, wie in der Schweiz **hören**, im Franzöſiſchen *leur*, *feu*.

§. 75.

§. 75. Dieſe unterſchiedene Töne bemerkt man in einigen Sprachen durch Accente, oder auch durch Zuſammenſetzung mehrerer Vocalen. Da ſie aber auf eine vernehmliche Art von einander verſchieden und einfach ſind, ſo ſollte jeder ſeinen ihm eigenen Buchſtaben haben. Es iſt daher ein Mangel der Schriften, daß wir für dieſe 17 und vielleicht noch mehr auf eine vernehmliche Art von einander verſchiedene Töne oder **Selbſtlaute** nur die ſechs Zeichen a, e, i, o, u, y, haben, und die griechiſche Sprache nur um das η reicher iſt.

§. 76. Hätten wir aber ſolche Zeichen für jede Töne der Selbſtlaute, ſo würden ſich auch die **Doppellaute**, Diphtongi, wo nämlich zween oder mehree Vocalen vernehmlich unterſchieden werden, vollſtändig ſchreiben können, indem man die Vocalen in der Ordnung, wie ſie ausgeſprochen werden, nach einander ſetzt. Z. E. Die erſte Sylbe in dem Wort **Kaiſer**, würde die Zeichen der Vocalen No. 3 und 9 haben, und die Wörter **Mayn**, **Hayn**, **Stein** ꝛc. eben ſo geſchrieben werden. Der Doppellaut in **Läufer** wäre No. 3 und 10, in **häufen** No. 4 und 10, in **huy** No. 14 und 9, in **Brauch** No. 1 und 12, ꝛc. Bey dieſem Vorrathe von Zeichen würde die Ortographie gewinnen, und jede Sprache nach ihrer Ausſprache geſchrieben werden können.

§. 77. Die **Mitlauter** oder Conſonanten theilen ſich in einfache und zuſammengeſetzte. Von den erſtern haben wir Zeichen für folgende dreyzehn:

b, d, f, g, h, l, m, n, r, s, w, χ, χ,

zu welchen vielleicht noch das griechiſche φ als ein Mittelton zwiſchen f und bh, und das engländiſche th, welches aus d, h, s, zuſammengeziſcht wird, kommen könnte. Ob aber die Gliedmaßen der Sprache nicht noch mehrere Conſonanten möglich ſeyn laſſen, läßt ſich nicht wohl anders entſcheiden, als wenn man ſolche in ganz frem-

fremden Sprachen findet. Wir bemerken hiebey nur eine Anomalie in den gewöhnlichen Buchſtaben unſerer Sprachen. Denn für dh, gh, dhs, gs, bh, nehmen wir einfache Zeichen t, k, z, x, p, und hingegen für die einfachen Mitlauter der Griechen χ, χ, φ, nehmen wir ch, ſch, ph. Letzteres vermuthlich aus Mangel eigener Zeichen, erſteres als eine ganz willkührliche Abkürzung, die nach ſtrengern Regeln entweder unterbleiben, oder auf jede andere zuſammengeſchlungene Conſonanten, z. E. bl, br, bs, gl, gr, gs, ſt, ſpr, ſtr ꝛc. ausgedehnt werden müßte.

§. 78. Von dieſen einfachen Conſonanten kommen einige den Vocalen näher, und dieſe ſind s, ch, ſch, f, r, weil der Ton in der Ausſprache, ſo lange man will, darauf ruhen kann, wie bey den Vocalen. Nach dieſen haben die 3 Buchſtaben l, m, n, noch etwas ſelbſttönendes, d und g ſind ſtummer, b und w fordern eine völlige Schließung der Lippen, und das h iſt eine bloße Aſpiration. Man könnte ſie demnach in **halblaute, flüßige, halbſtumme, ſtumme und aſpirirende** abtheilen.

§. 79. Das Zuſammenſchlingen zweener oder mehrerer Conſonanten, um ſie mit einem male auszuſprechen, kömmt theils auf die von Jugend auf angewöhnte Biegſamkeit der Gliedmaßen der Sprache, theils auch darauf an, ob die Bewegung dieſer Gliedmaßen bey der Ausſprache eines Conſonanten, näher an die Bewegung bey der Ausſprache eines andern grenze. Das letztere macht nur die Ausſprache mehr oder minder hart oder fließender, wie denn überhaupt eine Sprache, die fünf, ſechs und etwa gar noch mehr Conſonanten ohne eingemengten Vocal mit einem male und jeden vernehmlich auszuſprechen vorgiebt, als eine härtere Sprache angeſehen wird, und von Fremden, die ſich nicht von Jugend auf darinn geübt haben, mühſam

oder gar nicht ausgeſprochen werden kann. Bey der Ausſprache ſo vieler Conſonanten ſcheint es auf das Verſchlingen der zwiſcheneingeſchobenen Vocalen anzukommen; eine Fertigkeit, zu welcher man ſich in der Jugend gewöhnen muß, wenn ſie von ſtatten gehen ſoll. Die Verwandlung des Worts **Landsknecht** in *Lansquenet*, die nachgeahmte Verwandlung des **Hinkmar von Repkow** in *Enquemare de Repikove* machen es begreiflich, wie die Griechen und Römer die Namen der barbariſchen Sprachen in griechiſch und lateiniſch lautende Namen verwandelt haben. Die vielen Einſchaltungen des e in den deutſchen Wörtern haben ebenfalls beygetragen, die deutſche Sprache fließender zu machen als ſie vorzeiten war.

§. 80. Man kann es als durchgehends möglich anſehen, jede zween Conſonanten gerade und umgekehrt zuſammen zu ſchlingen, und nebſt einem vor oder nachgehenden Vocal auszuſprechen, und mit Einmengung der Halbvocalen f, s, ch, ſch, r, dehnt ſich dieſe Möglichkeit auf noch mehrere Conſonanten aus. Nur kann man ſich in höherm Alter nicht mehr zu allen Combinationen gewöhnen, die man in der Kindheit und Jugend nicht erlernt hat. Wir binden uns aber hier an die nur von dem Alter und allmähliger Verhärtung der Gliedmaßen der Sprache abhängende Unmöglichkeit nicht. Denn wenn man je **wiſſenſchaftliche Wörter** ſollte zu Stande bringen, worinn Buchſtaben und Sylben und ihre Ordnung bedeutend wären, ſo würde dieſe bedingte Möglichkeit der Ausſprache die geringſte Hinderniß ſeyn.

§. 81. Wir können noch anmerken, daß man in den Sylben an, en, in, on, un, wie ſie in den Wörtern écran, enfin, ſaiſon, aucun, und eben ſo in den Wörtern aimant, faiſant, champ, argent, gens, ſein, ſain, ſaint, ont, tond, uns, faim, parfum &c. ausgeſprochen werden,

werden, als eine Art von Vocalen anſieht, und ſie Voielles nazales nennt. Da auch dieſe Art auszuſprechen die Mannichfaltigkeit in den Elementen der Sprache vergrößert, ſo kann ſie da, wo man auf die vielfältigſte Verſchiedenheit der einfachen Laute oder Töne ſieht, ebenfalls mit in Betrachtung gezogen werden, zumal da ſie bey allen den 17 verſchiedenen Vocalen (§. 74.) möglich bleibt, weil ſie nur in einer Abänderung des Klanges oder in einer Modification deſſelben beſteht. Es gebraucht dabey auch keine beſondere Zeichen. Denn da die Modification bey allen einerley iſt, ſo würde ein Accent oder ander gleichgeltendes Zeichen dieſelbe an ſich hinlänglich von der reinen und hellern Ausſprache eben derſelben Vocalen unterſcheiden.

§. 82. Die Aſpiration bey dem h, und eben ſo auch die Ausſprache des r und s, hat mehrere Stuffen. Die Türken aſpiriren aus voller Kehle, die Schweizer merklich ſtark, die Deutſchen minder, die Franzoſen und Welſchen faſt unmerklich. Das s wird von einigen mehr geliſpelt, und viele ſtoßen an dem r dergeſtalt an, daß es einen von dem gewöhnlichen r verſchiedenen Laut abgeben kann. Ueberhaupt laſſen ſich in dieſer Abſicht auch die **Fehler der Zunge** zu Möglichkeiten der Ausſprache machen, weil eine biegſame Zunge ſich, ehe ſie erhärtet, dazu gewöhnen kann.

§. 83. Indeſſen, wenn wir die Sachen ſo nehmen, wie ſie ſind, ſo finden wir hier die erſte Grundlage zu dem, was man die **Art einer Sprache**, Genius linguae, nennt. Denn von allen möglichen Combinationen der Buchſtaben zu einer Sylbe nimmt jede wirkliche Sprache nur eine gewiſſe Anzahl für ſich, und wer nicht von Jugend auf ſich an die Ausſprache fremder Sprachen gewöhnt, dem wird es in dem Alter mehr oder minder unmöglich, und dieſe Unmöglichkeit dehnt ſich auch auf die todten Sprachen aus, weil jede Nation

dieſelben nach ihrer Ausſprache einrichtet. So hat ein Deutſcher Mühe, einen Engländer zu verſtehen, wenn dieſer Latein oder Griechiſch redt, weil er dieſe Sprachen auf den Fuß des Engländiſchen lieſt und ausſpricht. Und ungeacht die Reuchliniſche Ausſprache derjenigen nahe kömmt, die die heutigen Griechen noch haben, und Eraſmus aus Gründen zu erweiſen geſucht hat, wie die alten Griechen müſſen ausgeſprochen haben, ſo glauben doch die Engländer, daß ſie im Engliſchen alle die Töne und Mannichfaltigkeiten haben, welche die Griechen hatten, und daß niemand das Griechiſche genauer ausſpreche, als ſie es thun.

§. 84. Dieſe aus dem bloßen Nicht-üben herrührende Unmöglichkeit, jede zuſammengeſchlungene Mitlauter auszuſprechen, hat in Abſicht auf die Art einer Sprache, Indoles oder Genius linguae, verſchiedene Folgen. Die Wörter einer fremden Sprache, denen man in einer Sprache das Bürgerrecht giebt, werden ſo verändert, daß ſie ſich ausſprechen laſſen. Man giebt ihnen andere Wendungen, und dieſes geht zuweilen ſo weit, daß man Mühe hat, die Ableitung zu erkennen. Auch die Möglichkeit und die Art, zuſammengeſetzte Wörter zu bilden, hängt davon ab. Eine Sprache, in welcher ohne Bedenken fünf, ſechs und mehrere Mitlauter an einander ſtoßen dürfen, weil man an ihre Ausſprache von Jugend auf ſchon gewöhnt iſt, leidet eine viel unmittelbarere Zuſammenſetzung, als eine gelindere Sprache, die entweder Buchſtaben weglaſſen, oder die härtern mit weichern verwechſeln, oder Vocalen einſchalten muß, um dem zuſammengeſetzten Worte eine Flüßigkeit zu geben, die ſich durch weniger biegſam gemachte Zungen ausſprechen laſſe. Die deutſche Sprache leidet eine ſolche unmittelbare Zuſammenſetzung, und geht darinn ſo weit, daß ſie ehender mehr Conſonanten als Selbſtlauter einmengt, wie z. E. in den Wörtern:

Erfindungskunſt, Krümmungskreis, ꝛc. wo das s ſchlechterdings eingeſchaltet iſt, und ſtatt deſſen ein Grieche oder Lateiner einen Vocal würde gebraucht haben.

§. 85. Wir wollen aber die Zuſammenſetzung der Buchſtaben oder einfachen Selbſtlauter und Mitlauter, in ſo fern einzelne Sylben daraus entſtehen können, in ihrer allgemeinſten Möglichkeit und an ſich betrachten, und den Reichthum der Sprache au Sylben beſtimmen. Zu dieſem Ende nehmen wir nur die oben (§. 74.) von einander unterſchiedene 17 einfache Selbſtlaute, weil ſich nicht wohl ausmachen läßt, wie viele Zwiſchenlaute, die etwan nur ein feineres Gehör unterſcheidet, möglich bleiben. Wir halten uns auch nicht damit auf, daß einige dieſer Selbſtlaute in dieſer oder jener Sprache als ein Doppellaut genommen werden. Denn dieſes geſchieht nur, weil man nicht eigene Buchſtaben oder Zeichen dafür hat. Aus gleichem Grunde verſtehen wir durch Doppellaute nur diejenigen Laute, wo zween Vocalen einer nach dem andern, und jeder vernehmlich, in einer Sylbe ausgeſprochen werden, dergleichen in den Wörtern auch, die, ein, und im Italieniſchen buon' &c. vorkommen. Die verſchiedenen Combinationen ſind nun folgende.

§. 86. Erſtlich, da jeder einfache Selbſtlaut für ſich ausgeſprochen werden kann, ſo haben wir dadurch 17 Sylben, welche unter allen die einfachſten, und vielmehr nur Anfänge zu Sylben als wirkliche Sylben ſind. Indeſſen kann jeder Selbſtlaut für ſich ſchon einen Begriff vorſtellen, wie z. E. im Lateiniſchen das a und e Präpoſitionen ſind.

§. 87. Die Anzahl der Doppellaute iſt ſchon merklich größer. Denn jeder der 17 Selbſtlaute kann mit jedem andern zuſammengenommen zum Doppellaute werden, und jeder dem andern vor und nachgehen. Auf

dieſe Art bringen wir, die Verdopplung eines gleichen Selbſtlautes mitgerechnet, 17 mal 17, oder 289 Doppellaute heraus, welche ebenfalls wiederum, jeder einen Begriff, vorſtellen können, wie z. E. im Deutſchen die Wörter au, je, ey, ja, ꝛc. ſind.

§. 88. Die Ausſprache aller dieſer Doppellaute ſetzt weiter nichts als die Ausſprache aller Selbſtlaute voraus, und man kann ſich in der Jugend zu einer beſondern Fertigkeit darinn gewöhnen. Das Ausſprechen dreyer Selbſtlauter in einer Sylbe iſt allerdings an ſich mühſamer, wenn man, ohne zwo Sylben daraus zu machen, jeden vernehmlich ausſprechen will. Die Welſchen haben etwas dergleichen in den Worten gli uomini, wo ſie das gliuo in eine Sylbe ziehen. Uebrigens wird bey der Ausſprache ſolcher Triphtonge oder Dreylaute noch mehr als bey den Doppellauten erfordert, daß man es in der Jugend zur Fertigkeit bringe. Und da die Selbſtlaute nur ſtufenweiſe von einander verſchieden ſind, ſo iſt für ſich klar, daß die Ausſprache ſolcher Dreylaute leichter iſt, wenn ſie nach der Ordnung ihrer Stufen auf einander folgen. Die Anzahl ſolcher Dreylaute beläuft ſich auf 17 mal 289 oder 4913, worunter aber die doppelt und dreyfach genommenen Selbſtlaute mit begriffen ſind. Denn ohne dieſe kommen nur $17 \cdot 16 \cdot 15 = 4080$ heraus. Die Anzahl der Vierlaute iſt noch 14 mal größer, ſo daß, wenn man ſie noch als möglich und ausſprechbar anſehen will, über die 60000 Laute herauskommen, die noch alle, und ohne Zuziehung eines Conſonanten, in Form einer Sylbe ausgeſprochen werden, und Begriffe vorſtellen können.

§. 88ª. Wenn wir aber Conſonanten mitnehmen, und ebenfalls nur bey den (§. 77.) angezeigten 13 einfachen bleiben, ſo wird die Anzahl der möglichen Sylben noch ungleich größer. Denn, um bey einem anzufangen, ſo kann jeder Conſonant einem Selbſtlaute, Doppellaute,

pellaute, Dreylaute, ſowohl vor als nachgehen. Dieſes macht die erſt angegebenen Zahlen 26 mal größer. Demnach 26 mal 17 = 442 Sylben von einem Mitlaut und einem Selbſtlaut. 16 mal ſo viel oder 7072 von einem Mitlaute und einem Doppellaute. 15 mal ſo viel oder 106080 von einem Mitlaute und einem Dreylaute.

§. 89. Nehmen wir aber zween Conſonanten, ſo haben wir 13 mal 13 oder 169 Combinationen, und die Selbſtlaute, Doppellaute 2c. können vor, oder zwiſchen, oder nach den beyden Conſonanten ſtehen. Da dieſes nun für jeden Selbſtlaut, Doppellaut 2c. 3 mal 169 oder 507 Abwechslungen giebt, ſo müſſen die im §. 87. gefundene Zahlen mit 507 multiplicirt werden, welches ſchon merklich größere Zahlen geben wird. Und es iſt für ſich klar, daß noch ungleich größere herauskommen werden, wenn man drey, vier und mehr Conſonanten zu einer Sylbe nimmt. Wir ſetzen aber dieſe Rechnung hier nicht weiter fort, weil ſie ſonſt genauer und mit mehrern Unterſchieden müßte vorgenommen, und die Wiederholung eines gleichen Conſonanten von den übrigen Fällen, wo man verſchiedene Conſonanten nimmt, imgleichen die Möglichkeiten der Stelle der Selbſtlaute, Doppellaute 2c. von einander unterſchieden werden, welches aber hier um deſto weniger nothwendig iſt, weil die zum Grund gelegte Anzahl der 17 Selbſtlaute, und 13 Mitlaute, nur hypothetiſch angenommen iſt, und folglich alle Zahlen noch zu klein ſeyn würden, ſo bald dieſe müßten noch um einige einfache Selbſtlaute und Mitlaute vermehrt werden.

§. 90. Die Sylben haben die Bedingung, daß ſie mit einem male oder mit einer Oeffnung des Mundes müſſen können ausgeſprochen werden, weil man ſie eben deswegen Sylben nennt. Dieſe Bedingung ſchränkt ihre mögliche Anzahl ein, doch ſo, daß es uns ſchwer oder gar unmöglich wird, die Grenzen dieſer Möglich-

keit zu beſtimmen, weil man ſich in der Jugend zu der Ausſprache von Sylben gewöhnen kann, die aus ſehr vielen Buchſtaben zuſammengeſetzt ſind. Die wirklichen Sprachen gehen hierinn Stufenweiſe, und die Deutſche und Slavoniſche haben zuſammengeſetztere Sylben, als die Lateiniſche und davon abſtammenden Sprachen. Es läßt ſich aber nicht wohl erörtern, wo die Structur der Gliedmaßen der Sprache ſelbſt anfängt Schranken zu ſetzen, und es iſt unſtreitig eine Uebung hierinn, wie bey jeden übrigen Leibesübungen, z. E. bey dem Springen, Seiltanzen ꝛc. möglich, wodurch man es bis zum Unglaublichen ſollte bringen können. Solche Uebungen im Ausſprechen würden auch leicht eingeführt werden, wenn erhebliche Gründe eine Sprache, die ſie erfordern würde, nothwendig machen ſollten.

§. 91. Hingegen hat die Zuſammenſetzung der Sylben keine Einſchränkung. Denn es können in zwo auf einander folgenden Sylben eben ſo viel Conſonanten an einander ſtoßen, als in zwey auf einander folgenden Wörtern, weil man im Reden die Wörter wie Sylben zuſammenhängt. Man kann ſich hievon verſichern, wenn man jemanden eine ganz fremde Sprache reden hört. Eine ganze Periode wird ein einiges Wort zu ſeyn ſcheinen. Man hat ſie vorzeiten auch an einander hängend geſchrieben, bis man anfieng, die Wörter abzuſetzen. Im Deutſchen gieng man weiter, und theilte auch die zuſammengeſetzten Wörter durch Strichlein, indem man z. E. **Hof-Rath**, **Luſt-Haus** ꝛc. ſchrieb, welches aber wiederum in Abgang kömmt.

§. 92. Die Anzahl der Sylben, um ein Wort zu machen, iſt ebenfalls unbeſtimmt, in ſo fern man nur die Möglichkeit betrachtet, ein Wort aus Sylben zuſammen zu ſetzen. Hingegen ſo lange die Wörter nur willkührliche Zeichen der Dinge und Begriffe bleiben,

wird

wird man allerdings die Verba ſesquipedalia, die nämlich aus überhäuſt vielen Sylben beſtehen, und dennoch nicht mehr, als ein kürzeres Wort bedeuten, für fehlerhaft anſehen, ſo wie man es hingegen für eine Zierde einer Sprache hält, wenn ſie eben nicht durchaus einſylbige, ſondern eine ſchickliche Abwechslung von längern und kürzern Wörtern hat. Sollten aber die Wörter wiſſenſchaftliche Zeichen der Dinge und Begriffe werden können, ſo würde ſich die Frage von ihrer Länge und Kürze aus ganz andern Gründen entſcheiden müſſen, und man würde, wie bey den algebraiſchen Formeln, das Einfachere dem Weitläuftigern und Kürzern vorziehen.

§. 93. Aus dem bisher geſagten erhellet genugſam, wie viele Mannichfaltigkeiten aus der Combination und Permutation von 17 Selbſtlauten und 13 Mitlauten, folglich in allem von 30 Buchſtaben, in der Sprache entſtehen können, auch nur ſo fern ſie geredet wird. Im Schreiben kann dieſe Mannichfaltigkeit noch vielfach größer werden, weil man dabey die Wahl behält, wie viele verſchiedene Zeichen man für jeden Buchſtab nehmen, und folglich wie viele Alphabete man gebrauchen will. Die Abſichten, die man hiebey haben kann, ſind vielerley.

§. 94. Einmal, wenn jemand für ſich ein ganz willkührliches Alphabet wählet, ſo geſchieht dieſes, um das, ſo er ſchreibt, zu verſtecken, und das Alphabet oder überhaupt das Regiſter der Zeichen und ihrer Bedeutung heißt der Schlüſſel zu ſolchen Schriften. Die Wiſſenſchaft ſelbſt, ſolche geheime Schriften zu erfinden, heißt die Cryptographie, Steganographie oder geheime Schreibkunſt, und die Zeichen, deren man ſich zu geheimen Schriften bedient, werden Ziffern genennt. Wenn der Schlüſſel zu der geheimen Schrift nach ſehr einfachen Regeln gemacht iſt, z. E. wenn man

für jeden Buchſtab ſchlechthin ein Zeichen wählt, ſo iſt es wohl möglich, eine ſolche verborgene Schrift zu leſen, ohne den Schlüſſel dazu von ihrem Urheber entlehnen zu dürfen. Wie man es anzugreifen habe, wird in der **Dechiffrirkunſt** gewieſen. Dieſe Wiſſenſchaft iſt ſchlechthin eine Anwendung einer viel allgemeinern analytiſchen Aufgabe, nämlich: **Wenn eine nach Regeln gemachte Sache gegeben, die Regeln zu finden, nach denen ſie gemacht worden, oder hätte können gemacht werden.** Wir haben bereits in der Dianoiologie bey der Betrachtung der Hypotheſen davon Erwähnung gethan (§. 555. ſeqq.).

§. 95. Ferner kann man ſich ein Alphabet und Zeichen wählen, um das, welches man ſchreiben will, am geſchwindeſten ſchreiben zu können, ſo, daß man darinn dem Redenden gleich oder gar zuvorkomme. Die Wiſſenſchaft, die dieſes lehrt, heißt die **Tachygraphie**. Sie giebt die Zeichen, die am einfachſten, am leichteſten zu ſchreiben und an einander zu hängen ſind, ingleichen die ſchicklichſten Abkürzungen der Wörter an, und richtet alles dieſes ſo ein, daß man eben nicht mehr Zeit gebrauchen müſſe, ſich auf die Zeichen zu beſinnen, als es gebrauchte, um mit der gewöhnlichen und von Jugend auf erlernten Schrift zu ſchreiben.

§. 96. Man kann ferner auch auf die **Schönheit der Schriften** ſehen, nicht nur daß ſie leslich ſeyn, ſondern mit ihren Nebenzierrathen wohl in das Auge fallen. Hierinn ſcheint es die lateiniſche Schrift allen andern zuvor zu thun. Die Wiſſenſchaft oder Kunſt, ſchön zu ſchreiben, heißt die **Calligraphie**. Sie ſoll angeben, wie die Buchſtaben nach dem natürlichen Zuge der Hand und Feder ungezwungen, ſymmetriſch, einfach, genugſam verſchieden ꝛc. geſchrieben werden können. Dieſen Bedingungen hat Hr. Prof. Spreng

auch

auch in Anſehung der deutſchen Curſivſchrift meines Wiſſens am beſten Genüge geleiſtet, weil er viele übel in das Auge fallende Ecken und unnöthige Züge ſchicklich abgerůndet, und den Buchſtaben des geſchriebenen kleinern Alphabets eine ſolche Symmetrie gegeben, daß ſie nur aus der Zuſammenſetzung weniger einfachen und nach dem Zuge der Feder eingerichteten Züge beſtehen, und die meiſten Buchſtaben umgekehrt wiederum Buchſtaben vorſtellen.

§. 96ᵃ. In ſo ferne die Buchſtaben und überhaupt jede geſchriebene Zeichen der Wörter Figuren ſind, ſo ferne iſt es auch an ſich möglich, daß ſie als Figuren eine Bedeutung haben, welche weſentlich ſeyn, und ſich auf die Aehnlichkeit des Eindruckes, den die Sache und das Zeichen macht, gründen kann (§. 46. Alethiol.). Ob Leibnitz Zeichen von dieſer Art durch ſeine allgemeine Zeichenkunſt verſtanden habe, können wir hier dahingeſtellt ſeyn laſſen. Wir müſſen aber anmerken, daß, da uns die Rede immer unentbehrlich bleiben wird (§. 14. 15.), auch die einfachſten Zeichen der Buchſtaben und einfachen Laute von gleicher Nothwendigkeit bleiben werden, weil ſie dazu dienen, daß wir die Rede vor Augen malen, und weil man außer dem Alphabet keinen kürzern Schlüſſel zur Zeichnung der Rede wird finden können. Die Wörter müſſen demnach ſchon in der Rede bedeutend ſeyn, wenn ſie es je in einem höhern Grade ſollen werden können, und die Verſchiedenheit der geſchriebenen Alphabete mag höchſtens nur zu gewiſſen allgemeinen Abſichten dienen. Wir werden unten Anlaß haben, dieſe Anmerkung genauer zu erwegen.

§. 97. Die **Orthographie** iſt die Anweiſung, die Wörter richtig zu ſchreiben. Sie würde auf einer einigen Regel beruhen, daß man nämlich jeden Buchſtab, den man in der deutlichen Ausſpra-

che des Wortes hört, in eben der Ordnung ſchreiben müſſe, wenn nicht der Gebrauch zu reden und andere Hinderniſſe im Wege ſtünden. Die erſte iſt, daß wir für die einfachen Selbſtlaute nicht genug, für einige Mitlaute überflüßig Zeichen haben, und überdieß noch Selbſtlaute und Doppellaute, imgleichen zuſammengeſetzte Mitlauter mit einfachen verwechſeln (§. 75. ſeqq.). In einigen Sprachen, und beſonders in der Franzöſiſchen und Engländiſchen, weicht man noch mehr ab, weil man weder alle Buchſtaben, noch alle immer auf gleiche Art ausſpricht, und daher ganz anders lieſt, als man ſchreibt. Die Italiener und Deutſchen haben wenigſtens einige Provinzen, deren Ausſprache, in Ermangelung anderer Regeln, zum Muſter im Schreiben genommen wird, weil ihre Einwohner auch die übrigen Wörter nach dem Buchſtaben ausſprechen, ſo viel nämlich die vorhin angeführten Abweichungen in der Bezeichnung der Buchſtaben zulaſſen. Indeſſen iſt dieſes nicht ſo ausgemacht, daß nicht noch Unbeſtimmtes und Willkührliches zurücke bliebe. Die Abwechslung in der Ausſprache trägt auch vieles dazu bey, und ſcheint in ihrem erſten Anfange von gewiſſen Unbiegſamkeiten der Zunge herzurühren, die bey jedem Menſchen ihre beſondere Stufen hat. So giebt es auch Neuerungen in der Ausſprache, und in mehrern andern Theilen der Sprache, die man unvermerkt nachahmt, weil ſie das erſtemal, und öfters aus Nebenumſtänden, das Glück hatten, zu gefallen.

§. 98. Die Ordnung im Schreiben fordert zwar, daß die Buchſtaben und Wörter ſo auf einander folgen, wie im Reden. Es bleibt aber das willkührlich dabey, daß man den Anfang vorn oder hinten, oben oder unten ſetzen kann. Daher ſchreiben die Chineſer von hinten angefangen herunterwärts, die Hebräer von hinten angefangen vorwärts, die Griechen,

Latei-

Lateiner, Deutſchen ꝛc. von vorn hinterwärts, oder von der linken zur rechten Hand. Dieſe Verſchiedenheit in der Ordnung ſcheint anzuzeigen, daß mehrere Erfinder der Schriften geweſen ſind. Indeſſen, ſo fern man annehmen kann, daß es natürlicher ſey, mit der rechten Hand zu ſchreiben, wird auch die Ordnung der Europäer die natürlichſte und bequemſte ſeyn, weil die Feder dabey nicht geſtoßen, ſondern gezogen wird. Wir würden es auch mit den Zahlen thun, wenn dieſe nicht von Arabern wären erfunden worden, welche die Hypotheſe, von hinten anzufangen, nach der Ordnung der Buchſtaben in ihrer Sprache eingerichtet. In der Algeber haben wir uns aber nicht daran gebunden, ſondern weil $a + b = b + a$, und $a.b = b.a$ iſt, die Gleichungen und beſonders die Ausdrücke $a - b$, $a : b$, nach der europäiſchen Ordnung eingerichtet.

§. 99. Der Gebrauch der Accente iſt ſehr unbeſtimmt, und in verſchiedenen Sprachen verſchieden, weil man theils die Stärke, theils die Länge eines Tones, und wie z. E. im Franzöſiſchen bey den è, é, die Ausſprache des Vocals, und in andern Fällen ſchlechthin den Unterſchied zweyer gleichgeſchriebener Wörter oder einen wegbleibenden Buchſtab anzeigt. Die Sprachen wären mit immer gleich langen Sylben zu einförmig, und dem Ohre gefallen die darinn eingeführten Abwechslungen. Es ſind aber dieſe Abwechslungen nicht bloß der Harmonie zu gefallen eingeführt, ſondern wir ſind von Natur dazu gewöhnt, diejenigen Wörter und Sylben ſtärker, härter, länger ꝛc. auszuſprechen, auf welche der **Nachdruck** der Rede fällt, und worauf der Zuhörende vorzüglich Acht haben ſoll, und dieſes kann einen Einfluß auf den Verſtand der Rede haben. Z. E.

1. **Ich** hab es ihm geſagt: will ſagen, nicht ein anderer.

2. Ich

2. Ich hab es ihm geſagt: zeigt an, es ſey geſchehen.
3. Ich hab es ihm geſagt: nämlich nicht einem andern.
4. Ich hab es ihm geſagt: das iſt, nicht gedeutet, geſchrieben ꝛc.

Wir können hiebey anmerken, daß in Verſen dieſer Nachdruck der Wörter mit den Stellen des Verſes zuſammentreffen ſoll, welche die Versart, die man gewählt hat, zu Stellen eines längern oder ſtärkern Tons macht. Denn auf dieſe Art giebt der Vers den Nachdruck der Worte an, und harmonirt mit denſelben.

§. 100. Wenn die geſchriebene Sprache durchaus alles, was in der geredten Mannichfaltiges vorkömmt, genau anzeigen ſoll, ſo wird man allerdings auch Zeichen gebrauchen müſſen, welche jede Modification in der Länge, Kürze, Schärfe, Nachdruck ꝛc. der Wörter und Sylben anzeigt, und beſonders die ſtärkern Grade davon unterſcheidet. Die Verſchiedenheit des Alphabets in gedruckten Schriften, welche beſonders Bilfinger in ſeinen Dilucidationen gebraucht, um die Grade der Aufmerkſamkeit dem Leſer anzuzeigen, thun hiebey ſehr gute Dienſte, wo nämlich der Nachdruck auf ganze Wörter und Redensarten geht. Die Ausrufungszeichen (!), welche einen Affect anzeigen, das NB, das Sela in den Pſalmen, die dermalen in Aufnahm kommende ——, welche dem Leſer eine Pauſe oder Ruheplatz geben, noch mehr hinzuzudenken, als man mit Worten anzeigt, die . . . . bey einsmaligem Abbruche oder Unterbrechung der Rede, wie in dem Virgil: *Quos ego - - - ſed motos praeſtat componere fluctus*. Die ungewöhnlichere Verſetzung der Wörter, wie in vielen der beſten poetiſchen Perioden, oder auch z. E. wie im Livius: *Per ego te fili etc.* Alles dieſes ſind Mittel, die Aufmerkſamkeit des Leſers zu erwecken und abzu-

abzuändern, und den Begriff von dem, was man ſagen will, genauer und ſicherer zu bilden. Es iſt aber für ſich klar, daß der Schreibende ſelbſt wohl wiſſen muß, wo er dieſe Mittel zu gebrauchen hat, und ob er auf die in der That nachdrücklichere Wörter ſelbſt aufmerkſamer iſt. Dieſes iſt vielleicht ein Grund mit, warum ſolche feinere Unterſcheidungszeichen in der geſchriebenen Rede nicht durchgängig eingeführt ſind, und in Gedichten giebt es noch mehrere Schwierigkeiten, wenn man den Schwung der **Gedanken**, der **Worte** und des **Verſes** mit einander durchaus in Harmonie bringen ſoll.

§. 101. Ungeacht man in den wirklichen Sprachen, in Anſehung der Accente, nicht leicht eine Neuerung vornimmt, ſo kann es doch zum Behufe der Fremden, die eine Sprache lernen wollen, geſchehen, daß man in den Sprachlehren und Wörterbüchern dergleichen einführt, um die Ausſprache und ihre Modificationen anzuzeigen. Um hierinn vollſtändig zu verfahren, müßte man durch ſchickliche Abänderung in der Figur der Vocalen a, e, i, o, u, die oben angezeigten 17 einfachen Vocalen kenntlich von einander unterſcheiden, und hingegen könnte man die Länge und Kürze der Sylben durch Accente oder durch die Zeichen — ᴗ (§. 44.) ſo über die Vocale geſetzt würden, die Schärfe der Sylben durch Accente anzeigen, die über denjenigen Conſonant geſetzt würden, auf welchen der Nachdruck des Tones in der Ausſprache fällt. Dieſes einmal eingeführte Mittel würde auch dienen, jede fremde Sprache ihrer natürlichen Ausſprache gemäß zu ſchreiben. Vielleicht verhülfe es ebenfalls dazu, die Ausſprache des Deutſchen, welche in jeden Provinzen Deutſchlandes verſchieden iſt, dergeſtalt zu zeichnen, daß man ſich, wenigſtens im Leſen, auf eine einförmige Art darnach richten könnte. Die Aenderung der Vocale hat hiebey allerdings die größte Schwierigkeit, weil man bald in allen Sprachen dieſelben mit Doppellauten verwechſelt.

Drittes Hauptſtück.

Von der Sprache als Zeichen betrachtet.

§. 102.

Wir haben im vorhergehenden Hauptſtücke die Structur der Sprache an ſich betrachtet, und ihre einfachſten Elemente nebſt den allgemeinſten Möglichkeiten deren Zuſammenſetzung vorgezählt. Wir werden ſie nun als Zeichen anſehen, und die ſich dabey äußernden Möglichkeiten aufſuchen.

§. 103. An einer Sylbe, ſo fern ſie vernehmlich ausgeſprochen wird, kann alles, was ſich daran unterſcheiden läßt, bedeutend ſeyn, folglich

1. jeder Buchſtab,
2. die Ordnung der Buchſtaben,
3. die Modiſication oder Art der Ausſprache,
4. die Sylbe im Ganzen,
5. ihre Verbindung und Ordnung mit andern Sylben.

§. 104. Von dieſen fünf Stücken kommen in den wirklichen Sprachen höchſtens nur die drey letzten vor. Denn die zwey erſten werden zum vierten gerechnet, weil man nur auf die ganzen Sylben, auf die Kürze und Länge derſelben, und auf ihre Stelle in den zuſammengeſetzten Wörtern Acht hat. Es ſind demnach in den wirklichen Sprachen die Buchſtaben und ihre Ordnung nicht anders bedeutend, als in ſo fern ſie die Sylben und Wörter von einander unterſcheiden, und in dieſer Abſicht giebt es Fälle, wo man genau darauf Acht haben muß.

§. 105. Hingegen haben wir bereits einige wiſſenſchaftlichere Wörter, in welchen auch die beyden erſten Stücke vorkommen, wo nämlich die Buchſtaben bedeutend ſind, und theils eine gewiſſe Ordnung haben, theils an ſich ſchon eine Ordnung in der Sache anzeigen. Solche Wörter ſind die Namen der Schlußarten Barbara, Celarent &c. der Umwege im Schließen Caſpida, Serpide &c. (§. 27.). Wir haben auch bereits ſchon (§. 46.) angezeigt, daß noch mehrere dergleichen möglich wären, und beſonders wäre es zu wünſchen, daß man die Arten und Gattungen in den drey Reichen der Natur durch die Combination und Modiſication einer geringen Anzahl kenntlicher Merkmale zureichend von einander unterſcheiden könnte. Denn ſo ließen ſich Namen derſelben finden, deren Structur an ſich ſchon die Sache kenntlich machen würde, und der Name ſelbſt würde ſtatt der Beſchreibung dienen.

§. 106. Bey Erſindung ſolcher Namen iſt es vornehmlich um den Schlüſſel zu thun, welcher nämlich die Bedeutung jeder Buchſtaben, ihrer Ordnung, der Ordnung der Sylben ꝛc. angiebt, und ſo eingerichtet iſt, oder noch ſo viel Willkührliches zurücke laſſe, daß der herausgebrachte Name ausgeſprochen werden, oder ſelbſt noch einen gewiſſen Wohlklang behalten könne. Wir haben uns in der Dianoiologie nach dieſen Regeln gerichtet, um die Namen Caſpida, Serpide &c. herauszubringen, welche ein Beyſpiel und nur noch ein kleiner Anfang ſolcher bedeutenden Namen ſind.

§. 107. Da ohne Vocal keine Sylbe ausgeſprochen werden kann, ſo maßen ſich die Vocalen und Diphtongen in Erſindung bedeutender Namen ein gewiſſes Vorrecht an, ſo daß ſie in denſelben entweder gar nichts, oder ſolche Merkmale, Theile, Stuffen, Modiſicationen, Verhältniſſe ꝛc. vorſtellen müſſen, die in allen Fällen vorkommen.

§. 108. Die Ordnung der Buchſtaben und Sylben ſtellt entweder an ſich eine Ordnung in der Sache ſelbſt vor, oder man giebt derſelben willkührlich eine Bedeutung, indem man die Theile der Sache in einer gewiſſen Ordnung annimmt, und die Buchſtaben jeder Sylbe zur nähern Charakteriſirung des Theiles oder der Eigenſchaft, die ſie vorſtellt, dienen macht.

§. 109. Wir merken dieſes hier kurz an, um zu zeigen, daß bey Erfindung durchaus bedeutender Namen die Sache darauf ankomme, daß man die Möglichkeiten und Combination der Bedingungen und Theorie der Sache ſelbſt, mit den Möglichkeiten und Combination der Buchſtaben und Sylben gegen einander halte, und jene auf dieſe vertheile, und daß es eben nicht durchaus gleichgültig iſt, wie dieſe Vertheilung geſchehe. Es iſt überhaupt leichter, wo die Möglichkeiten und Abwechslungen in der Bezeichnung zahlreicher ſind, als in der Sache. Denn da kann man nicht nur der Ausſprache, ſondern auch dem Wohlklange des Wortes freyer Genüge thun.

§. 110. Hingegen wird es ſchwerer, wenn die Möglichkeiten in der Sache in größerer Anzahl ſind, als in der Bezeichnung. Da kann es allerdings geſchehen, daß die Anzahl aller Buchſtaben noch zu klein bleibt, daß zu viele Conſonanten in eine Sylbe kommen, und die Wörter, die man aus den Sylben zuſammenſetzen müßte, allzulang würden. In ſolchen Fällen muß man, wie in der Algeber, auf Abkürzungen denken, und daher Zeichen annehmen, die einen ſehr zuſammengeſetzten Begriff nur deswegen bedeuten, weil man ihn an das Zeichen bindet, oder weil man daſſelbe zum Zeichen des Begriffes macht. Dadurch werden aber neue Willkührlichkeiten eingeführt, und die Sprache wird noch mehr zu einer Gedächtnißſache.

§. 111. Man iſt ferner aus eben dieſen Gründen, und wegen der geringen Anzahl der Buchſtaben, faſt nothwendig daran gebunden, daß man vielmehr die Sylben als Buchſtaben zur Grundlage der Bedeutung der zuſammengeſetzten Wörter macht. Ihre Anzahl iſt an ſich ſchon ungemein groß, und man kann ſagen größer, als daß ſie nicht ſollte dem Gedächtniß zur Laſt werden, wenn jede Sylbe nur einen individualen Begriff vorſtellen ſollte, der mit andern nichts gemein hat. Man verſuche es, allen Pflanzen, Thieren und ihren Theilen, allen Arten des Steinreiches, allen Werkzeugen ꝛc. einſylbige Namen zu geben. Es wird ein Verzeichniß herauskommen, deſſen Erlernung ungemein viele Zeit gebrauchen wird.

§. 112. Indeſſen iſt es, an ſich betrachtet, das natürlichſte, daß ein Begriff, der für ſich gedacht werden kann, ſchlechthin nur durch eine Sylbe angedeutet werde. Denn eine Sylbe läßt ſich für ſich ebenfalls mit einem male ausſprechen. Die Kürze des Zeichens iſt eine Vollkommenheit, und es bedarf ein Zeichen nicht mehr, als daß es das Bewußtſeyn der Sache errege. Aus dieſem Grunde ſind zuſammengeſetzte Wörter, in welchen nicht jede Sylbe ihre eigene Bedeutung hat, Unvollkommenheiten einer Sprache. Man muß aber nicht alle Wörter von dieſer Art, die in den wirklichen Sprachen vorkommen, nach dieſer ſtrengen Regel, oder nach derſelben allein beurtheilen. Von vielen Wörtern iſt die Bedeutung der Sylben und der anfängliche Anlaß zu ihrer Zuſammenſetzung verlohren, deſſen Erkenntniß uns anzeigen würde, was das Wort in ſeiner erſten Bildung und in ſeinen Sylben und Fügung derſelben bedeutet habe. Bey andern Wörtern war der Anlaß zu der Zuſammenſetzung etwan ein Irrthum, oder etwas von der beſondern Gedenkensart ihres Urhebers, und dieſes macht,

daß es in den Sprachen Wörter giebt, deren buchſtäbliche Bedeutung mit der Sache nicht überein kömmt, und folglich nur nach dem Sinn oder Gedenkensart ihres Urhebers erklärt werden muß, der Sache ſelbſt aber kein Licht giebt.

§. 113. Bey dem Urſprunge der wirklichen Sprachen findet ſich in Anſehung der erſt gemachten Anmerkungen noch verſchiedenes, welches eine beſondere Betrachtung verdient. Sie ſind allerdings nicht wiſſenſchaftlich erfunden worden, und die Geſchichte, wie ſie in der heil. Schrift vorgeſtellt wird, nennet den Urſprung der verſchiedenen oder mehreren Sprachen, die in der Welt ſind, eine Verwirrung, die dem Thurmbaue zu Babel ein Ende machte, und, als eine nothwendigere Wirkung, die Vertheilung der Menſchen auf der Erdfläche hervorbrachte.

§. 114. Indeſſen, wie auch immer dieſe Verwirrung ihren Einfluß in den Urſprung der Sprachen mag gehabt haben, ſo können wir überhaupt dennoch zum Behufe des Metaphyſiſchen und Allgemeinen, ſo in den Sprachen iſt, zum Grunde ſetzen, daß, ungeacht eine wiſſenſchaftliche Sprache regelmäßiger wäre, und allgemeinere Möglichkeiten hätte, als die wirklichen, dieſe letztern dennoch nicht ſo beſchaffen ſind, daß ſie an ſich nicht hätten entſtehen können.

§. 115. Auf dieſe Art ſieht man es z. E. als eine beträchtliche Schwierigkeit für den Erfinder der Schriften an, daß er in den Wörtern nicht nur die Sylben, ſondern auch in dieſen noch die Buchſtaben unterſcheiden, und dabey bemerken mußte, daß ihre Anzahl gar nicht groß ſey, und auch nach dieſer Bemerkung war es noch nicht ſo leicht, die einfachen Laute genau zu bemerken und auszuleſen, und beſonders die Vocalen von den Conſonanten zu trennen. In der Chineſiſchen Schrift kömmt eine ſolche Anatomie der Rede gar nicht vor.

In

In der Hebräiſchen bleiben die Vocalen entweder ganz weg, oder ſie werden nur durch Punkte angezeigt, und in den abendländiſchen Sprachen ſcheinen noch die verſchiedenen Stuffen und Mitteltöne zwiſchen den Hauptvocalen nicht durch einen genugſamen Vorrath von Zeichen angezeigt worden zu ſeyn, wenigſtens ſind ſie es in den heutigen Sprachen nicht, weil wir für 17 und mehr verſchiedene und einfache Selbſtlaute nur 5, oder, das η und υ der Griechen mitgerechnet, nur 7 Zeichen haben.

§. 116. Die Folge, die wir hieraus ziehen, iſt, daß man um deſto weniger noch von den erſten Urhebern einer Sprache fordern könne, daß ſelbſt dieſe ſchon die Buchſtaben, und beſonders die Conſonanten ſollten bedeutend gemacht haben, wie es bey durchaus bedeutenden Wörtern ſeyn könnte (§. 105.). Die Selbſtlaute, Doppellaute und etwan noch die Halblaute (Semiuocales §. 78.) litten eine Bedeutung, und haben ſie auch wirklich in einigen Sprachen mehr oder weniger (§. 87.), weil ſie für ſich einen Ton geben oder ausgeſprochen werden können.

§. 117. Ferner waren die Urheber der Sprachen gleichſam genöthigt, bey ſolchen Begriffen anzufangen, für welche man in einer wiſſenſchaftlichen Sprache auf Abkürzungen würde denken müſſen (§. 110.). Denn da die abſtracte Erkenntniß durchaus ſymboliſch iſt (§. 17.), ſo ließ ſichs dabey nicht anfangen, und die erſten Dinge, die benennt werden mußten, konnten keine andere, als ſolche ſeyn, deren wirkliche Empfindung ſich mit der Empfindung des Lautes, wodurch man ſie andeuten wollte, unmittelbar verbinden ließ, wenn anders die Sprache gemeinſam werden ſollte. Hiezu hatten nun die Handlungen und Bewegungen des Leibes, und ſodann die in der Natur und zunächſt um den Menſchen vorhandenen Arten und Gattungen der

Pflanzen und Thiere, und ihre Theile, das erſte Recht, um deſto mehr, weil dieſe Arten und Gattungen nach unveränderlichen Geſetzen bleiben, und ſich fortpflanzen. Moſe erzählt auch ausdrücklich, daß die Thiere auf dieſe Art von Adam benennt worden, doch ſo, daß ſeine Sprache nicht damit anfienge.

§. 118. Die Handlungen oder Bewegungen des Leibes haben ferner noch ein deſto unmittelbareres Recht, zuerſt benennt zu werden, weil ſie in Ermanglung der Sprache die einigen Zeichen der Begriffe ſeyn würden, wie ſie es denn auch bey Tauben und Stummen wirklich ſind. Sie ſind ferner von vielen Dingen, und beſonders von Figuren und Bewegungen, nicht nur bloße Zeichen, ſondern wirkliche Nachahmungen, wenn man ſie dazu auswählt, und ſie bleiben es auch, wenn die Sache ſelbſt nicht mehr vor Augen iſt (§. 7. 9.). Und man kann ſetzen, daß ſie der Sprache natürlicher Weiſe noch vorgehen, oder daß, ehe die Rede zur Bezeichnung der Begriffe gebraucht worden, die Bewegungen des Leibes dazu dienten. Bey der Sprache der Affecten ſcheinen Stimme, Minen, Geberden und Bewegung des Leibes und der Glieder zuſammenzutreffen, weil ſtärkere Leidenſchaften den ganzen Leib erſchüttern.

§. 119. Auf dieſe Art fangen die Sprachen eben ſo, wie unſere ganze Erkenntniß, bey den Sinnen und Empfindungen an. Die erſten Wörter ſind einſylbig, und bezeichnen Handlungen und Bewegungen, und zwar als ſolche, die geſchehen ſind. Von dieſer Art ſind die hebräiſchen Wurzelwörter, aus welchen die übrigen gebildet werden. In den europäiſchen Sprachen ſind die einſylbigen Wörter nicht ſo genau an Begriffe von Handlungen gebunden. Sie ſind aber allerdings von ihrem erſten Urſprunge weiter entfernt.

§. 120. Die Aehnlichkeit des Eindruckes, den die Empfindung der Dinge und der artikulirten Töne machen,

chen, ſcheint in die Benennung der Dinge einen gewiſſen Einfluß zu haben. Es giebt weichere, härtere, annehmlichere, und anſtößigere Töne, die ſich bey Empfindung der Dinge, leichter darbieten, welche einen ähnlichen Eindruck in die Sinnen machen. Da indeſſen dieſer Eindruck nicht bey allen Menſchen gleich, noch gleich ſtark iſt, ſo wird man auch dieſe Aehnlichkeit in den Sprachen nicht ſo durchgängig antreffen, beſonders wo der Urſprung des Wortes, oder der erſte Anlaß dazu, nicht mehr bekannt iſt. Selbſt die Biegſamkeit der Zunge, mehrere und härtere Conſonanten auszudrücken, mag viele Ausnahmen hierinn gemacht, und in verſchiedenen Sprachen einerley Dinge mit ganz verſchiedenen Namen belegt haben. Man ſehe auch §. 18. 19.

§. 121. Die Sprachen ſind von der Algeber darinn verſchieden, daß dieſe letztere Wiſſenſchaft nur wenige Zeichen von beſtändiger und immer beybehaltener Bedeutung hat, da hingegen die Wörter der Sprachen ungefähr wie die Zeichen der Zahlen, ihre Bedeutung behalten ſollen, wenn man anders im Reden und Schreiben verſtändlich bleiben will. So unveränderlich ſind zwar nun die wirklichen Sprachen nicht durchaus, indeſſen aber ändern ſie ſich auch nicht ſo, daß man von einem Tag zum andern eine neue Sprache hätte. Es giebt immer eine gute Menge von Dingen, die man nicht mit einander verwechſeln kann, ohne den Irrthum leicht zu erkennen, und deren Namen gleichſam die Grundlage und der Maaßſtab von dem Fortdauernden und Feſtgeſetzten in den Sprachen ſind (§. 138. Alethiol.). Nach dieſen müßten ſich die übrigen Wörter richten, wenn eine neuaufkommende Sprache im Beharrungsſtande bleiben ſolle. Wir haben in der Dianoiologie und Alethiologie hin und wieder Anläße gehabt, dieſen Unterſchied des Beſtändigen und Ver-

änderlichen einer Sprache anzumerken, und werden es hier nicht wiederholen. Man wird aber ohne viele Mühe die Schicklichkeit finden, daß eben die **Wörter**, bey welchen eine neuentſtehende Sprache anfangen muß, diejenigen ſind, deren Bedeutung am unveränderlichſten und zugleich am kenntlichſten iſt. Man darf zu dieſem Ende nur die vorhin (§. 117.) angezeigten Claſſen derſelben mit den im erſtangezogenen §. 138. der Alethiologie gegen einander halten.

§. 122. Aus dieſer Vergleichung wird auch mit erhellen, daß die erſten Urheber einer Sprache unmittelbar da anfangen, wohin man bey einer charakteriſtiſchen oder wiſſenſchaftlichen Sprache erſt nach ſehr weitläuftigen Zuſammenſetzungen einfacher Zeichen gelangen würde, weil man endlich doch auf Abkürzungen denken müßte, wie man es in der Algeber thut (§. 110.). Denn ohne dieſe Abkürzungen müßten in der charakteriſtiſchen Sprache, alle und jede Theile der Sache, ihre Verbindung und Verhältniſſe gezeichnet werden. Dieſes kann nun für einfache Figuren allerdings geſchehen. Hingegen für die Dinge in der Natur wird es ſo leicht nicht angehen, weil ihre Grundtheilchen uns unempfindbar ſind. Gienge es aber dennoch an, ſo würde unſtreitig die Bezeichnung ſo weitläuftig, daß man ſie nicht zu Ende bringen würde. Denn ſollte ſie durchaus complet ſeyn, ſo würde ſie uns die Anatomie der Körper, der Thiere und Pflanzen ꝛc. ganz überflüßig machen, weil ſie uns die Lage, Größe, Kraft, Verbindung, Verhältniß ꝛc. jeder kleinern und größern Theile entwickelt vorſtellen müßte.

§. 123. Die Urheber der wirklichen Sprachen verfuhren aber ganz anders, und Natur und Nothwendigkeit verhalf ihnen dazu. Sie fiengen bey dem Ganzen an. Sie benennten jedes Thier, jede Pflanze,

jeden kenntlichen Körper, der ihnen vorkam, die Handlungen und kenntlichſten Arten der Veränderungen, Modificationen und Verhältniſſe mit beliebigen Namen, als eben ſo vielen abgekürzten Zeichen. Vom Ganzen giengen ſie zu den größern, und von dieſen zu den kleinern Theilen deſſelben. Sie ließen unbeſtimmt, wie weit man bey genauern Unterſuchungen noch gehen könne, und trieben z. E. die Benennung jeder Theile des menſchlichen Leibes nicht bis auf anatomiſche Kleinigkeiten, und die microſcopiſchen Entdeckungen waren zur Zeit der aufkommenden Sprachen noch weit außer dem Geſichtskreiſe der menſchlichen Erkenntniß.

§. 124. Man ſieht hieraus, daß die Sprache ſich mit der Erkenntniß erweitert, und immer ungefähr von gleichem Umfange iſt, und eben dieſes erhellet auch aus der oben erwieſenen Nothwendigkeit der ſymboliſchen Erkenntniß (§. 12.).

§. 125. Den Urhebern der Sprache verhalf die Natur dazu, auf die erſtbemeldte wirklich analytiſche Art zu verfahren, weil ſie ihnen eine Menge von bereits ſchon vollendeten Ganzen vor Augen legte, die ſie nicht erſt aus unendlich vielen kleinen Theilen zuſammenzuſetzen, ſondern als ſchon zuſammengeſetzt, und in ihrer Art beſtändig, nur zu benennen hatten. Die Nothwendigkeit, dabey anzufangen, war ebenfalls da, weil die kleinſten Theile unempfindbar, ihre Anzahl zu groß, das Bewußtſeyn, ohne Zeichen zu gebrauchen, zu verwirrt und zu flüchtig iſt, und folglich immer etwas hätte mit Zeichen benennt werden müſſen. Aber bey den kleinſten Theilen nicht anfangen können, will ſagen, genöthigt ſeyn, entweder von aller Bezeichnung zu abſtrahiren, oder bey dem Ganzen und ſeinen größern und kenntlichern Theilen anzufangen. Und dabey müſſen wir es, ſowohl in Anſehung der Zeichen als der

Begriffe, noch dermalen bewenden laſſen (§. 33. Alethiol.).

§. 126. Die Benennung der Dinge und Handlungen würde aber entweder zu weitläuftig oder zu unvollſtändig ſeyn, wenn nicht in den Sprachen ein gewiſſes Mittel wäre getroffen worden. Denn da die Dinge ſehr viele Abwechslungen und Verhältniſſe, die Handlungen ſehr viele Modificationen und Beſtimmungen haben, von welchen in jeden einzeln Fällen nur eine vorkömmt, ſo hätte man entweder für jeden Fall beſondere und eigene Wörter gebrauchen, oder in den Ausdrükken alle dieſe Veränderungen und Unterſchiede durchaus weglaſſen müſſen. Das Mittel, ſo man hierinn getroffen, macht die Sprachen gewiſſermaßen und noch in einem ziemlichen Grade wiſſenſchaftlich. Denn ſie ſind ſo eingerichtet worden, daß wir ſehr viele Veränderungen und Beſtimmungen der Dinge auf die Wörter bringen können, und dieſes geſchieht durch **Ableiten, Zuſammenſetzen, Abändern, Abwandlen, Vergleichen** ꝛc. (Deriuatio, Compoſitio, Declinatio, Coniugatio, Comparatio &c.). Ferner geſchieht es durch beſondere Wörter, wodurch man die Umſtände, Verhältniſſe, Verbindungen, Grade, Zuſammenhang, Affecte ꝛc. anzeigt, dergleichen die **Beywörter, Zuwörter, Vorwörter, Bindwörter, Zwiſchenwörter** ꝛc. (Adiectiua, Aduerbia, Præpoſitiones, Coniunctiones, Interiectiones &c.) ſind, und welche, nebſt einigen andern, überhaupt **Beſtimmungswörter**, Particulae, genennt werden. Ueberdieß nehmen wir alle dieſe Wörter entweder in ihrer **eigenen Bedeutung**, oder wir gebrauchen ſie in **verblümtem** oder **figürlichem Verſtande**, wegen der Aehnlichkeit des Eindruckes der dadurch in beyden Fällen vorgeſtellten Dinge (§. 46. Alethiol.), und auch dadurch wird die Anzahl der Wörter vermindert.

§. 127.

§. 127. In allem dieſem findet ſich ungemein viel Charakteriſtiſches, doch ſo, daß der Gebrauch zu reden, und die ſehr gelegentliche Entſtehung und Veränderung der wirklichen Sprachen eine gute Menge von Anomalien mit einmiſcht, und das Natürliche mit dem Willkührlichen verwechſelt. Dieſe Anomalien würden ſich nun leicht beſtimmen laſſen, wenn wir nebſt den wirklichen Sprachen noch eine durchaus nach erwieſenen Regeln eingerichtete Sprache hätten. Denn ſo käme es ſchlechthin auf eine durchgängige Vergleichung an. In Ermanglung einer ſolchen Sprache aber werden wir uns an die Gründe zu halten ſuchen, und die Vergleichung der wirklichen Sprachen unter einander mit zu Hülfe nehmen, weil ihre Unterſchiede ſehr viel Willkührliches, und etwan auch das Beſſere und Schlechtere angeben helfen.

§. 128. Die oben (§. 23.) für wiſſenſchaftliche Zeichen gegebene Grundregel, daß **nämlich die Theorie der Sache mit der Theorie der Zeichen ſolle können verwechſelt werden**, mag uns auch hier dienen. Wir merken nur an, daß wir ſie bey den Sprachen nicht ſo ſynthetiſch gebrauchen können, weil in den Sprachen die einfachſten Zeichen, oder die **Wurzelwörter**, Primitiua, Radices, zuſammengeſetzte Ganze vorſtellen. Da aber dieſe Ganze ihre Modificationen, Veränderungen und Verhältniſſe haben, ſo werden wir leicht ſehen, **daß ein Wort dieſen Abänderungen, ſo viel es ſeine Structur zuläßt, entſprechen ſolle.** Auf dieſe Art läßt ſich in der Sprache, von erſtangeführter Regel die Hälfte erfüllen. Denn die Theorie der Wörter ſolle nach der Theorie der Sache ziemlicher maßen eingerichtet werden können. Damit reichen wir aber noch nicht bis an die reciprocirliche Verwechslung beyder Theorien, daß wir nämlich jede nach den Regeln der Sprache mögliche Ver-

bindung der Wörter ſogleich als eine an ſich auch mögliche Verbindung der Dinge, die ſie vorſtellen, anſehen könnten, wie es in der Algeber geſchieht. Es giebt zwar in den wirklichen Sprachen ſolche Fälle, wo die Wörter oder Redensarten ſowohl grammatiſch als an ſich unrichtig ſind, und dieſes ſind die, wo wir ſagen, die Redensart oder der Ausdruck habe keinen Verſtand. Wir müſſen aber mehrentheils auch die Bedeutung der Wörter mit zu Hülfe nehmen. Und eben dieſes thun wir auch in denen Fällen, wo der Sinn der Worte aus dem Zuſammenhange muß beſtimmt werden.

§. 129. Da die Wörter als Zeichen betrachtet willkührlich ſind, ſo ſind ſie auch in ſo ferne eine bloße Gedächtnißſache, und ihre Anzahl ſolle dadurch vermindert werden, daß man ihre Ableitung und Zuſammenſetzung in allewege bedeutend mache. Eine Sprache iſt daher auch vollkommener, je mehr ſie Möglichkeiten enthält, aus ihren Wurzelwörtern Wörter von jeder beliebigen Bedeutung zuſammenzuſetzen und abzuleiten, dergeſtalt, daß man aus der Structur des neuen Wortes ſeine Bedeutung verſtehen könne. Dieſen Vorzug hat die griechiſche und die deutſche Sprache. Hingegen bleibt die lateiniſche darinn zurücke, und die Römer borgten ihre neuen Wörter mehrentheils den Griechen ab, und der Gebrauch verboth ihnen, viele davon aus ihrer eigenen Sprache zuſammenzuſetzen, die gar wohl möglich und der Art ihrer Sprache nicht zuwider geweſen wären. Die Schullehrer maßten ſich dieſe Freyheit an, aber mehrentheils ohne die Art der Sprache zu kennen, und daher waren ihre philoſophiſchen Kunſtwörter eher Misgeburten als ächtes Latein. Die deutſche Sprache, die bereits angefangen hat, zur gelehrten Sprache zu werden, ſcheint die Vollkommenheit

heit der griechiſchen erreichen zu können. Sie hat beſtimmte und bedeutende Wörter, und ſehr viele Möglichkeiten der Zuſammenſetzung und Ableitung. Sie leidet härtere Fügungen der Mitlauter, und iſt zu Metaphern biegſam. In dieſer Abſicht verdient die deutſche Sprache eine beſondere Theorie, worinn nämlich die Bedeutung jeder Art der Zuſammenſetzung und Ableitung der Wörter feſtgeſetzt, die Grenzen ihrer Möglichkeit aus der Art der Sprache beſtimmt, und die Umſtände und Redensarten, worinn ein neues Wort ſeinen beſtimmten Verſtand hat, und welche folglich ſtatt der Definition dienen, angezeigt werden. Z. E. von dem Wort ächt, welches ſo viel als genuin, authentiſch ꝛc. bedeutet, kömmt: ächtbar, ächtig, ächtlich, ächtſam, unächt, urächt, ꝛc. Aechtheit, Aechtung, Aechtigung, Aechtigkeit, Aechtbarung, Aechtbarkeit, Aechting, Aechtniß, Aechtſchaft, Aechtthum, Aechter, Aechtiger ꝛc. ächten, ächtigen, beächten, beächtigen, beächtbaren, verächten ꝛc. Aechtsſache, Aechtsfrage, Aechtsbrief ꝛc. nebſt noch ſehr vielen andern, die in beſondern Fällen und Redensarten den ihnen eigenen Verſtand und Nachdruck haben können. Der Unterſchied in der Bedeutung jeder dieſer Wörter gründet ſich auf ſehr allgemeine und metaphyſiſche Verhältnißbegriffe, welche durch die dem Wort: ächt, zugeſetzte Sylben angedeutet werden. Und dieſe ſollen in vorerwähnter Theorie vorkommen, von welcher die deutſche Sprache einen Reichthum von bedeutenden, nachdrücklichen und genau beſtimmten Wörtern zu erwarten hat, weil die wenigſten Wörter durch alle Verwandlungen und Ableitungen, die ſie theils ihrer Bildung, theils ihrer Bedeutung nach leiden, durchgeführt ſind.

§. 130. Man ſieht ungefähr hieraus, daß in den Sprachen mit einem Worte eine ganze Claſſe von Wörtern

tern zugleich gegeben iſt, ſo bald man annehmen kann, daß der Gebrauch zu reden die Bedeutung der bereits eingeführten abgeleiteten Wörter nicht verändert habe. Indeſſen da es vieldeutige Wörter giebt, ſo iſt es auch an ſich möglich, die eigentliche und ſo zu reden buchſtäbliche Bedeutung eines Wortes wieder aufzuleben. Es kömmt darauf an, daß das Wort in ſolchen Redensarten wiederum gebraucht werde, in welchen es ſeine wahre Stelle und Nachdruck hat, und wo man klar ſieht, daß kein anderes ſo gut dient. Die Zeit, einer Sprache dieſen Schwung zu geben, und ſie auf ihre einfachſten Regeln zu bringen, iſt vornehmlich diejenige, wo ſie anfängt, zur gelehrten Sprache zu werden, und die Claſſiſchen Schriftſteller ſowohl in Lehrbüchern als in Gedichten ſind in jeden Sprachen im Beſitz des Rechts und des Anſehens, welches hiezu erfordert wird.

§. 131. Ungeacht ferner in jeden Sprachen die Sylben, die man zur Ableitung der Wörter gebraucht, eine gute Menge metaphyſiſcher Verhältniſſe und Beſtimmungen angeben (§. 129.), ſo iſt doch nicht zu vermuthen, daß in der erſtrn Bildung der Sprachen alle getroffen worden, beſonders da bald jede Sprache von den übrigen hierinn abgeht. Die Griechen haben einige Participia, die im Deutſchen mangeln, und durch Umſchreibungen müſſen gegeben werden. Wodurch immer die Zeichnung der Gedanken verlängert, und öfters der Nachdruck geſchwächt wird. So ſind auch viele griechiſche und lateiniſche Endungen, denen im Deutſchen nicht durchaus gleichbedeutende entſprechen. Wenn man demnach eine wiſſenſchaftliche Sprache erfinden wollte, ſo müßte man dieſe Lücken ausfüllen, und jede Bedeutung, die ein Wort durch die Ableitung und Zuſammenſetzung erlangen kann, in Claſſen bringen, und ſelbſt dieſe Claſſen vollſtändig abzählen. Uebrigens iſt nicht zu zweifeln, daß nicht auch in den wirklichen

Spra-

Sprachen neue Arten von Ableitungen ſollten eingeführt werden können. Wir merken zu dieſem Ende an, daß die bereits üblichen Ableitungsſylben, eine urſprüngliche Bedeutung haben, die aber im Deutſchen zum Theil, im Lateiniſchen faſt durchaus verloren gegangen. Dieſe urſprüngliche Bedeutung aber machte, daß die abgeleiteten Wörter nicht anders ausſahen, als die zuſammengeſetzten, weil ſie in der That auch zuſammengeſetzt waren. Z. E. die Schlußſylbe: er, bedeutete urſprünglich eben ſo viel als Mann. Daher iſt das Wort Krieger ſo viel als Kriegsmann. Die Sylbe bar heißt ſo viel als tragend, daher fruchtbar ſo viel als fruchttragend. Es iſt demnach nur die Frage, in Anſehung anderer Wörter den Rückweg zu nehmen, welche allgemeine metaphyſiſche Beſtimmungen und Verhältnißbegriffe vorſtellen, und aus denſelben eine der alten deutſchen Sprachart gemäße Ableitungsſylbe zu machen.

§. 132. In Ermanglung genugſamer Ableitungsſylben, und auch um die Wörter nicht allzulang zu machen, werden in den Sprachen eine Menge von Beywörtern und Zuwörtern gebraucht, die man beſonders ſchreibt, ohne ſie mit dem Wort, zu deſſen genauern Beſtimmung ſie dienen, zuſammenzuhängen. Solle aber dieſer Unterſchied auf ſeine wahre Gründe gebracht werden, ſo muß man bey den Beſtimmungen, Modificationen und Verhältniſſen die trennbare von den untrennbaren unterſcheiden, und zwar beydes ſowohl in Anſehung der Sache ſelbſt, als in Anſehung der Vorſtellung und Erkenntniß derſelben. Eine Sache mag Beſtimmungen haben, die zwar nothwendig damit verbunden ſind, die wir aber nicht immer gleich wiſſen. Solche Beſtimmungen werden nun natürlicher Weiſe dem Wort ſelbſt nicht angehängt, weil es ſich nur würde gebrauchen laſſen, wo uns die Beſtimmung bekannt

iſt.

iſt. Auf dieſe Art haben wir bey den Nennwörtern und Zeitwörtern nur die einzele und mehrere Zahl, (ſingularis, pluralis,) weil ſichs, ſobald mehrere ſind, nicht immer wiſſen oder beſtimmen läßt, wie viele? Auf eine ähnliche Art ſehen wir bey den Zeitwörtern nicht auf den Unterſchied des Ortes, als in ſo fern ſich denſelben die Ableitungstheilchen aus, vor, nach ꝛc. vorſetzen laſſen, und in Anſehung der Zeit ſehen wir nur überhaupt auf das Vergangene, Gegenwärtige und Künftige, die genauere Beſtimmung der Zeit und Dauer aber zeigen wir, wo es nöthig iſt, durch beſondere Wörter an.

§. 133. Ungeacht nun hiebey in den wirklichen Sprachen viel Willkührliches bleibt, ſo können wir doch die Grundregeln anführen, nach welchen eine durchaus wiſſenſchaftliche Sprache eingerichtet ſeyn ſollte. Wir rechnen daher zu den bereits vorhin angemerkten, noch folgende. Daß in den zuſammengeſetzten oder vielſylbigen Wörtern nicht nur jede Sylbe, ſondern auch die Ordnung der Sylben, bedeutend ſeyn ſolle. Jeder Sylbe ſolle demnach ein Begriff entſprechen, welcher für ſich gedacht werden kann, und welcher ſich mit andern wiederum verbinden läßt. Dieſe Regel mag vielleicht eine Ausnahm leiden, wenn nämlich die mögliche Anzahl der Sylben, ſo groß ſie auch iſt (§. 86. ſeqq.), nicht groß genug wäre, alles dadurch vorzuſtellen, was durch einzele Sylben vorgeſtellt werden ſolle.

§. 134. Um dieſes aber genauer zu durchgehen, ſo merken wir aus dem vorhergehenden (§. 122.) an, daß wir in Benennung der Dinge da anfangen, wo man nach der ſynthetiſchen Charakteriſtik Abkürzungen einführen und gebrauchen müßte, weil wir bereits ſchon vollendete Ganze vor uns haben, deren kleinſte Theile und Structur uns unbekannt ſind. In dieſer Abſicht

könnten

könnten jede Arten der Pflanzen, Thiere ꝛc. als Ganze betrachtet, mit einzeln Sylben benennt werden. In dieſen Sylben würden gewiſſe Buchſtaben bedeutend gemacht, um daran die Claſſen und Arten, zu welchen jede einzele Art gehört, zu erkennen. Allein die Anzahl dieſer einzeln Arten iſt an ſich merklich groß, und dürfte leicht die Anzahl jeder möglichen Sylben erſchöpfen und übertreffen. Da wir nun noch zu allen dieſen Arten auch ihre Theile, und überdieß noch unzählige Arten von Handlungen, Veränderungen, Modificationen, Verhältniſſen ꝛc. zu benennen haben, ſo iſt klar, daß die Anzahl der möglichen Sylben auf eine andere Art vertheilt, und bedeutend gemacht werden müſſe. Und überhaupt fordert die Kürze der Zeichen, daß die einzeln Sylben häufig vorkommende, und vielfältig verbindbare Begriffe bedeuten. Denn ſo laſſen ſich durch bloßes Zuſammenhängen ſolcher Sylben zuſammengeſetzte und modificirte Begriffe vorſtellen. Auf dieſe Art haben die Handlungen und Verhältniſſe ein vorzüglicheres und viel natürlicheres Recht dazu, weil wir ſie in Ermangelung der Rede zu Zeichen der Begriffe machen würden, und auch bey der Rede wirklich dazu machen (§. 118.).

§. 135. Die Ordnung der Sylben kann ebenfalls bedeutend gemacht werden, und die wirklichen Sprachen bieten uns Spuren davon an. Die Rede hat nur eine Dimenſion und iſt linear. Daher haben wir auch nur eine ganz einfache Ordnung, weil eine Sylbe einer andern ſchlechthin entweder vorgeht oder nachfolgt. Dieſe Ordnung hat man in den Sprachen nicht ganz gleichgültig gelaſſen. Im Deutſchen ſind **Rathhaus** und **Hausrath**, **Bruchſtein** und **Steinbruch**, **Holzbau** und **Bauholz**, ꝛc. ſolche Wörter, deren Verſetzung die Bedeutung ändert. Auf gleiche Art werden die Ableitungstheilchen den Wörtern entweder vorgeſetzt,

oder angehängt, zwiſcheneingeſchoben oder ganz abgeſondert, und ihre Ordnung iſt theils an ſich, theils dem Sprachgebrauche nach, nicht gleichgültig. Wir ſagen: igkeit, ichtheit, lichkeit, keitlich, barung, barlich, barkeit, barlichkeit, barſchaft, ſchaftlich, thümlich, ꝛc. unver, verun, unab, unum, herab, herunter, unzu, unent, verur, einver, ꝛc. Warum aber vielmehr dieſe als eine andere Ordnung und Verbindung der Ableitungstheilchen ſtatt habe, muß in der vorhin (§. 129.) erwähnten Theorie der deutſchen Sprache, und ihrer charakteriſtiſchen Einrichtung, unterſucht werden.

§. 136. Die Sprache fängt in Benennung der Dinge bey Empfindungen der äußerlichen Sinnen an, und ſie benennt nicht ſo faſt die Dinge ſelbſt, als ihr Bild oder den Eindruck, den ſie in die Sinne machen. Dieſer Weg iſt von demjenigen nicht verſchieden, nach welchem wir von Jugend auf zu unſerer Erkenntniß gelangen, und er konnte auch von den erſten Urhebern der Sprachen nicht anders genommen werden. Die Folge, die wir hieraus ziehen, iſt, daß man in der Zergliederung eines Wortes, welches einen nicht ſinnlichen, ſondern abſtracten Begriff vorſtellt, immer auf einen ſinnlichen Begriff kommen wird, ſo oft nämlich das Wort abgeleitet iſt, oder eine Wortforſchung zuläßt.

§. 137. Die Hauptfrage aber, die hiebey vorkömmt, iſt dieſe: Ob die Körperwelt, aus welcher wir die Wörter nehmen, von gleichem Umfange mit der Intellectualwelt oder mit dem Reiche der abſtracten Begriffe ſey; ſo, daß wenn man alles Aehnliche und Verſchiedene in der Körperwelt benennt hat, man durch bloße Metaphern alle Begriffe der Intellectualwelt, und überhaupt alle abſtracte Begriffe ausdrücken könne? Denn wäre dieſes, ſo iſt klar, daß man bey Erfindung einer

wiſſenſchaftlichen und durchaus regelmäßigen Sprache ſich ſchlechthin begnügen könnte, alle Aehnlichkeiten und Verſchiedenheiten der Körperwelt zu benennen, und die Aehnlichkeit des Eindruckes ſinnlicher und abſtracter Dinge, die wir in der Alethiologie (§. 46. ſeqq.) ausführlicher betrachtet haben, würde gebraucht werden können, die Sprache auf jede abſtracte und unempfindbare Begriffe auszudehnen, es ſey, daß man ſie metaphoriſch machte, oder durch gewählte Ableitungstheilchen die Verwandlung in der Bedeutung anzeigte.

§. 138. Was wir hievon in den wirklichen Sprachen antreffen, kömmt darauf an, daß ſie gewiſſe Hauptwörter (Subſtantiua) haben, welche zuſammengenommen eine ganz beſondere Claſſe von Wörtern und abſtracten Begriffen vorſtellen, und zwar ſo, daß eine Sprache nicht zur gelehrten Sprache werden kann, ohne daß die Anzahl ſolcher Hauptwörter beträchtlich vermehrt werde. Im Deutſchen unterſcheiden ſie ſich durch die Endungen: heit, keit, niß, ſal, ſchaft, thum, ung, ꝛc. wodurch ſie häufig abgeleitet werden, z. E. **Schönheit, Möglichkeit, Hinderniß, Trübſal, Eigenſchaft, Eigenthum, Aenderung,** ꝛc. und zu dieſen kommen noch unzählige, die von Zeitwörtern hergenommen werden, z. E. das **Schreiben**, die **Schrift**, die **Lehre**, das **Vermögen**, ꝛc. Dieſe Hauptwörter werden ſchlechthin Abſtracta genennt, weil ſie in der That allgemeine und abgezogene Begriffe vorſtellen, ohne welche eine Sprache nothwendig ungelehrt bleibt.

§. 139. Man ſieht auch aus den angeführten Beyſpielen, daß dieſe Claſſe von Wörtern keine Subſtanzen oder für ſich beſtehende, ſondern ſolche Dinge vorſtellen, die als für ſich beſtehend angeſehen werden. Viele dieſer Begriffe werden daher auch als Perſonen gemalt,

z. E. die **Weisheit, Klugheit, Gerechtigkeit,** ꝛc. und in ſolchen Bildern iſt bald alles bedeutend.

§. 140. Dieſe abſtracte Hauptwörter haben ferner das beſonders, daß ſie ſich nicht wohl anders, als durch Wörter von eben der Claſſe, definiren laſſen. Denn die übrigen Hauptwörter der Sprache ſtellen Subſtanzen vor, welche in dieſer Abſicht ſo gut als heterogen ſind. Die **Vollkommenheit** eines Menſchen iſt nicht der Menſch ſelbſt, ſondern **etwas** demſelben Anhangendes, Zukommendes, ꝛc.

§. 141. Wenn die Sprache keinen Mangel an ſolchen Hauptwörtern hat, ſo laſſen ſie ſich leichter definiren, weil ſie einander füglich ſubordinirt werden können. Hingegen werden ſie gewöhnlich vieldeutig, wenn man, aus Mangel mehrer ſolcher Wörter, genöthigt iſt, den Umfang ihrer Bedeutung nach den Umſtänden einzurichten. Und dieſes iſt um deſto eher möglich, weil ſie abſtracte Begriffe vorſtellen, die öfters aus einer willkührlich zuſammengenommenen Anzahl von Merkmalen beſtehen. Man ſehe, was wir in Anſehung derſelben in der Alethiologie (§. 139-158.) angemerkt haben.

§. 142. In Anſehung der Beywörter (Adiectiua) haben wir im Deutſchen ebenfalls gewiſſe Endungen, die das Abſtracte und Metaphyſiſche darinn vorſtellen, z. E. **icht, ig, ley, lich,** mal, ſam, ſelig, bar, ꝛc. wie in den Wörtern: **bergicht, verſtändig, vielerley, möglich, einmal, ſattſam, feindſelig, offenbar,** ꝛc. wohin auch jede Mittelwörter (Participia) gerechnet werden können.

§. 143. Hingegen unterſcheiden ſich die Zeitwörter (Verba), wenigſtens in der deutſchen Sprache, nicht durch beſondere Endungen, woran man ſehen könnte, ob ſie körperliche Handlungen oder abſtracte vorſtellen, und die abſtracten ſind faſt durchgehends von den kör-

perlichen

perlichen entlehnt, z. E. verſtehen, begreifen, faſſen, einſehen, ꝛc. und eine Menge anderer, die ſowohl bey der Körperwelt, als bey der Intellectualwelt vorkommen. Dieſes giebt den meiſten Wörtern eine Vieldeutigkeit und theils unbeſtimmten Umfang der Bedeutung, und verurſacht, daß mehrentheils aus dem Zuſammenhang der Rede der Verſtand der Wörter muß beſtimmt werden.

§. 144. Ungeacht übrigens die Sprachen bey der Benennung empfindbare Dinge anfangen, ſo benennt man dabey eigentlich nicht ſo faſt die Dinge ſelbſt, als den Eindruck, den ſie in die Sinnen machen, und die Dinge werden in dieſer Abſicht nur gebraucht, ſo fern ſie bey jedem dieſen Eindruck machen, weil man durch Vorzeigung derſelben andern andeuten kann, was man durch das Wort verſteht. Da nun dieſes mit Dingen, ſo nicht unter die Sinnen fallen, nicht angeht, ſo wird es nothwendig, dieſelben nach der Aehnlichkeit des Eindruckes durch Metaphern anzuzeigen. Die Gewohnheit macht ſodann, daß man das Bewußtſeyn, daß es Metaphern ſind, nach und nach verliert, oder auf die urſprüngliche Bedeutung gleichſam mit Vorſatze zurücke ſehen muß, um die Aehnlichkeit zu finden, welche die Metapher veranlaßte.

Viertes Hauptſtück.

Von den Zeitwörtern.

§. 145.

Die Zeitwörter, wodurch ein Thun oder Leiden angezeigt wird, gehen den übrigen Gattungen von Wörtern aus verſchiedenen Gründen vor. Sie laſſen ſich nicht nur für ſich gedenken, ſondern ſind auch zum Verſtand einer Rede unentbehrlich. Man hat daher in den Sprachlehren die Regel, daß eine Redensart oder Phraſis wenigſtens ein Zeitwort haben müſſe, und daher ſcheinen ſie im Lateiniſchen gleichſam vor andern auch Verba oder ſchlechthin Wörter, genennt worden zu ſeyn. Die Aufgaben, auf ihre einfachſte Form gebracht, fordern ſie ebenfalls, (Dianoiol. §. 152.) und überhaupt haben die Handlungen das nächſte Recht, zuerſt benennt zu werden (§. 118.).

§. 146. Dieſes iſt nun in den wirklichen Sprachen auf eine ſehr metaphyſiſche Art geſchehen, weil man, nebſt dem Begriff der Handlung, noch eine Menge von Beſtimmungen derſelben mit einem Worte ausdrückt. Man unterſcheidet das Thun von dem Leiden durch die thätige und leidende Gattung, (genus actiuum et paſſiuum); die vergangene, gegenwärtige und künftige Zeit der Handlung, durch die Tempora oder Zeiten; die Anzeige, das Gebieten, das Verbinden und das Unbeſtimmte durch die Modos: Indicatiuus, Imperatiuus, Coniunctiuus und Infinitiuus; die einzele oder mehrere Zahl der Thuenden oder Leidenden, und endlich auch den Unterſchied der Perſonen, durch die Wörter: ich, du, er; wir, ihr, ſie, und dazu gewiedmeten Endungen. Die hebräiſche und griechiſche

chiſche Sprache gehen hierinn noch weiter, da die Griechen mehrere Zeiten, Zahlen, Arten und Gattungen, (tempora, numeros, modos, genera,) die Hebräer aber ſieben Conjugationen haben, durch welche die Beſtimmungen und Verhältniſſe eines Zeitworts abgeändert werden können.

§. 147. Bey allem dieſem ſind die Perſonen auf eine genau beſtimmte Art getroffen. Wir zeigen ſie im Deutſchen theils durch die Endungen des Worts, theils durch die Wörter: ich, du, er, wir, ihr, ſie, an; zu welchen noch die Wörter: es, man, kommen, welche die Perſon unbeſtimmt laſſen; z. E. es verlautet, man ſagt, ꝛc.

§. 148. So haben wir auch in der Dianoiologie (§. 163.) angemerkt, daß die Arten (Modi) einen ordentlichen Unterſchied haben, und daß beſonders die Fragen der Aufgaben durch den Infinitiuum, die Regeln, durch den Imperatiuum, die cathegoriſchen Sätze durch den Indicatiuum, die Bedingungen, Erforderniſſe, ꝛc. durch den Coniunctiuum angezeigt werden, ungeacht allerdings in den Sprachen Möglichkeiten ſind, davon, wenigſtens dem Schein nach, abzuweichen.

§. 149. Die nothwendige Anzahl der Zeiten, ſind eigentlich nur drey, nämlich die gegenwärtige, vergangene und künftige. Indeſſen bleibt es möglich, bey jeder vergangenen und künftigen Zeit etwas vor- und nachgehends zu gedenken, und mit dieſem Unterſchiede würden ſieben Zeiten herauskommen. Man ſieht aber leicht, daß noch ungleich mehrere Unterſchiede und Verhältniſſe der Zeit angegeben werden könnten, und beſonders auch, daß man die Beſtimmung der Zeit ganz weglaſſen könne, wie es ungefähr in den Aoriſtis der Griechen geſchieht, ſtatt deren wir uns im Deutſchen mit den Ausdrücken: vielleicht iſt es nun ge-

ſchehen, nun ſolle es ſchon geſchehen ſeyn ꝛc. aushelfen.

§. 150. Die Abtheilung der Zeitwörter in die thätige und leidende Gattung iſt nicht ſo genau getroffen, und auch nicht allgemein. Sie beziehet ſich auf den Unterſchied, ob man von dem rede, der etwas thut, oder von dem, ſo gethan wird, und daher betrifft ſie auch nur die Zeitwörter, die eine Veränderung anzeigen, welche ſich ſowohl von der Urſache als von der veränderten Sache benennen läßt. Dieſes wird auch nicht immer ſo genau genommen, weil man öfters die entfernten Urſachen mit den unmittelbaren vermengt, oder eine Handlung demjenigen zuſchreibt, der ſie nur veranlaßt, oder endlich die leidende Sache ſelbſt als thätig anſieht. Z. E. das Zimmer, das Eſſen, das Bett wärmen, ſieht man als eine Handlung deſſen an, der Feuer in den Ofen legt, das Eſſen auf das Feuer ſtellt, die Bettpfanne mit Glut oder warmem Waſſer gefüllt in das Bett ſchiebt. Ein Stein fällt, nicht auf eine ſelbſt thätige, ſondern leidende Art. Man ſieht leicht, daß in ſolchen Fällen die Sprache Anlaß zu Irrthümern geben kann, nicht nur weil die Arten der Veränderungen darinn nicht genugſam unterſchieden werden, ſondern weil man aus Mangel genauerer Kenntniß die Sache dem Schein nach benennt. Z. E. die Sonne geht auf, ſie läuft vom Morgen gegen Abend; ein Pferd zieht den Wagen, die Sonne zieht Waſſer, der Thau fällt, ꝛc. Bey den Empfindungen verhalten wir uns öfters ſchlechthin leidend, und doch vermengen wir das Hören mit dem Zuhören, das Stehen mit Aufſtehen, weil wir das Thätige und Leidende in den Worten nicht unterſcheiden. Die Griechen haben außer dem Actiuo und Paſſiuo noch das Verbum medium, und können ſich damit einigermaßen aushelfen, weil es in der That Fälle giebt, wo man die Wirkung ohne

ohne Rückſicht auf das Thun und Leiden vorſtellen, oder wo man unbeſtimmt laſſen muß, ob die Sache, wovon die Rede iſt, wirke oder leide.

§. 151. So haben wir auch Zeitwörter, die nicht eine Veränderung, ſondern eine Dauer, Zuſtand, Beharrungsſtand anzeigen. Z. E. ſeyn, bleiben, harren, leben, liegen, ſtehen, ruhen, wohnen, ſitzen, ſchlafen, ꝛc. wobey von Thun und Leiden weiter keine Rede iſt, weil ſie etwas Unthätiges anzeigen. Sie werden daher in der Sprache auch nicht durch das Activum und Paſſivum durchgeführt, ſondern bleiben in dem einen oder dem andern, wie ſie anfangs gewählt worden, das iſt, wie ihrem Urheber entweder das Thun oder das Leiden ſchicklicher geſchienen.

§. 152. Ferner iſt bey allen dieſen Zeitwörtern ſchlechthin nur etwas Wirkliches. Und daher bleibt das Mögliche und das Nothwendige in ſo ferne zurück, als man es durch die ſo genannten Hülfswörter können, mögen, müſſen, ſollen, heißen, dörfen, anzeigt, welchen man noch wegen anderer Beſtimmungen die Hülfswörter laſſen, wollen, thun, pflegen ꝛc., und im Franzöſiſchen *aimer*, *faire*, *paroitre*, *ſembler*, *aller*, *venir* ꝛc. beyfügt.

§. 153. Dieſe Hülfswörter beſtimmen die Modificationen und Verhältniſſe der Handlung, und das Zeitwort wird denſelben ſchlechthin im Infinitivo beygeſetzt. Z. E. Er kann ſchreiben, ich mag es wohl leiden, man muß es ſagen, er ſoll geben, man heißt ihn ſchweigen, er darf ſich unterſtehen, man läßt es hingehen, man läßt wiſſen, er will ſagen, er thut reden, man pflegt zu denken ꝛc., und im Franzöſiſchen, *j'aime lire*, *il fait avertir*, *il paroit inſinuer*, *il ſemble croire*, *il va écrire*, *il vient dire* ꝛc.

§. 154. Wir haben zu dieſen Hülfswörtern die Wörter: ſeyn, haben, werden, nicht mitgerechnet, weil dieſe im Deutſchen in einem ganz andern Verſtande Hülfswörter ſind; indem wir ſie ſchlechthin zu Beſtimmung der Zeit gebrauchen, weil wir im Deutſchen nicht genug Endungen haben, um jede Zeiten anzuzeigen, wie die Lateiner im Actiuo, und die Griechen durchaus. Wir ſagen daher: ich habe geſehen, ich hatte geſehen, ich werde ſehen, ich würde ſehen, ich werde geſehen, ich würde geſehen worden ſeyn ꝛc. Und alles dieſes in einem ſehr uneigentlichen und ſchlechthin angewöhnten Verſtande. Hingegen gehen die vorhin erwähnten Hülfswörter durch alle Zeiten und Arten des Zeitworts durch, und behalten ihre Bedeutung.

§. 155. Es wäre an ſich möglich, die Bedeutung dieſer Hülfswörter durch Ableitungstheilchen anzuzeigen, um dadurch die Sprache kürzer und nachdrücklicher zu machen. Die Lateiner haben ihre Inchoatiua, Frequentatiua, Deſideratiua, Deminutiua. Z. E. *labaſco, lectito, lecturio, cantillo*, ꝛc. So haben wir auch im Deutſchen alten, ältern, älteln, rechten, rechtigen, ꝛc. Ob ſich aber ihre Anzahl durch neue und dem Sprachgebrauch gemäße Ableitungstheilchen vermehren laſſe, iſt eine andere Frage, die in der oben (§. 129.) erwähnten Theorie der deutſchen Sprache vorkommen ſolle, weil darinn die Bedeutung der Sylben, wodurch ein Wort von dem andern abgeleitet wird, vorkommen muß. Und hiezu finden ſich allerdings Spuren in der Sprache, denen man nachgehen kann.

§. 156. Die Verſchiedenheit der Conjugationen oder Abwandlungsarten der Zeitwörter, wie ſie z. E. im Lateiniſchen und den daherrührenden Sprachen vorkömmt, ſcheint keinen metaphyſiſchen Grund zu haben, ungeacht ſie einen haben könnte. Denn ſo kömmt es

im

im lateiniſchen auf die Endungen are, ēre, ĕre, ire an. Dieſe ſollten bedeutend ſeyn, und vielleicht waren ſie es anfänglich, und ſo wären ſie, wie die meiſten Ableitungstheilchen der lateiniſchen Sprache, in Vergeſſenheit kommen. Man wird auch ſchwerlich etwas a poſteriori darüber beſtimmen können. Da ſich aber ein und eben daſſelbe Zeitwort nicht durch alle vier Conjugationen durchführen läßt, ſo iſt klar, daß dieſe Endungen keine Modificationen einer und eben derſelben Handlung haben bedeuten können. Sie müßten demnach nur verſchiedene Arten von Handlungen angezeigt haben, und auch da läßt ſich noch kein Grund finden, warum es nur viererley geweſen ſind.

§. 157. Wir merken dieſes nur an, um zugleich mit zu zeigen, daß die Sprachen charakteriſtiſcher ſeyn könnten, als ſie wirklich ſind, und wie viele Umſtände man ſich zu Nutze machen könne, wenn man eine wirklich charakteriſtiſche Sprache erfinden wollte. Die vorhin erwähnten Beſtimmungen der Zeitwörter durch Hülfswörter (§. 152.), durch Ableitungstheilchen (§. 155.), ihr Unterſchied in Abſicht auf die Veränderung und Dauer (§. 151.), die Bemerkung der Verhältniß der Veränderung zur Urſache und Wirkung (§. 150.), würden dabey mit in Betrachtung gezogen, und die Zeitwörter alſo bezeichnet werden müſſen, daß die Ableitungen derſelben, welche die Sache ſelbſt nicht litte, ſchon durch die Structur des Wortes oder durch charakteriſtiſche Regeln ausgeſchloſſen würden. Denn es iſt für ſich klar, daß, ſo weit dieſes angienge, die Theorie der Zeichen ſtatt der Theorie der Sache würde können gebraucht werden, wie es bey wiſſenſchaftlichen Zeichen ſeyn ſolle (§. 23.).

§. 158. Wir können noch anmerken, daß die vorhin (§. 152.) angeführten Hülfswörter nicht die einigen mögli-

möglichen ſind. Jede Sprache hat ihre eigene, die durch den Gebrauch eingeführt worden, und die in allen Sprachen ebenfalls ſeyn könnten. Wir haben nur ſolche als Beyſpiele angeführt, die im Franzöſiſchen und Deutſchen einen Infinitivum zu ſich nehmen, weil auf dieſe Art alle übrigen Beſtimmungen der Zeit, Zahl, Perſon ꝛc. auf das Hülfswort fallen. Man ſieht aber leicht, daß bald alle Modificationen der Handlung, die Verhältniſſe des Redenden, der Antheil, den er an der Handlung nimmt, die Art, Kraft, Geſchwindigkeit, Wiederholung, Gewohnheit, der Affect, die Grade der Heftigkeit, die Gewißheit, Möglichkeit, Nothwendigkeit, Wichtigkeit ꝛc. entweder durch Hülfswörter oder durch Ableitungstheilchen ausgedruckt werden könnten, ſtatt deren wir in den wirklichen Sprachen mehrentheils nur Beſtimmungswörter gebrauchen (§. 126.).

§. 159. Im Deutſchen haben wir nicht viele Ableitungstheilchen, die den Zeitwörtern angehängt werden. Hingegen haben wir deſto mehrere denſelben vorzuſetzen, dergleichen die Sylben: ab, an, auf, aus, be, bey, ein, em, ent, er, für, ge, her, hin, miß, nach, in, por, ver, um, un, unter, vor, ur, weg, zer, zu, voll, dar, wider, fort, mit, ob, über, durch, gegen, zwiſchen, ꝛc. ſind, aus welchen ſich noch mehrere zuſammenſetzen laſſen. Der Grund davon iſt, weil die letzten Sylben der Zeitwörter zum Conjugiren, und folglich zur Beſtimmung der Zeit, Zahl, Perſon, ꝛc. gewiedmet ſind. Dieſes macht, daß die Ableitungstheilchen eigentlich eingeſchoben werden, wie z. E. in den Wörtern: vereinigen, offenbaren, räuchern, wandeln ꝛc., und unzähligen andern, die ſich von Nennwörtern herleiten laſſen. Man ſieht übrigens auch hieraus, daß in der Ordnung der Sylben mehr oder weniger Bedeutendes iſt (§. 135.).

§. 160. Dieſe Ableitungstheilchen dienen überhaupt, die Zeitwörter, denen ſie beygefügt, vorgeſetzt oder eingeſchoben werden, beſtimmter, bedeutender und nachdrücklicher zu machen, weil ſie dem Begriffe der Handlungen mehrere Beſtimmungen geben. So fern ſich aber dadurch das Wort nur da gebrauchen läßt, wo eben dieſe Beſtimmungen wirklich vorkommen, ſo wird der Gebrauch deſſelben ſeltener und ſchwerer. Erſteres, weil ſeine Bedeutung durch die Zuſammenſetzung individualer wird; letzteres aber, weil man ſich da, wo das Wort gebraucht werden ſolle, vorerſt verſichern muß, ob es auf die erheblichen Umſtände der Sache genau paſſe? In der Fertigkeit dieſer Auswahl der Wörter liegt ein großer Theil deſſen, was man: einer Sprache mächtig ſeyn, heißt.

§. 161. Die Ableitungstheilchen, wodurch ein Zeitwort beſtimmter wird, müſſen daher auch wegbleiben, und mit andern verwechſelt werden können, damit ſich das Wort nach jeden abgeänderten Umſtänden richten laſſe. Wir merken zu dieſem Ende, und zugleich zum Behufe der oben (§. 129.) erwähnten Theorie der deutſchen Sprache an, daß dieſe Sprache auch hierinn noch eines großen Wachsthums fähig iſt. Sie hat noch eine Menge abgeleiteter Zeitwörter, deren Wurzelwörter mehr aus Nachläßigkeit als tüchtigen Gründen in Abgang gekommen, und die man dermalen, da die deutſche Sprache zur gelehrten Sprache wird, mit Vortheil wiederum hervor ſuchen könnte, nicht nur um dieſe Wurzelwörter ſelbſten, ſondern mit denſelben zugleich noch mehreré abgeleitete zu haben. Als Beyſpiele wollen wir nur die Wörter: **erſtaunen**, **bewahren**, **drängen**, **geneſen**, **befremden**, **erhellen**, **erquikken**, **genügen**, **gelingen** ꝛc. anführen, von deren Wurzelwörtern eine Menge anderer abgeleitet und in Aufnahme gebracht werden können (§. 130.).

§. 162. Da die Ableitungstheilchen Beſtimmungen ſind, die das Zeitwort bedeutender und individualer machen, ſo müſſen die Wurzelwörter dieſe Beſtimmungen nicht an ſich ſchon enthalten, weil man ſonſt ohne Noth überflüßig viele Wurzelwörter haben würde. Beſonders müſſen aus dem Wurzelwort die veränderlichen und trennbaren Beſtimmungen wegbleiben, weil dieſe füglicher durch Ableitungstheilchen gegeben werden. Wir merken dieſes theils zum Behufe der charakteriſtiſchen Sprache, theils auch deswegen an, weil die Grade der Vollkommenheit der wirklichen Sprachen auch nach dieſer Regel können geprüft werden. Denn eine Sprache iſt unſtreitig deſto vollkommener und charakteriſtiſcher, je mehr und je mehrerley andere Wörter mit einem vorgegebenen Worte zugleich gegeben ſind. Dieſes fordert, daß die Zeitwörter, welche Wurzelwörter ſind, nur das Allgemeine einer Handlung, einer Veränderung, eines Zuſtandes ꝛc. vorſtellen, und die beſondern Beſtimmungen durch Ableitungstheilchen, Hülfswörter und Beſtimmungswörter ausgedrückt werden.

§. 163. Dieß will nun nicht ſagen, daß man, wo der Ausdruck zu weitläuftig würde, nicht an Abkürzungen denken, und folglich zuſammengeſetzte Handlungen, die an ſich ein Ganzes ausmachen, durch ein eigenes Wurzelwort anzeigen, oder die Handlung von ihrer Abſicht, Urſach, Mittel, weſentlichſten Theile ꝛc. benennen ſolle. Die wirklichen Sprachen bieten uns hievon häufige Beyſpiele an, und jede hat etwas beſonderes, weil man ſich bey Ueberſetzungen aus einer Sprache in eine andere nicht ſelten genöthigt ſieht, einzelne Wörter mit Umſchreibungen zu vertauſchen, und die Ueberſetzung bald kürzer bald weitläuftiger zu machen, als die Urſchrift iſt.

§. 164. Die hebräiſche Sprache iſt nebſt ihren verwandten Sprachen, vielleicht die einzige, deren Wurzelwörter

wörter Zeitwörter ſind. Im Deutſchen ſcheint es ſich, wenigſtens dermalen, anders zu verhalten, weil der Urſprung dieſer Sprache in alten und längſt abgelebten Sprachen faſt ganz vergraben liegt. Wenn wir ſie aber nehmen, ſo gut ſie dermalen bekannt iſt, ſo hat ſie allerdings vielerley Mittel, Zeitwörter zu bilden, weil ſie dieſelben von jeden andern Redetheilen herleiten, und auch hinwiederum dieſe aus Zeitwörtern bilden kann. Dieſe Ableitung hat ihre Grundſätze, die in der oben (§. 129.) erwähnten Theorie der deutſchen Sprache müſſen entwickelt und brauchbar gemacht werden. Man hat ſich bisher mehrentheils nur mit der Analogie begnügt, und neue Wörter gebilliget, oder hingehen laſſen, wenn man ähnlich abgeleitete gefunden.

§. 165. Alle bisher angeführte Mittel, die Zeitwörter durch bloße Abänderung einiger Buchſtaben und Sylben nach jeden Umſtänden bedeutend zu machen, ſind an ſich betrachtet, willkührlich. Die wirklichen Sprachen geben uns Beyſpiele, daß die Abweichung davon eben nicht nothwendig eine Zweydeutigkeit nach ſich ziehe, wenn man, wie es die Hauptregel der Auslegekunſt erfordert, den Zuſammenhang der Rede mit zu Hülfe nimmt. So z. E. hat legere im Lateiniſchen vier Bedeutungen, legeris ebenfalls. Man muß demnach aus dem Zuſammenhang beſtimmen, welche Bedeutung genommen werden ſolle. Im Hebräiſchen wird die Zeit und die Zahl, im Deutſchen die Zahl und Perſon verwechſelt, und die Gewohnheit hat das Anſtößige dabey gehoben. Nur vor wenigen Jahren ward noch darüber geſtritten, ob man im Franzöſiſchen Gott in der mehrern Zahl anreden, und ſie in der Ueberſetzung der Schrift gebrauchen dürfe oder ſolle? Nach dieſen Beyſpielen läßt ſich als möglich gedenken, daß man alle Zeitwörter ſchlechthin im Infinitivo gebrauchen könnte, und ſo würde man in denen Fällen, wo Zweydeutigkeiten

ten vorkommen, dieſe durch dienliche Beſtimmungswörter der Zeit und Perſon heben.

§. 166. Wir führen dieſes nur an, um die bloße Möglichkeit zu zeigen. Denn an ſich betrachtet iſt es beſſer, wenn die Zeitwörter beſtimmtere Bedeutungen haben, und für jede Bedeutung anders lauten. Die Kürze der Zeichnung fordert ſie, und die Auslegung der Rede wird dadurch erleichtert. Uebrigens iſt an ſich klar, daß beſtimmtere Ausdrücke ſchwerer zu gebrauchen ſind, und wenn man ſie richtig gebrauchen will, ſo muß man allerdings ihre Bedeutung genauer kennen, die Sache genauer wiſſen, und beyde zuſammenrichten. Da nun dieſes nicht immer gleich leicht iſt, ſo iſt es das nützlichſte, wenn die Sprache für jede Stuffen der Genauigkeit und Modificationen eingerichtet iſt. Und hierinn hat die griechiſche Sprache, in Abſicht auf die Zeitwörter, einige Vorzüge (§. 149. 150.).

§. 167. Die Mittelwörter (Participia) haben in den Sprachen das beſonders, daß man ſie von andern Wörtern, die ſich von Zeitwörtern ableiten laſſen, unterſcheidet, und aus denſelben eine beſondere Claſſe macht. Es iſt für ſich klar, daß dieſer Unterſchied von den erſten Sprachforſchern getroffen worden, weil die Mittelwörter nach ſehr allgemeinen Regeln von den Zeitwörtern abgeleitet werden können, und nur für einige Fälle Abweichungen anzumerken waren. Es iſt aber ihre Anzahl nicht in allen Sprachen gleich, und eben daher laſſen ſich auch mehrere gedenken. Die griechiſche Sprache iſt damit am beſten verſehen, die lateiniſche hat weniger, und die deutſche noch weniger, wenn man nämlich nur die nimmt, die man in den Sprachlehren für Mittelwörter angiebt. Denn eigentlich kömmt noch die Frage vor, was man Mittelwörter heiße, und wiefern der Begriff davon allgemeiner gemacht

werden

werden könne? Mit den Zeitwörtern haben ſie weiter nichts gemein, als daß ſie davon abgeleitet werden, und etwan noch die Beſtimmung der Zeit behalten, wie z. E. amans, amatus, amaturus, amandus. Sodann ſollen ſie wie andere Beywörter (Adiectiua) gebraucht werden können, und daher nicht Redensarten, ſondern einzelne Wörter ſeyn. Nach dieſen Gründen hat man im Deutſchen nur zwo Arten von Mittelwörtern zugelaſſen, dergleichen **lobend, gelobt**, ſind. Die erſte Art zeigt ein **Thun** an, die andere ein **Leiden**. Wiefern aber eine Beſtimmung der Zeit dabey vorkomme, ſcheint nicht ſo leicht zu erörtern zu ſeyn. Denn die erſte Art ſtellt zuweilen auch nur eine bloße Möglichkeit, Gewohnheit, Fertigkeit, Fähigkeit ꝛc. vor. Z. E. ein tobendes Waſſer, ein blendendes Licht, ꝛc. und damit laſſen ſich jede Zeiten verbinden. Die andere Art bindet ſich auch nicht an die Zeit, wiewohl ſie etwas anzeigt, das zu der Zeit, wovon die Rede iſt, ſchon angefangen hat, und fortdauert, oder auch ſchon aufgehört hat. Z. E. die abgeleſenen Worte, der angebothene Dienſt, ein geſchätzter Freund, ꝛc.

§. 168. Indeſſen giebt es im Deutſchen noch Spuren von andern Arten von Mittelwörtern. In den Titulaturen gebrauchen wir z. E. das: **Hochzuehrender Herr!** und nach Aehnlichkeit auch: **die beyzulegende Sache, die anzuſtellende Reiſe** ꝛc. Dieſes ſind allerdings Mittelwörter, die den lateiniſchen Participiis in *dus* ähnlich ſind. Von zuſammengeſetztern Ausdrücken, die als Mittelwörter angeſehen werden können, finden ſich einige von folgenden Formeln: **anzutreten habend, anzufangen gehabte, geliebt habend, geſchrieben ſeyn ſollend**, ꝛc. Ob aber Mittelwörter von dieſer Art, zur Bereicherung der Sprache, allgemeiner gemacht, und in Aufnahme gebracht werden ſollen, iſt eine andere Frage. Es kömmt

darauf an, ob ſie deutſch genug klingen, und ob ſie viel kürzer und nachdrücklicher ſind, als die Umſchreibungen, die man dafür gebraucht?

§. 169. Vielleicht aber haben wir im Deutſchen Mittelwörter von einer ganz andern Art. Die Bedingung, daß ſie ſo viel als Beywörter ſeyn, oder ſtatt derſelben dienen ſollen, ſcheint viel Willkührliches an ſich zu haben, und ſie wird allgemeiner, wenn wir ſie auch auf die Hauptwörter und Zuwörter ausdehnen. Auf dieſe Art wird zu einem Mittelwort erfordert, daß es von einem Zeitwort herkomme, und die Ableitungsart allgemein ſey. Von dieſen Bedingungen macht die erſtere, daß der Begriff eines **Thuns** oder **Laſſens** in dem Mittelwort bleibt; die andere macht, daß die Mittelwörter nach einer allgemeinen Form gebildet, und zugleich mit der Abwandlung der Zeitwörter erlernt werden können.

§. 170. Dieſe zwo Bedingungen haben nun etwas Allgemeines, und dem eigentlichſten Verſtande des Namens *Mittelwort*, Participium, gemäßes. Wir wollen nun einige Arten als Beyſpiele anführen. Die erſte iſt, daß wir im Deutſchen jeden Infinitivum zum Hauptwort machen können. So ſagen wir: **das Sitzen, das Leſen, das Gehen, das Trinken, das Wohlſeyn,** ꝛc. Ferner benennen wir den, der etwas thut, ebenfalls von dem Zeitworte, welches die Handlung anzeigt, mit Verwandlung der letzten Sylbe **en** in **er**, welcher ſo viel als *Mann* bedeutet, oder in **erin**, wenn es weiblichen Geſchlechts iſt, z. E. **der Liebhaber, der Richter, der Leſer, der Hörer,** ꝛc. **die Beherrſcherin, Richterin, Vorſteherin** ꝛc. Ungeacht nun noch nicht alle Wörter, die ſich auf dieſe Art ableiten laſſen, wirklich im Gebrauche ſind, ſo wird es doch wenig nothwendige Ausnahmen geben, und ſie haben in den behörigen Redensarten einen ihnen

nen eigenen Nachdruck. Einige davon ſind angenommene Amtsnamen und Titel, und in ſo ferne bedeuten ſie nicht mehr. Hingegen werden ſie bedeutender, wo ſie in ihrem eigentlichen Verſtande vorkommen, z. E. die Vernunft iſt eine Richterin in Zweifeln, eine Führerin auf den Wegen der Wahrheit ꝛc. Es iſt nicht zu zweifeln, daß die Endungen, ig, iſch, z. E. in den Wörtern: ſtutzig, gläubig, eiferig, ꝛc. neidiſch, zänkiſch, kriegeriſch, ꝛc. noch ungleich mehrern, wo nicht allen Zeitwörtern angehängt werden könnten. Sie ſcheinen aber mehr als den bloßen Begriff des Thuns und Laſſens zu enthalten, und würden daher den Begriff eines Mittelworts allgemeiner machen, als es nöthig zu ſeyn ſcheint. Es gehört aber dieſe Unterſuchung in die ſchon öfters erwähnte Theorie der deutſchen Sprache. Daher iſt es genug, ſie hier berührt zu haben.

§. 171. Die Zeitwörter ſind bey dem Anfang der Sprachen, ſo wie jede andere Redetheile, von ſinnlichen Dingen hergenommen worden, und haben ſich nach Aehnlichkeit des Eindruckes der Vorſtellungen, nach und nach auch auf Dinge der Intellectualwelt erſtreckt, indem man ſie metaphoriſch gemacht hat. Damit geht es nun in den lebenden Sprachen immer weiter. Denn eine Metapher hört gleichſam auf, eine Metapher zu ſeyn, ſo bald man ſich von Jugend auf daran gewöhnt. So glaubt man z. E. in der Vernunftlehre, Metaphyſik, Moral ꝛc. jede Wörter nach ihrem eigentlichen Verſtande zu definiren; es iſt aber nur nach dem Verſtande, den ſie in jeder dieſer Wiſſenſchaften haben, wo ſie faſt alle ſchon metaphoriſch ſind, wenn man auf ihre urſprüngliche und buchſtäbliche Bedeutung zurücke ſieht. Es geſchieht ſelten, daß man in einer Sprache ganz neue Wurzelwörter einführt. Da man aber zu ganz neuen Sachen Wörter gebraucht, ſo

nimmt man entweder zuſammengeſetzte, oder man gebraucht Metaphern dazu. Die Namen, die man in der Anatomie, in der Naturgeſchichte ꝛc. im Deutſchen eingeführt hat, und ſie immer mehr in Aufnahme bringt, mögen als Beyſpiele dienen. Es kömmt dabey viel darauf an, daß man den ſchicklichſten Namen wähle. Denn da wird öfters eine Metapher einem zuſammengeſetzten oder abgeleiteten Worte vorgezogen. Die Regeln, dieſes beſonders in Abſicht auf die Zeitwörter im Deutſchen zu beſtimmen, wo die Möglichkeit ihrer Bildung gar mannichfaltig iſt, gehören ebenfalls in die der deutſchen Sprache eigene Theorie.

§. 172. Da man in den Sprachen ſehr zuſammengeſetzte Handlungen und Zuſtände der Dinge, abkürzungsweiſe, durch einzelne Wörter benennt: ſo ſind dieſes entweder Wurzelwörter, und folglich ganz willkührlich, oder ſie haben ganz oder theilsweiſe bereits ſchon eine Bedeutung, welche entweder von einer ähnlichen Handlung, oder von der **Urſache**, **Mittel**, **Werkzeug**, **Abſicht**, **Wirkung**, **Eindruck** auf die Sinnen, **Veränderung** ꝛc. hergenommen iſt. Da nun dieſes auf vielerley Arten angeht, ſo ſieht man leicht, daß einerley Handlung verſchiedene, und hinwiederum verſchiedene Handlungen einerley Benennungen haben können. Das Zeitwort, nach ſeiner buchſtäblichen Bedeutung, zeigt nicht alle Beſtimmungen der Handlung an, und daher kann es leicht geſchehen, daß man ſich einige dieſer Beſtimmungen entweder gar nicht oder irrig vorſtellt, und letzteres um deſto leichter, je mehr man gewöhnt iſt, alles individual zu denken, zumal, wenn man nicht weiß, oder ſich nicht gleich beſinnet, daß eine Sache auf mehrerley Arten möglich iſt. Die Geſchicklichkeit unter mehrern ſolchen Zeitwörtern, die, überhaupt betrachtet, einerley Handlung vorſtellen, dasjenige zu wählen, welches einem

ſolchen

ſolchen Misverſtande am beſten vorbeugt, gehört wiederum zu dem, was man: einer Sprache mächtig ſeyn, nennt, und fordert, daß man auch die Sache ſelbſt genug verſtehe.

§. 173. Wir haben ferner in den Sprachen Zeitwörter, die zwar überhaupt einerley Sache, aber zugleich auch die verſchiedenen Stuffen derſelben, nebſt andern Modificationen vorſtellen. Auf dieſe Art ſind z. E. die Wörter: **ſchleichen, gehen, ſchreiten, eilen, laufen, rennen,** von einander verſchieden, welche bald keine andere Modificationen vorſtellen, als ſolche, die mit dem verſchiedenen Grade der Geſchwindigkeit an ſich verbunden ſind, da hingegen die Wörter: **fliehen, entgehen, entfernen, nahen, nähern, wandeln, wandern, reiſen, kommen,** ꝛc. ſchon einige Beſtimmungen mehr haben. Solche Wörter haben nun einen ihnen eigenen Nachdruck, wenn ſie richtig gebraucht werden, und um ſie richtig zu gebrauchen, muß man ihre Nebenbeſtimmungen und Stuffen genau kennen. Es iſt aber auch ſchwerer, feſt zu ſetzen, wo jede Stuffe anfängt, zumal da ſolche öfters nur Verhältnißweiſe größer oder kleiner ſind. Man verwirrt auch die Sprache, wenn man ſolche Wörter ohne Grund verwechſelt, und überhaupt rührt eine ſolche Verwechslung auch mehrentheils nur daher, daß man den jedem Wort eigenen Nachdruck nicht genug kennt. Denn auf dieſe Art verwechſelt man die Umſtände der Sache mit derjenigen, die das unſchicklich gebrauchte Wort vorſtellt.

§. 174. Ungeacht es nun einen Reichthum der Sprache anzeigt, wenn ſie Wörter für jede Stuffen und Modificationen einer Handlung hat, ſo iſt dieſer Reichthum dennoch nur alsdann eine Vollkommenheit, wenn ſolche Wörter nicht, oder wenigſtens nicht alle, Wurzelwörter ſind. Denn da es unzählige Handlungen giebt, die

mehrere kenntliche Stuffen haben, ſo iſt klar, daß, wenn eine Sprache Ableitungstheilchen hat, dieſelben anzuzeigen, die Anzahl der Wurzelwörter dadurch vermindert, und hingegen die Anzahl der abgeleiteten Wörter vermehrt wird. Und dieſes macht die Sprache charakteriſtiſcher und wiſſenſchaftlicher, wie wir es bereits oben (§. 152. 155. 158.) bey Betrachtung der Hülfswörter angemerkt haben.

Fünftes Hauptſtück.

Von den Nennwörtern.

§. 175.

Die andere Claſſe der Wörter, die wir in den Sprachen haben, ſind die **Nennwörter**, wodurch man entweder die Dinge ſelbſt, oder ihre **Eigenſchaften und Beſtimmungen** benennt. Im erſtern Fall ſind es **Hauptwörter** (Subſtantiua), und dieſe ſtellen überhaupt alles vor, was man als für ſich beſtehend anſieht, folglich im eigentlichſten Verſtande jede Subſtanzen, z. E. **Berg, Haus, Menſch, Waſſer** ꝛc. Man hat aber in den Sprachen Mittel gefunden, Hauptwörter einzuführen, die gar nicht Subſtanzen ſind, und dieſes ſind die bereits oben (§. 138.) erwähnten Abſtracta, die eine ganz beſondere Claſſe von Wörtern ausmachen, und vorzüglich dienen, eine Sprache zur gelehrten Sprache zu machen. Um demnach beyde Gattungen von Hauptwörtern auf einerley Kennzeichen zu bringen, und ſie von jeden andern Wörtern zu unterſcheiden, kann man anmerken, daß ſich die Dinge, die ſie vorſtellen, **zählen** laſſen. Die Hauptwörter ſind demnach alle der Beſtimmung des **Zählens** fähig,

fähig, und hinwiederum wird, was ſich zählen läßt, unter die Claſſe der Hauptwörter gerechnet.

§. 176. Dieſes Merkmal der Hauptwörter iſt nicht charakteriſtiſch, ſondern durchaus metaphyſiſch, und da die Sprachen ſehr ordentlich nach demſelben eingerichtet ſind, ſo gehört dieſer Umſtand mit unter diejenigen, wo das Metaphyſiſche in der Sprache zur Richtſchnur gedient, und dem Willkührlichen und Verwirrten vorgebogen hat. Die Hauptwörter würden dadurch ſämtlich in eine Claſſe gebracht, und zu allgemeinen Wendungen gebogen, wodurch ſie von den Zeitwörtern und übrigen Redetheilen unterſchieden, und charakteriſtiſche Merkmale und Geſtalten erhielten.

§. 176 a. Die andere Gattung der Nennwörter, ſind die Beywörter, Adiectiua, und dieſe bezeichnen nur Eigenſchaften, Modificationen, Beſtimmungen ꝛc. der Dinge: z. E. ein ſchönes Haus, ein hoher Berg, ein fremder Menſch, ein helles Waſſer ꝛc. Solche Wörter ſind nun ungefähr, was in der Algeber die Coefficienten. Denn ſie helfen den allgemeinern Begriff des Hauptworts, dem ſie beygefügt werden, näher beſtimmen. Das Charakteriſtiſche, ſo dabey vorkömmt, beſteht darinn, daß die Beywörter die Anzahl der Hauptwörter merklich vermindern. Denn ſo läßt man aus dem Begriff des Hauptwortes die gemeinſamen und zufälligen Merkmale weg, und benennt dieſe durch eigene Beywörter, welche man ſodann zu jeden Hauptwörtern hinzuſetzen kann, die ſie haben ſollen. Die Hauptwörter ſtellen dadurch die abſtracten Begriffe der Gattungen vor, und die Beywörter geben die Beſtimmungen der einzeln Arten, auf eine ſehr abgekürzte Art, weil man ſonſt ſtatt derſelben ganze Redensarten und Umſchreibungen gebrauchen müßte. Das will nun nicht ſagen, daß nicht auch Indiuidua einen ihnen eigenen Namen haben können. Denn da wir

überhaupt die Wörter als Abkürzungen weitläuftiger Vorſtellungen gebrauchen, ſo wird auch dazu, daß wir den einzeln Dingen Namen geben, weiter nichts erfordert, als daß es im Reden oft vorkomme. Auf dieſe Art haben in Städten jede Gaſſen, Plätze, Gegenden ꝛc. ihre eigene **Namen**, nomina propria.

§. 177. Die Nennwörter ſind in den Sprachen nicht ohne Abänderungen geblieben, wodurch man die beſondern Umſtände und Beſtimmungen der dadurch vorgeſtellten Dinge ausdrückt. Indeſſen haben ſie ungleich weniger, als die Zeitwörter, weil die Dinge und ihre **Eigenſchaften** nur theils als für ſich, theils in gewiſſen **Verhältniſſen** betrachtet werden. Da man ſie als fortdaurend anſieht, ſo fällt die Beſtimmung der Zeit weg, welche ſich bey dem Begriff der Handlungen immer mit einmengt. Aus gleichem Grunde bleibt auch die Beſtimmung des Thuns und Leidens weg, weil man die Dinge gleichſam als im Beharrungsſtande betrachtet, und das, ſo man mit denſelben vornimmt, in das Zeitwort und deſſen Nebenbeſtimmungen einſchiebt. Hingegen bleibt die **Zahl**, und zwar um deſto nothwendiger, weil ſie das Unterſcheidungsſtück der Hauptwörter iſt (§. 176.), und ſelbſt die Zeitwörter die Beſtimmung der Zahl daher entlehnen.

§. 178. Es ſind aber in den Sprachen die Caſus oder **Fallendungen** bey den Nennwörtern eingeführt worden, die, überhaupt betrachtet, etwas Metaphyſiſches an ſich haben, jedoch nicht ſo, daß nicht viel Willkührliches zugleich mit unterliefe. So viel ſieht man wohl, daß dieſe Fallendungen die Dinge in gewiſſen Verhältniſſen vorſtellen, und folglich dieſe Verhältniſſe anzeigen und unterſcheiden ſollten. Und dieſes erhellet auch aus den Fragen: **Wer? Weſſen? Wem? Wen?** ꝛc. auf welche man in den vier erſten Fallendungen

dungen antwortet. Man kann aber nicht ſagen, daß dieſe vier Fragen alle ſeyn ſollten, die man machen kann, und der bekannte topiſche Vers:

Quis? Quid? Ubi? Quibus auxiliis? Cur? Quomodo? Quando?

nach welchem man eine jede Materie abhandeln oder gar erſchöpfen zu können glaubte, enthält ſchon mehrere, ohne die Fragen Cuius? Cui? mit inzubegreifen. Man kann demnach ſagen, daß, ſo fern man auf jede dieſer Fragen mit einem Nennwort antworten kann, die Nennwörter eben ſo viele Fallendungen haben könnten. Und ſo würde die Fallendung an ſich ſchon die Verhältniſſe bezeichnen, und eine vollſtändige Redensart würde aus Nennwörtern von jeder Fallendung zuſammengeſetzt werden können.

§. 179. So charakteriſtiſch ſind aber die wirklichen Sprachen nicht, und ſelbſt die Verhältniſſe der Dinge in Abſicht auf die Zeit, den Ort, die Lage, Urſache, Wirkung, Veränderung ꝛc., ſind auch nicht ſo leicht in Claſſen zu bringen, daß ſich die Anzahl der möglichen und nothwendigen Fallendungen aus Gründen beſtimmen ließe. Um ſo viel weniger konnte man es von den erſten Urhebern der Sprachen fordern.

§. 180. Es könnten aber auch dieſe Unterſchiede der Fallendungen ganz wegbleiben, und die Zweydeutigkeit, ſo etwan aus ihrer Vermengung entſtehen könnte, durch die Ordnung der Wörter oder durch andere ſehr leichte Mittel gehoben werden. Dieſe Vermengung kömmt auch in den wirklichen Sprachen zum Theil vor. Im Lateiniſchen hat z. E. Menſae viererley Bedeutungen, Cornu bleibt durch alle ſechs Fallendungen der einzeln Zahl unverändert. Im Deutſchen iſt die ſechſte Endung oder der Ablatiuus ſo gut als gar nicht vorhanden, und in der mehrern Zahl unterſcheidet ſich die erſte

Endung von der vierten durchaus nicht. Es iſt demnach weder das Metaphyſiſche noch das Charakteriſtiſche in den Fallendungen der Nennwörter genau getroffen, und öfters gehen verſchiedene Sprachen bey einerley Redensarten von einander ab, daß ſie ganz andere Endungen erfordern. Dieſes macht, daß man bey jeder Sprache beſonders erlernen muß, was ihre Zeitwörter und Vorwörter für Endungen erfordern.

§. 181. Indeſſen hat die zweyte Fallendung oder Genitiuus das beſonders, daß er von einem andern Hauptwort regiert oder erfordert wird, und dieſe Conſtruction zeigt verſchiedene Arten von **Verhältniſſen** an, deren Anzahl und Beſchaffenheit ſich nicht leicht beſtimmen läßt. Man ſieht den Unterſchied beſonders in denen Fällen, wo ſich die Conſtruction umkehren läßt. So ſind z. E. **das Land des Königs** und **der König des Landes**, imgleichen **die Lehre der Vollkommenheit** und **die Vollkommenheit der Lehre**, ganz verſchiedene Dinge, ungeacht nichts als die Ordnung der Conſtruction in den Worten verſchieden iſt. Zuweilen, und beſonders im Hebräiſchen, wird das Wort, welches im Genitiuo iſt, ſtatt eines Beyworts gebraucht, und auch in andern Sprachen geſchieht es öfters mit einem gewiſſen Nachdruck, z. E. im Phaedro mit Aenderung beyder Wörter,

Gulaeque credens colli longitudinem,

an ſtatt collum longum, welches minder nachdrücklich geweſen wäre. Es iſt aber bey ſolchen Verwechslungen immer etwas Metaphoriſches, und jeder Ausdruck ſeinem eigentlichen Sinn nach von den übrigen verſchieden. Z. E. Man kann ſagen: **das Maaß der Länge, das Längenmaaß, die Länge des Maaßes, das lange Maaß** ꝛc., aber jeder dieſer Ausdrücke hat etwas ihm eigenes. Ueberhaupt liegt in ſolchen Conſtructionen

ſtructionen etwas Charakteriſtiſches, und die Ordnung der Wörter nebſt der Abänderung der Fallendung, iſt dabey bedeutend. Da aber jede Sprache hierinn etwas beſonderes hat, ſo können wir die Beſtimmung der Verhältniſſe und des Metaphyſiſchen, das in ſolchen Conſtructionen iſt, in Abſicht auf die deutſche Sprache beſonders, in die ſchon öfters erwähnte Theorie derſelben verweiſen. Denn da dieſe Sprache ſehr viel Regelmäßiges hat, und dermalen im Schwunge iſt, zur gelehrten Sprache zu werden, ſo lohnt es ſich allerdings der Mühe, alles anzuzeigen, was ſie noch regelmäßiger und charakteriſtiſcher machen kann. Das Ziel, welches man zwar ſchwerlich ganz erreichen wird, dem man aber dennoch noch näher kommen kann, iſt die oben ſchon angegebene Grundregel für wiſſenſchaftliche Zeichen; daß nämlich ihre Theorie ſtatt der Theorie der Sache ſolle dienen können (§. 23.). Und dieſes fordert, daß man mehr auf das Metaphyſiſche als auf das Grammatiſche der Sprachen ſehen muß, wenn ihre Theorie dieſe Abſicht erreichen, oder die Sprache zu derſelben dienlich machen ſolle.

§. 182. Was ferner die Sprachen in Abſicht auf die Nennwörter beſonders haben, ſind die Geſchlechter, *Genera*, in welche die Hauptwörter eingetheilt werden. In den meiſten Sprachen ſind deren drey, und man nennt ſie das männliche, weibliche und unbeſtimmte Geſchlecht, (genus maſculinum, femininum, neutrum). Dieſe Benennungen rühren aber von den Sprachlehrern her. Denn man kann nicht ſagen, ob die erſten Urheber der Sprachen an ſolche Unterſchiede gedacht, oder ſie ſich zur Regel vorgeſetzt haben, weil bald jede Sprache beſondere Anomalien hat, die mit vieler Mühe erlernt werden.

§. 183. Die Hauptwörter ſelbſt, auf die es doch eigentlich angeſehen iſt, haben auch nicht ſo viel Charakte-

riſtiſches,

riſtiſches, daß der Unterſchied des Geſchlechts dem Wort angemerkt werden könnte, und die Sprachlehrer gebrauchen nicht nur die Endungen dieſer Wörter, ſondern auch ihre Bedeutung, um die Regeln von dem Geſchlechte der Hauptwörter, ſo gut es ſich thun läßt, zu beſtimmen. Hingegen zeigt ſich dieſer Unterſchied an den Beywörtern und den Artikeln oder eigentlich ſo genannten Geſchlechtswörtern, welche mehrentheils dreyfach ſind, und nach dem Geſchlechte des Hauptworts gewählt werden müſſen. Alles dieſes iſt ſehr willkührlich. Denn wäre der Unterſchied der Geſchlechter etwas nothwendiges für die Sprache, ſo forderte die Charakteriſtik, daß man es den Hauptwörtern ſelbſt anſehen müßte, es ſeye, daß die Endungen oder andere Sylben dazu gewidmet wären, und in ſo ferne wäre es überflüßig, die Artikel und Beywörter dazu zu gebrauchen, um ſo mehr, da öfters die Hauptwörter ganz allein vorkommen.

§. 184. Es iſt nicht zu zweifeln, daß man, ſtatt des in den Sprachen wirklich vorkommenden Unterſchieds der Geſchlechter, ungleich ſchicklichere hätte wählen können. Die Dinge, ſo man durch Hauptwörter benennt, laſſen ſich unſtreitig in unzählig viele Claſſen und Gattungen eintheilen, welche in ihren Namen durch Buchſtaben, Sylben, Endungen, ꝛc. könnten angezeigt werden, ſo wie im Deutſchen die Abſtracta dadurch noch ziemlicher maßen kenntlich gemacht werden (§. 138.). Bey den Namen der Arten von Thieren, Pflanzen, ꝛc. würde z. E. ein einiger Buchſtab zureichen, um kenntlich zu machen, zu welchem Theile des Naturreiches jedes Hauptwort gehöre. Ein anderer Buchſtab würde etwan die Hauptclaſſe anzeigen, und in Abſicht auf die Thiere, z. E. die kriechenden, vierfüßigen, Vögel, Fiſche ꝛc. unterſcheiden. Allein damit würde die Sprache bedeutender, als daß man ſie einem ganzen Volke überlaſſen

laſſen könnte, weil der Gebrauch zu reden, die Unwiſſenheit in den Regeln und noch mehr andere Urſachen, bald wiederum Anomalien einführen würde.

§. 185. Wir haben ungefähr eben das von den Declinationen oder Abänderungen der Nennwörter anzumerken. Ihre Anzahl iſt in verſchiedenen Sprachen verſchieden, und ein Hauptwort läßt ſich nicht durch alle durchführen, ſo daß es in jeder eine beſondere Beſtimmung in der Bedeutung erhielte, und auch die Wörter von einerley Abänderung gehören nicht unter einerley Claſſe oder Gattung der Dinge. Indeſſen fordert die Charakteriſtik, daß eines oder das andere ſtatt haben müßte, wenn die Sprache wiſſenſchaftlich ſeyn ſollte. Nun fehlt es zwar in den Sprachen an Mitteln nicht, aus einem Nennworte andere zu bilden, indem man die Endung abwechſelt, und dadurch in der That auch das Nennwort in andere Declinationen bringt. Dieſes iſt aber nicht allgemein, und das Metaphyſiſche liegt nicht ſo faſt in dem Unterſchiede der Declinationen, als in den Endungen oder Ableitungstheilchen. So laufen z. E. im Lateiniſchen die Wörter: Deſpicientia, ſpectrum, ſpectaculum, ſpectator, inſpector, ſpecimen, deſpicatio, deſpectio, exſpectatio, ſuſpicio, perſpicuitas, adſpectus, conſpectus, deſpicatus, proſpectus, reſpectus, ſpecies, nebſt noch mehrern Beywörtern, die alle von dem veralteten ſpecio herkommen, durch alle fünf Declinationen. Es macht aber nicht die Declination, ſondern die Ableitungstheilchen, und theils auch der Sprachgebrauch, daß jedes dieſer Wörter eine beſondere Bedeutung erhält. Die Sprachen bleiben demnach hierinn zurücke.

§. 186. Was man bey den Zeitwörtern in Abſicht auf die Zeit gethan hat, das iſt in den Sprachen bey den Beywörtern in Abſicht auf die Grade geſchehen. Und dieſes hat allerdings etwas Metaphyſiſches. Denn

die Eigenſchaften, zu deren Anzeige die Beywörter gewiedmet ſind, können dem Grade nach verſchieden ſeyn. Nun hat man es darinn eben nicht nach mathematiſcher Schärfe genommen, und man konnte es von den Urhebern der Sprachen um deſto weniger fordern, weil die Matheſis intenſorum noch dermalen weit zurücke bleibt. Indeſſen iſt die Sache dennoch ſo ausgefallen, daß ſie ſich noch ziemlich rechtfertigen läßt.

§. 187. Denn in dem Poſitiuo wird die Eigenſchaft gleichſam ohne Beſtimmung des Grads angezeigt, z. E. **ſchön, vollkommen, weiß, hell,** ꝛc. und wenn man etwas Vorzüglicheres oder Geringeres anzeigen will, ſo geſchieht dieſes durch beſondere Zuwörter oder Aduerbia, z. E. **gar** ſchön, **ſehr** vollkommen, **ungemein** hell, ꝛc. **ziemlich, mäßig, wenig,** ſchön ꝛc. oder man vergleicht es mit ähnlichen und bekannten Dingen, z. E. **ſo** ſchön **als, ſo** groß **wie, eben ſo** kräftig **als,** ꝛc.

§. 188. Findet man keine genau paſſende Vergleichung, ſo gebraucht man den Comparatiuum ſowohl bejahend als verneinend, z. E. **weißer als Schnee, viel heller als der Tag** ꝛc. **nicht ſo groß als ein Haus, lange nicht ſo tief als das Meer,** ꝛc.

§. 189. Endlich bemerkt man die äußerſten Grade durch den Superlatiuum, mit Anzeige der verglichenen Dinge. Z. E. **der größte Monarch, der Gelehrteſte unter den Griechen, der Beredteſte unter den Römern,** ꝛc.

§. 190. Da man bey ſehr vielen Eigenſchaften Grade von mehrern Dimenſionen findet, z. E. die Größe von der Stärke unterſcheidet, ſo hat man bey dem Comparatiuo und Superlatiuo mehrentheils die Gradus intenſitatis mitgenommen, und die Größe, Ausdehnung, ꝛc. durch beſondere Beywörter angezeigt. So z. E. ſagt man ein **größeres** und ein **helleres Licht,**

und in ſo fern dieſe beyde Ausdrücke einander entgegen-geſetzt ſind, wird durch den erſten die ſcheinbare oder auch die wahre Größe des leuchtenden Körpers, durch den andern aber die Stärke ſeiner Klarheit verſtanden. So ſcheinen Sonn und Mond gleich große Lichter, aber nicht gleich helle. Wo aber die verſchiedenen Dimenſio-nen nicht ſo gut bekannt ſind, da werden ſie auch in der Sprache gemeiniglich vermengt. Und ſo giebt es auch Dinge, die keine Vergleichung zulaſſen, wie z. E. eine Wahrheit iſt nicht mehr wahr als eine andere, eine exiſtirende Sache iſt nicht exiſtirender als eine andere. (§. 12. Alethiol.) So ſcheinen aus gleichem Grunde im Lateiniſchen die Beywörter aqueus, vitreus, chry-ſtallinus, ligneus, ꝛc. ihrer Bedeutung und der Na-tur der Sache nach keinen Comparatiuum zuzulaſſen, weil ſie keine Gradus intenſitatis haben. Und es iſt ſehr natürlich, daß Comparatiui und Superlatiui, die in der Sache ſelbſt nicht vorkommen, an ſich ſchon aus der Sprache wegbleiben. Hingegen können auch ohne Grund einige wegbleiben, die die Sache ſelbſt ſehr wohl leiden würde, und auch hierinn hat die lateiniſche Spra-che eine gute Menge von Anomalien.

§. 191. Man ſieht aus dieſen Betrachtungen, daß in den wirklichen Sprachen die Mittel, wodurch die Grade der Eigenſchaften der Dinge angezeigt werden, noch ziemlich gut getroffen, und ſo weit es die gemeine Erkenntniß fordert, brauchbar ſind. Oefters begnügt man ſich mit dem **mehr** oder **minder**, ohne eben zu beſtimmen, **um wie viel?** Bey genauern Verglei-chungen kömmt es auf die ſchickliche Auswahl der Din-ge an, von welchen das Bekanntere in Abſicht auf ge-wiſſe Eigenſchaften zum Maaßſtabe des Unbekanntern dienen ſolle. Ueberdieß ſind die angeführten Verglei-chungsarten nur noch die kürzern. Und die Sprachen haben Mittel genug, da, wo man es nöthig findet, die

Vergleichung umſtändlicher anzuſtellen. Und wo ſie nach aller Schärfe genommen werden ſolle, da dienen Zahlen und mathematiſche Verhältniſſe. Die Vergleichung wird wiſſenſchaftlich, und entlehnt ihre Gründe aus der Matheſi intenſorum, welche Wiſſenſchaft aber noch dermalen merklich zurücke bleibt.

§. 192. Außer den drey vorhin betrachteten Vergleichungsſtuffen haben die Sprachen noch ein anderes und ſehr allgemeines Mittel, unbekanntere oder auch gar nicht in die Sinne fallende Dinge durch bekanntere vorſtellig zu machen, und das ſind die **Metaphern**, welche vornehmlich bey Zeitwörtern und Hauptwörtern gebraucht werden. Auf dieſe Art drücken wir alles, was zur Intellectualwelt gehört, durch Wörter aus, die nach ihrem buchſtäblichen Verſtande ſinnliche Dinge vorſtellen, und es iſt auch nicht wohl möglich, die abſtracten Begriffe anders als auf dieſe Art bey andern zu erwecken. Die Aehnlichkeit des Eindruckes der äußerlichen und innern Empfindungen, die wir bereits in der Alethiologie (§. 46. ſeqq.) betrachtet haben, iſt der Grund zu dieſer Vergleichung. Da es hiebey nicht ſo faſt darauf ankömmt, daß wir unſere Gedanken und Empfindungen für uns ſelbſt an Worte binden, ſondern daß wir Worte ſuchen müſſen, ſie auch bey andern zu erwecken, ſo kömmt es bey ganz neuen Empfindungen und abſtracten Begriffen, auf Proben an, ob wir Metaphern finden können, ſie auch andern vorſtellig zu machen. Geht es an, und iſt die figürliche Vorſtellung zur Erweckung dieſer Begriffe fähig, ſo iſt auch die Metapher tüchtig, in die Sprache aufgenommen zu werden. Auf dieſe Art und durch ſolche Proben, haben die wirklichen Sprachen längſt ſchon den hiezu dienenden Schwung genommen, und ihre Bereicherung wird augenſcheinlicher und merklicher, wenn eine Sprache

anfängt

anfängt zur gelehrten Sprache zu werden, und claſſiſche Schriftſteller ſich darinn anfangen hervor zu thun.

§. 193. Da es hiebey viel auf die Anläße ankömmt, ſo iſt auch leicht zu begreiſen, daß jede Sprache hierinn einen ihr eigenen Schwung nimmt, und theils ganz andere Metaphern, theils auch bey einerley Metaphern einen verſchiedenen Umfang annimmt. So hat z. E. das franzöſiſche Wort genie einen ungleich größern Umfang als das lateiniſche ingenium, von welchem es herkömmt. Und überhaupt muß eine Sprache, die ärmer an Worten iſt, nothwendig mehr Metaphern haben, wenn ſie alles, was eine reichere Sprache ausdrückt, ebenfalls ausdrücken will.

§. 194. Wir finden ferner hierinn den Grund, wie es gar leicht möglich iſt, daß Schriftſteller, theils in einerley, theils auch in verſchiedenen Sprachen, in den Worten ungemein verſchieden, und einander ganz unverſtändlich werden können. Denn dieß geſchieht immer, ſo oft ſie einerley Wörtern und Metaphern ungleiche Bedeutungen und ungleichen Umfang geben. Denn eine Metapher paßt eigentlich niemals durchaus und in allen Theilen auf die verglichene Sache, und öfters läßt ſie ſich zur Vorſtellung ganz verſchiedener Begriffe gebrauchen, je nachdem man andere Vergleichungsſtücke (Tertium comparationis) wählt. Auf gleiche Art laſſen ſich für einerley Begriffe ganz verſchiedene Metaphern gebrauchen. Man hat z. E. die Newtoniſche Fluxionalrechnung und die Leibnitziſche Differentialrechnung, zumal da die Erfinder auch in der Zeichnung von einander abgiengen, anfangs für ganz verſchiedene Dinge angeſehen. Euclid im Xten Buche, die Coſſiſten und die heutigen Analyſten ſind gleichfalls in den Worten bald durchaus verſchieden. Noch unverſtändlicher aber wird man, wenn man für ſich, und ohne die vorhin erwähnte Probe anzuſtellen, ganze

Syſtemen von neuen Metaphern errichtet, und eine von der andern herleitet, dergleichen z. E. in einigen myſtiſchen Schriften vorkommen, die man ungeleſen liegen läßt, weil man das ganze Syſtem der Sprache und Gedanken in eine ganz neue Form bringen müßte, und nicht vorausſieht, ob es ſich allenfalls der Mühe lohnen würde. Bey einem Syſtem von abſtracten Begriffen iſt es überhaupt ſehr leicht, in einen **Wortkram** zu verfallen, der entweder in der That leer iſt, oder wenigſtens andern als leer vorkommen kann. Denn da ſind die Worte nicht unmittelbare Zeichen der Dinge, wie ſie es in der Geometrie und Phyſik ſind, ſondern ſie ſind nur Zeichen der Begriffe, die man nicht anders als in Indiuiduis, und zwar mit unzähligen Individualbeſtimmungen vermengt, aufweiſen kann. Man wird in dem erſten Hauptſtücke der Dianoiologie und in dem dritten Hauptſtücke der Alethiologie hieher dienende Betrachtungen finden.

§. 195. Uebrigens iſt klar, daß wir hier nicht von Metaphern reden, wie ſie etwan die Dichter gebrauchen, um ihren Vorſtellungen mehr Leben und Nachdruck zu geben, ſondern von ſolchen, die man in Ermanglung eigener Namen gebrauchen muß, um abſtracte und nicht in die Sinne fallende Begriffe vorſtellig zu machen, und wo man folglich wiſſenſchaftliche Begriffe damit zu benennen hat. Die Metaphyſik, die Moral, die Vernunftlehre ſind mit ſolchen Begriffen angefüllt, und fordern allerdings ſorgfältigere Definitionen, wodurch der Umfang ſolcher Begriffe genauer bezeichnet wird, als es durch die bloße Etymologie der Namen würde geſchehen können. Da in dieſem Umfange öfters viel Willkührliches zurückbleibt, ſo geſchieht es auch, daß, wenn man ſich einmal an ein gewiſſes Syſtem gewöhnt hat, man ſich nicht ſo leicht an ein anderes, auch wenn es beſſer wäre, gewöhnen kann.

Daher entſtehen ſehr natürlich die heftigern Streitigkeiten für und wider eine neu aufkommende Secte in der Weltweisheit und Theologie, und großentheils auch die Abwechslungen in den Syſtemen dieſer Wiſſenſchaften, und die Verdunklung der klarſten Sätze, wenn man ſie in einen Kram von Worten willkührlichen Umfanges und Bedeutung verwickelt.

§. 196. Wir haben bereits oben (§. 123.) angemerkt, daß die erſten Urheber der Sprachen, in Benennung der Dinge bey Ganzen anfiengen, und nicht wohl anders verfahren konnten. Die Dinge der Natur ſowohl am Himmel als auf der Erdfläche haben entweder für ſich oder in ihrer Art etwas Fortdaurendes und nach den Geſetzen des Beharrungsſtandes Eingerichtetes. Und da hiebey die Worte nicht ſo faſt mit den Begriffen, als mit den Sachen ſelbſt verbunden wurden, die jedesmal wiederum vorgelegt oder empfunden werden konnten, ſo war auch der Umfang in der Bedeutung ihrer Namen ein für allemal bezeichnet. Man weiß, daß die Sache im Ganzen exiſtirt, und daß folglich ihr Name ein wirkliches Ding, und daher auch den Begriff eines wirklichen Dinges vorſtellt. Auf dieſe Art haben Sonne, Mond, Sterne, Wolken, Regen, Schnee, Berge, Thäler, Flüſſe, die Arten der Thiere, Pflanzen, Metallen, die Gliedmaßen der Thiere, die Theile der Pflanzen, Werkzeuge, Hausrath ꝛc. ihre beſtändigen Namen bekommen, welche gleichſam der Maaßſtab von der allmähligen Abänderung der Sprachen ſind.

§. 197. Bey ſolchen Namen iſt es an ſich betrachtet gleichviel, ob es Wurzelwörter oder abgeleitete Wörter ſind. Denn da die Sache ſelbſt immer vor Augen gelegt werden kann, ſo läßt ſich auch der Begriff des Wortes unmittelbar mit der Sache verbinden, und bey ſehr zuſammengeſetzten Ganzen, dergleichen die Thiere

und Pflanzen ſind, würde ein abgeleiteter Name höchſtens nur einige etwan mehr in die Sinne fallende Merkmale angeben. Man muß immer zur Anatomie, zu chymiſchen und andern Verſuchen ſchreiten, wenn man alles, was ſolche Ganze enthalten, entdecken will. (§. 123.).

§. 198. Wenn aber eine Sprache ſchon ihren Schwung genommen, und mit Wörtern verſehen iſt, ſo kommen darinn ſelten neue Wurzelwörter auf, und es iſt an ſich natürlicher, daß man neue und noch unbenennte Sachen durch abgeleitete, zuſammengeſetzte oder auch metaphoriſche Wörter benenne. Was in dieſer Abſicht für die Dinge, die von fremden Ländern herkommen, wirklich geſchieht, iſt, daß man mit der Sache zugleich auch den Namen in die Sprache einführt, den ſie in ihrem Stammorte hat.

§. 199. In Anſehung der Beywörter giebt es in jeden Sprachen ebenfalls eine gute Menge, die ein für allemal ihre beſtimmte Bedeutung haben. Dahin gehören diejenigen, welche einfache Begriffe und Verhältniſſe vorſtellen, und unmittelbare Gegenſtände der Sinnen ſind; die Namen der Farben, roth, gelb, weiß ꝛc. der Zahlen und Figuren ꝛc. und ſehr viele, die von den Namen der Subſtanzen hergeleitet werden, z. E. hölzern, eiſern, wäſſericht, ꝛc. Indeſſen ſind bey vielen von ſolchen Beywörtern die Grenzen des Umfanges ihrer Bedeutung ſchwerer zu beſtimmen, wo ſie nur dem Grade nach von einander verſchieden ſind: So giebt es zwiſchen roth, gelb, grün, blau, ſchwarz ꝛc. Mittelſtuffen, wo ſich die eine dieſer an ſich ſehr kenntlichen Farben in die andere verliert. Man ſieht leicht, daß es hiebey um die eigentlichen Mittelſtuffen zu thun iſt, und daß die übrigen durch Verhältniſſe beſtimmt werden müſſen, und eine Ausmeſſung fordern, wenn ſie nach aller Schärfe beſtimmt werden ſollen.

§. 200. Hingegen giebt es in den Sprachen Beywörter, welche nicht etwan einen einfachen Begriff, ſondern mehrere zuſammengenommen vorſtellen, ohne daß dieſe ein unumgängliches Ganzes ausmachen, ſondern ſowohl in der Anzahl als in den Graden ſolche Abwechslungen haben, daß man bald jedesmal aus dem Zuſammenhang der Rede beſtimmen muß, welchen Umfang ſie darinn haben, und wie weit oder auf welche Theile der Sache ſie ſich erſtrecken. So iſt an einer güldenen Uhr öfters nur das Gehäuſe von Gold, oder auch nur vergüldet. Die meiſten moraliſchen Eigenſchaften ſind von eben ſo unbeſtimmtem Umfange. Man unterſuche, in wie vielerley Abſichten eine Sache **gut** genennt, oder was zum **gelehrt** ſeyn erfordert werde. In allen ſolchen Fällen, und wo es auf die Genauigkeit ankömmt, kann mun nicht wohl bey dem Wort anfangen, ſondern man verfährt beſſer, wenn man die einzelnen Eigenſchaften jede für ſich betrachtet, und ſie ſo zuſammennimmt, daß man zeigen kann, **es komme ein Ganzes heraus, welches als ein Ganzes betrachtet zu werden verdiene.** Dadurch wird das Willkührliche in dem Begriffe gehoben, oder wenigſtens ſo vermindert, daß man zureichenden Grund findet, den Begriff und ſeinen Umfang gelten zu laſſen. Denn ſo wird der Begriff nach der Sache, und das Wort nach dem Begriffe gerichtet, und folglich dieſe drey Stücke in die erforderliche Uebereinſtimmung gebracht.

§. 201. Wir haben bereits oben (§. 138. ſeqq.) Anlaß gehabt, diejenigen Hauptwörter zu betrachten, welche nicht Subſtanzen, ſondern Abſtracta vorſtellen, und dabey angemerkt, daß dieſe Wörter eine ganz beſondere Claſſe ausmachen, daß ſie in einer gelehrten Sprache zahlreicher ſeyn müſſen, und daß ſie ſich auf eine noch ziemlich charakteriſtiſche Art durch beſondere Endungen unterſcheiden. In der That ſtellen auch z. E. im Deut-

ſchen die Endungen: heit, keit, niß, ſal, ſchaft, thum, ung, ꝛc. abſtracte metaphyſiſche Begriffe und Verhältniſſe vor, wodurch der Begriff des abgeleiteten Hauptwortes durch den Begriff desjenigen Wortes beſtimmt wird, von welchem es abſtammt, wiewohl es unter den bereits eingeführten Hauptwörtern von dieſer Art, auch ſolche giebt, wo der Gebrauch zu reden Anomalien verurſacht hat.

§. 202. Es iſt ſchwer zu erörtern, woher dieſe Claſſe von Hauptwörtern in die Sprachen gekommen iſt, zumal da die Sprachen dadurch einen Schwung bekommen, der ſie vom Sinnlichen zu dem Abſtracten, Allgemeinen und Metaphyſiſchen erhöht hat. Allem Anſehen nach hatte man angefangen, Handlungen und Eindrücke als Subſtanzen anzuſehen, und ihnen ſo wie den Subſtanzen Namen zu geben. Allein der erſte Schritt darinn ſcheint immer ſchwer geweſen zu ſeyn, ſo leicht er uns dermalen vorkommen mag, da wir ſolche Wörter in Menge haben, und an ihre Begriffe von Jugend auf unvermerkt gewöhnt werden. Man iſt gleichſam genöthigt, ſie durch Wörter von gleicher Claſſe zu definiren, und man kann auch nicht wohl anders, als vermittelſt eben ſolcher Wörter, davon reden. Dieſes mußte aber dem erſten Erfinder nothwendig die Schwierigkeit vermehren, das Eis zu brechen, und zu dieſer ihm ganz neuen Welt von Begriffen zu gelangen. Und man könnte ſo gar daher Anlaß nehmen zu vermuthen, es möchten noch dermalen ganze Claſſen von Wörtern zurücke bleiben, die unter ſich ein beſonderes Syſtem von Begriffen und Vorſtellungsarten ausmachen würden, zu welchem der Uebergang von unſern dermaligen Wörtern noch im Dunkeln verborgen liegt. Dem ſey aber, wie ihm wolle, ſo haben die bereits vorhandenen abſtracten Hauptwörter in den Sprachen am meiſten Charakteriſtiſches. Es liegt bey den meiſten,

ſten, wo nicht bey allen, immer ein anderer Begriff zum Grunde, von dem ſie abgeleitet werden, und die Ableitungstheilchen ſtellen metaphyſiſche Begriffe und Verhältniſſe vor.

§. 203. Die Umſtände des Ortes ſind ſowohl bey den Zeitwörtern als bey den Nennwörtern in den wirklichen Sprachen gewiſſermaßen vergeſſen, oder wenigſtens nicht ſo mitgenommen worden, wie es in Anſehung der Zeit, der Grade und anderer Verhältniſſe geſchehen. Indeſſen gehen doch Zeit und Ort mit einander ſo zu paaren, daß ſie ſo gut als unzertrennlich ſind. Es iſt daher kaum zu zweifeln, daß Gründe da ſeyn müſſen, warum die Beſtimmung des Ortes bey den Zeitwörtern ungleich weiter zurücke geblieben, als die Beſtimmung der Zeit. Denn bey den Nennwörtern ſcheinen beyde wegbleiben zu können, weil man ſowohl die Dinge als ihre Eigenſchaften, als fortdaurend, und nicht als an Zeit und Ort gebunden, ſich vorſtellt, und folglich in den Sprachen gleichſam nur das Weſentliche davon benennt.

§. 204. Die Beſtimmungen der Zeit waren an ſich einfacher, weil die Zeit nur eine Dimenſion hat, und das Gegenwärtige der Zeit nach, etwas abſolutes iſt. Hingegen hat der Ort oder die Beſtimmung deſſelben nothwendig drey Dimenſionen, wenn man ihn dem Raum nach nimmt. Und die vielerley Gegenden machen, daß man dabey nicht wohl mehr als den Unterſchied des Gegenwärtigen und Abweſenden mitnehmen könnte, wenn man die Beſtimmung des Orts, ſo wie die von der Zeit, den Zeitwörtern ſelbſt hätte anhängig machen wollen, und dieſer Unterſchied müßte ſich vornehmlich auf den Redenden beziehen. Denn da die ſogenannte Actio in diſtans ſchlechthin geläugnet wird, ſo iſt die Handlung immer

an gleichem Orte mit dem, der ſie thut, und die Wirkung da, wo die Urſache iſt.

§. 205. Was man in den Sprachen hiebey gethan hat, iſt, daß man die Umſtände des Ortes nicht durch die **Endungen der Zeitwörter**, ſondern durch Ableitungstheilchen anzeigt, die denſelben können vorgeſetzt werden, dergleichen im Deutſchen die meiſten von denen ſind, die wir oben (§. 159.) angezeigt haben. Die nähern Beſtimmungen, ſowohl des Orts als der Zeit, und anderer Modificationen, hat man durch Zuwörter (Adverbia) anzuzeigen geſucht. Endlich kömmt auch die Beſtimmung des Ortes eigentlich nur den Dingen der Körperwelt zu, und wird **figürlich**, wenn ſie auf die Intellectualwelt angewandt werden ſolle. Hingegen ſind auch Dinge der Intellectualwelt einer Zeitfolge oder Succeſſion fähig, und wir haben dieſen Begriff am unmittelbarſten in dem Aufeinanderfolgen unſerer Gedanken. In dieſer Abſicht erſtreckt ſich demnach die Beſtimmung der Zeit weiter als die Beſtimmung des Ortes, ungeacht, wenn man letztere figürlich nimmt, ſie ſich allerdings eben ſo weit erſtrecken kann.

Sechſtes

Sechſtes Hauptſtück.

Von den unveränderlichen Redetheilen.

§. 206.

Die bisher betrachteten zwo Hauptclaſſen der Sprachtheile begreifen überhaupt diejenigen Wörter, deren Endungen nach gewiſſen allgemeinen Formeln abgeändert werden, und nach dieſen Abänderungen beſtimmtere Verhältniſſe, Modificationen und Umſtände vorſtellen. Die Nennwörter beſonders bezeichnen Dinge und ihre Eigenſchaften, und ſtellen dieſe gleichſam ihrem Weſen nach und als fortdaurend vor. Das Beharren und die Veränderungen ſind hingegen auf die Zeitwörter geſchoben worden, weil ſich allerdings dabey ein Thun und Leiden gedenken läßt. Wir haben dieſe zwo Hauptclaſſen dergeſtalt betrachtet, daß wir anmerkten, welche Beſtimmungen in den wirklichen Sprachen in den Endungen und verſchiedenen Ableitungstheilchen ſind vorſtellig gemacht worden, und wie man eine gute Menge derſelben durch beſonders dazu gewiedmete Wörter anzudeuten nöthig hat, wenn man jede Umſtände genauer beſtimmt ausdrücken will.

§. 207. Es iſt daher in den wirklichen Sprachen noch eine dritte Claſſe von Wörtern eingeführt worden, die man, weil man ſie nicht abändert, die unveränderlichen Redetheile, und überhaupt die Particuln nennt. Dieſe Eigenſchaft, daß ſie nicht abgeändert werden, macht ſie überhaupt und in jeden Sprachen leicht kenntlich. Es haben ſich auch die Sprach-

lehrer Mühe gegeben, ſie alle aufzuſuchen, und ſie in Gattungen und Arten zu theilen, und dabey theils auf ihre Bedeutung und metaphyſiſchen Unterſchied, theils auch auf den bloß grammatiſchen Unterſchied zu ſehen. Nach dieſer Eintheilung kamen vier allgemeine Claſſen oder Gattungen heraus, nämlich die Aduerbia, Praepoſitiones, Coniunctiones und Interiectiones, oder die Zuwörter, Vorwörter, Bindwörter und Zwiſchenwörter. Man ſahe nämlich daß einige, nämlich die Zuwörter, zu näherer Beſtimmung der Zeitwörter; andere, nämlich die Vorwörter, zur Beſtimmung und näherer Modification der Nennwörter; noch andere aber, nämlich die Bindwörter, zum Zuſammenhang und Verbindung der Rede; und endlich noch andere, nämlich die Zwiſchenwörter, zur Anzeige des Affects des Redenden dienten. Und ſo ward die Abtheilung getroffen, nachdem die Sprachen ſchon da waren, und als ein Datum angeſehen werden konnten.

§. 208. Da wir uns aber hier an den Unterſchied der wirklichen und möglichen Sprachen nicht binden, ſondern überhaupt das Willkührliche, Natürliche und Nothwendige in den Sprachen aufſuchen, ſo werden wir auch dieſe unveränderlichen Redetheilchen nach allgemeinern Gründen betrachten, und das Metaphyſiſche von dem Grammatiſchen zu unterſcheiden ſuchen.

§. 209. Wir fangen bey den Präpoſitionen an, und bemerken, daß man dieſe in den wirklichen Sprachen allerdings beſonders nehmen, und von den Zuwörtern unterſcheiden mußte, nicht nur, weil ſie etwan den Nennwörtern vorgeſetzt werden, ſondern, weil ſie gewiſſe *Caſus* oder Fallendungen regieren. Dieſes macht, daß ſie wegen der Syntax oder Regeln der Wortfügung müſſen bemerkt werden. Und man kann ſagen, daß etwas Charakteriſtiſches dabey ſeyn würde, wenn die Fallendungen der Nennwörter für ſich ſchon

eine

eine Bedeutung hätten, aus welcher ſich nebſt der Bedeutung eines jeden Vorworts, diejenige Fallendung ein für allemal beſtimmen ließe, die es erfordert. Eine Vollkommenheit, die die Sprachen noch in mehrern Stücken haben ſollten, um wiſſenſchaftlich zu ſeyn. (§. 157.)

§. 210. So ordentlich ſind aber die wirklichen Sprachen nicht, und ſie zeigen hierinn mehr als eine Abweichung von dieſer Vollkommenheit. Ihre Lücken in Abſicht auf die Bedeutung und Anzahl der Fallendungen, haben wir ſchon oben (§. 178. ſeqq.) angezeigt, ohne noch auf ihre Verhältniß zu den Vorwörtern oder Präpoſitionen zu ſehen. Dieſe Verhältniß aber hat in den wirklichen Sprachen wenig oder gar nichts Metaphyſiſches. Denn wenn wir ſie unter einander vergleichen, ſo findet ſich, daß einerley Vorwörter in verſchiedenen Sprachen verſchiedene Fallendungen fordern, und daß in einigen Sprachen Vorwörter wegbleiben, die man in den andern mitnimmt. So z. E. haben die Lateiner nur Vorwörter für die vierte und ſechſte Fallendung, daferne man nicht einige Interjectionen, als: O Meliboee! Hei mihi! Vae miſero! und einige Nennwörter, als: vi dicti, ꝛc. oder auch einige Aduerbia, als: ubi gentium, ꝛc. darunter rechnen will. Im Deutſchen geben wir propter ea, durch **deswegen**; cis, ultra montem, durch **dieſſeits, jenſeits des Berges**; ante me, durch **vor mir** ꝛc. verbo, durch **mit einem Wort**; forma excellens, durch **von anſehnlicher Geſtalt** ꝛc. Alles dieſes macht, daß man in jeder Sprache beſonders erlernen muß, wo Präpoſitionen nöthig ſind, und welche Fallendungen ſie regieren. Es zeigt aber auch, daß das meiſte dabey willkührlich iſt. Und da die Fallendungen entweder für ſich ſchon den Begriff der Präpoſition in ſich ſchlieſſen könnten, wie im Lateiniſchen öfters der Ablatiuus,

oder da, mit Beybehaltung der Präpoſitionen, denſelben ſchlechthin die erſte Fallendung zugegeben, und die übrigen Fallendungen zu andern Bedeutungen gewiedmet werden könnten, ſo ſieht man leicht, daß eine wiſſenſchaftliche Sprache hierinn von den wirklichen Sprachen merklich verſchieden ſeyn würde.

§. 211. Da nun der Unterſchied der Fallendungen in Anſehung der Vorwörter durchaus willkührlich iſt, ſo ſind auch die Vorwörter von den Zuwörtern in dieſer Abſicht nur auf eine willkührliche Art verſchieden, und wenn ſie dennoch haben ſeyn ſollen, ſo entſteht ganz natürlicher Weiſe die Frage, ob weder mehr noch minder möglich waren, als die in den wirklichen Sprachen eingeführt ſind? Wir können zu dieſem Ende anmerken, daß die Sprachen bey körperlichen Dingen angefangen haben, und daß die Präpoſitionen Verhältniſſe der Körper oder Subſtanzen haben anzeigen ſollen. Das ſind nun allerdings Verhältniſſe der Zeit, des **Orts** oder der **Lage**, der **Bewegung**, der **Urſache** und **Wirkung** oder der **Mittel** und **Abſichten**. Denn die Dinge und ihre Eigenſchaften an ſich betrachtet, werden durch die Nennwörter abſolute angezeigt. Demnach bleiben nur noch die Verhältniſſe übrig, in welchen ſie gegen einander ſtehen, es ſey daß ſie der Zeit oder dem Orte nach, oder nach beyden zugleich, oder ihren Veränderungen und Urſachen nach, betrachtet werden.

§. 213. In dieſe Claſſen laſſen ſich auch die Vorwörter der wirklichen Sprachen vertheilen, wiewohl die meiſten wegen der Aehnlichkeit des Eindruckes vieldeutig ſind. Denn da ſich ſowohl dem Raum als der Zeit nach eine Ordnung gedenken läßt, ſo iſt ſich nicht zu verwundern, wenn man die Vorwörter: **vor, nach, gegen, um, von, zu, bis, über, in, aus, außer, bey,** ꝛc. in beyderley Fällen gebraucht. Der Unterſchied

ſchied des Beharrens und der wirklichen Bewegung, wird großentheils durch die Zeitwörter bemerkt, weil dieſe ſich in dieſe zwo Claſſen theilen (§. 151.). Und die Urſachen und Gründe werden durch die Vorwörter: **wegen, halben, laut, willen, kraft, durch,** ꝛc. angezeigt.

§. 214. Man kann zu dieſen durch die Vorwörter angezeigten Verhältniſſen noch verſchiedene andere rechnen, wobey die Vorwörter weggeblieben ſind. Hieher gehören beſonders diejenigen, die wir oben (§. 181.) betrachtet haben, da nämlich zwey Hauptwörter ſo mit einander verbunden werden, daß das eine die zweyte Fallendung des andern erfordert. Auf dieſe Art werden im Lateiniſchen in den Redensarten inſtar montis, virtutis ergo, die Wörter: inſtar, ergo, als Subſtantiua angeſehen. So regieren auch die Comparatiui und Superlatiui beſondere Caſus, welche folglich zur Anzeige der dadurch vorgeſtellten Verhältniſſe gewiedmet ſind. Hingegen im Deutſchen haben wir für den Comparatiuum keine eigene Fallendung; für den Superlatiuum die zweyte, oder mit Zuſetzung der Vorwörter **aus, von, unter,** die dritte Fallendung. Aus allem dieſem erhellet, daß eben ſowohl alle Vorwörter aus den Sprachen hätten wegbleiben, oder deren noch mehrere ſeyn können, und daß ſie gar nicht nothwendig an gewiſſe Fallendungen gebunden ſind.

§. 215. Der grammatiſche Unterſchied der Vorwörter, daß ſie nämlich gewiſſe Caſus regieren, hat demnach in den wirklichen Sprachen nichts Charakteriſtiſches oder Wiſſenſchaftliches, wie es an ſich betrachtet ſeyn könnte (§. 209.). Hingegen findet ſich allerdings ein metaphyſiſcher Unterſchied zwiſchen denſelben, in ſo ferne man auf ihre Bedeutung und die Arten der Verhältniſſe ſieht, die ſie vorſtellen (§. 207.). Und in dieſer Abſicht laſſen ſie ſich in Claſſen theilen. Da die

erſte

erſte Grundlage der Sprachen immer die Körperwelt iſt, und die Verhältniſſe zwiſchen abſtracten Begriffen und Dingen der Intellectualwelt nicht wohl anders, als durch ihre Aehnlichkeit mit den Dingen der Körperwelt, können angezeigt werden, ſo iſt es ſehr natürlich, daß dieſes auch in Anſehung der Vorwörter ſtatt gefunden. Wir haben vorhin (§. 213.) angemerkt, daß man für Zeit und Ort bald durchaus einerley Vorwörter gebrauche, und dieſes geht nothwendig an, ſo oft in Anſehung des Ortes nur von einer Dimenſion die Rede iſt. Man bindet ſich auch in Anſehung der Zeit nicht ſo genau an dieſe oder jene Dimenſion des Ortes, ſondern ſagt z. E. **vor** einem Tag, **nach** einem Jahr, **über** drey Wochen, **um** fünf Uhr, **außer** dieſer Zeit, **gegen** das Ende des Jahrs ꝛc. Wie man verſchiedene von den Vorwörtern zur Zeichnung der Töne in der Muſik, der Sätze und Schlüſſe in der Vernunftlehre gebraucht, haben wir bereits in dem erſten Hauptſtücke angemerkt. Alles kömmt darauf an, daß die Vergleichung richtig getroffen werde, weil auf dieſe Art die Sprachen kürzer, die Anzahl der Wörter geringer, und die Aehnlichkeit zwiſchen Dingen von ganz verſchiedener Art ihren Zeichen anhängig gemacht wird. Die abſtracte Erkenntniß wird auch allerdings leichter figürlich gemacht, wo ſchon die Worte den Anlaß dazu geben, wie es in Anſehung der Noten und der Zeichnung der Schlüſſe geſchehen. Und hierinn haben die Vorwörter, welche die Verhältniſſe des Ortes anzeigen, etwas voraus.

§. 216. Man hat ferner die meiſten Vorwörter in den wirklichen Sprachen zu Ableitungstheilchen von Zeitwörtern gemacht, und beſonders diejenigen, die die Verhältniſſe des Ortes, der Zeit, und der Bewegung anzeigen, und daraus ſind neue Bedeutungen und Metaphern entſtanden, weil bey vielen dieſer Zeitwörter das Hauptwort wegbleibt, welches ſonſt bey dem Vorwort

ſtehen

ſtehen müßte. So z. B. ſind im Deutſchen die Wörter: anlaufen, innſtehen, beyfallen, zuſetzen, hinterlegen, vorgehen, durchdenken, fürbitten, widerſtreben, ausgehen, mitlaufen, aufzeichnen, überſchicken, ꝛc. Der Unterſchied der Redensarten: etwas aufſtellen, auf etwas ſtellen; einem vorgehen, vor einem gehen; etwas anſtoßen, an etwas ſtoßen ꝛc. zeigt in Beyſpielen, daß es nicht gleichgültig iſt, ob ein Vorwort als Vorwort oder als Ableitungstheilchen gebraucht werde, und daß folglich die Bedeutung der Vorwörter dadurch vielfältiger geworden, daß man ſie zu Ableitungstheilchen gemacht hat. Denn dadurch wird ihre Bedeutung abſoluter, weil ſie aus Verhältnißbegriffen der Dinge, zu Beſtimmungsbegriffen der Handlungen werden. Man wird übrigens aus dem §. 159. ſehen, daß die Zeitwörter noch andere Ableitungstheilchen zu ſich nehmen, die keine Vorwörter ſind, ungeacht es vielleicht einige ſeyn könnten. Hingegen rechnet man im Lateiniſchen die Wörter: *Aduerſus*, *circiter*, *juxta*, *prope*, *propter*, *ſecundum*, *ſecus*, *verſus*, *verſum*, *usque* und *clam*, *palam*, *procul*, *ſimul*, lieber zu den Aduerbiis, als zu den Präpoſitionen, weil man eine ausgelaſſene Präpoſition darunter verſtehen kann, die ſich wirklich bey einigen Schriftſtellern ausgedrückt findet. Man ſieht aber leicht, daß dieſe Anmerkung bloß grammatiſch iſt. Denn ſo könnte *prope* nicht nur eine Präpoſition ſeyn, ſondern ſowohl den Ablatiuum, als den Accuſatiuum und noch den Datiuum regieren, je nachdem ein Entfernen, oder Annähern oder Bleiben dadurch ausgedrückt werden müßte, und dieſe Bedeutung wäre der Art der Sprache, und zugleich auch der Natur der Fallendungen, ſo gut dieſe nämlich in den wirklichen Sprachen getroffen worden, gemäß (§. 178. 209.).

§. 217. Wie es unter den Beywörtern mehrere giebt, die der Natur der Sache nach keine Stuffen oder Grade haben (§. 190.), ſo iſt ſich nicht zu verwundern, wenn man auch Vorwörter findet, die keine zulaſſen. Aber auch hierinn ſind die wirklichen Sprachen nicht zum Muſter zu nehmen, weil ſie durch andere Mittel erſetzen, was ſie in den Vorwörtern ſelbſt nicht anzeigen. Im Lateiniſchen findet ſich das einige *prope*, aus welchem man *propius* und *proxime* bildet, und z. E. *propius* urbem, *proxime* Italiam, ꝛc. ſagt, indeſſen aber dennoch die Präpoſition *ad* darunter verſtehen kann. Warum man aber z. E. an ſtatt *potius propter*, *potiſſimum propter*, oder *vel maxime propter*, nicht kürzer, propterius, propterrime, ſagt, läßt ſich nur daher leiten, weil die Urheber der lateiniſchen Sprache derſelben dieſen Schwung nicht gegeben haben. Solche Möglichkeiten wird man in den Sprachen bald für jede Vorwörter finden, weil die Verhältniſſe, die ſie vorſtellen, unſtreitig Grade haben, und dadurch näher beſtimmt oder angezeigt werden könnten.

§. 218. Die Zwiſchenwörter oder Interjectionen machen die andere Claſſe der unveränderlichen Redetheilchen der Sprachen aus. Sie haben etwas Metaphyſiſches, wodurch ſie ſich von den übrigen Wörtern unterſcheiden, weil ſie den Affect oder überhaupt den Gemüthszuſtand des Redenden ausdrücken. Man kann auch ſagen, daß ſie der Natur der Sache nach etwas Phyſiſches haben, oder in der That Wirkungen der Affecten ſeyn ſollten, und es in den wirklichen Sprachen zum Theil ſind. Denn da bey heftigen Affecten der ganze Leib in Bewegung iſt, ſo iſt nicht zu zweifeln, daß nicht auch die Gliedmaßen der Sprache an dieſer Bewegung Antheil haben, und nach dem individualen Unterſchiede des Affectes auch individuale Unterſchiede der Bewegung haben ſollten. Die genauere Unterſuchung

dieſes

dieſes Unterſchiedes gehört in die Phiſiologie. Wir merken hier nur an, daß man ſchwerlich andere als einſylbige Töne oder Wörter herausbringen wird. Das Seufzen und Aechzen in der Traurigkeit, das Schluchzen bey ſtarkem Weinen, das Kniſchen der Zähne bey dem Zorn, gewiſſe Bewegungen der Zunge, Zähne, Lippen ꝛc. bey ekelnden, bittern, ſauren, widrigen Speiſen, die Aehnlichkeit des Eindruckes anderer Empfindungen und Vorſtellungen, die man, ſelbſt in der Sprache auch, bitter, herbe, ſauer, widrig ꝛc. nennt; alles dieſes mag zu Beſtimmung der Töne und Sylben dienen, welche in der Sprache Interjectionen genennt werden. Auf dieſe Art ſcheinen die Wörter **ach! weh! pfuy! o! he! ju! hey! oi! huy! ey!** *ſt! ouai!* ꝛc. theils natürliche, theils etwan auch von den Thieren abgelernte Ausdrücke der Affecten zu ſeyn. Man hat aber in den Sprachen nebſt dieſen Interjectionen noch andere, die von abgeleiteter Bedeutung ſind, z. E. im Deutſchen: **wohlan! wohlauf! getroſt! luſtig! leider!** ꝛc. Und überdieß gewiſſe Redensarten und Wendungen derſelben, die eben dahin dienen, z. E. **geliebt es Gott! erbarm es Gott! Gott befohlen! ſo wahr ich lebe! ſo gewiß ich da bin!** ꝛc.

§. 219. In ſo ferne die Natur ſelbſt die Interjectionen angiebt, werden ſie in verſchiedenen Sprachen nicht ſehr verſchieden ſeyn, als nur in ſo fern man ſich von Jugend auf zu gewiſſen Beugungen der Gliedmaſſen der Sprache gewöhnt (§. 73.), oder auch von Natur dazu aufgelegter iſt. Die übrigen Unterſchiede werden ſich aus den oben ſchon (§. 18. 19.) angegebenen Gründen beurtheilen laſſen. Es iſt auch für ſich klar, daß die Affecten ſich nicht bloß durch ſolche Interjectionen ausdrücken, ungeacht dieſe in dem höchſten Grade des Affectes bald ganz allein bleiben, oder wenn das Erſtarren aufhört, den Anfang zur wiederkommenden

Sprache machen. Die mindern Grade der Affecte miſchen ſich in die ganze Rede und ihre Wendungen, und in den Ton der Ausſprache, welche bloß durch die Veränderung des Schwunges eine und eben die Redensart, z. E. **ich ſollte das thun**, bald zu einer bloßen **Erzählung**, bald zur Anzeige der **Verwunderung**, der **Indignation**, **Entrüſtung**, **Verlachung**, **Verſpottung** ꝛc. macht, und zu dieſem Ende den Ton bald auf dem einen bald auf dem andern Worte ruhen läßt (§. 99.). Die Wendungen der Rede, die von den Affecten herrühren, hat man in der Redekunſt und Dichtkunſt geſammelt, und ſie in **Wortfiguren** und **Sachfiguren** eingetheilt, weil ſie zum Pathetiſchen oder zum Leben der Rede viel beytragen. Man nennt ſie Figuren oder Schemata, weil ſie gewiſſermaßen Formeln ſind, nach welchen Worte und Gedanken eingerichtet werden, und dadurch eine Geſtalt, Bildung und Wendung bekommen. In ſo ferne liegt auch etwas Charakteriſtiſches darinn, welches aber mehr für die **Begehrungskräfte** als für die **Erkenntnißkräfte** iſt. Es iſt noch dermalen nicht ſo vollſtändig, daß dabey die Theorie der Zeichen ſtatt der Theorie der Sache ſollte dienen können (§. 23.). Man weiß nämlich nur aus der Erfahrung, daß die redneriſchen Figuren theils die Sprache der Leidenſchaften ſind, theils auch Leidenſchaften erregen können, und daher ſind auch ihre Formeln nur aus der Erfahrung. So fern aber in der Conſtruction der Worte und der Wendung der Gedanken gewiſſe Harmonie, Ordnung, Wiederholung, Abwechslung ꝛc. ſeyn kann, welche theils dem Ohr, theils dem Verſtande gefällt, ſo ferne kann auch das Charakteriſtiſche in dieſen Figuren, und eben ſo auch in jeden redneriſchen und dichteriſchen Perioden wiſſenſchaftlicher werden.

§. 220. In ſo ferne die Sprache als ein Behältniß der Wahrheiten, und als ein Mittel zu ihrer Entdeckung angeſehen wird, kommen die Zwiſchenwörter wenig oder gar nicht in Betrachtung. Die Unterſuchung der Wahrheit fordert eine Stille des Gemüthes, welche bey Affecten nicht ſtatt findet, und ſelbſt die Liebe zur Wahrheit muß in ſo weit gemäßigt ſeyn, daß man dabey die Möglichkeit zu irren nicht vergeſſe. Die Figuren der Redener bleiben dabey mit den Interjectionen weg, weil die Wahrheit für den, der ſie ſucht, ohne ſolche Nebenzierrathen am kenntlichſten und ſchönſten iſt. Man wird daher in geometriſchen Schriften, dergleichen die Euclidiſchen ſind, von ſolchen Ausdrükken nichts finden, und Pythagoras und Archimedes, ſo ſehr ſie ihre Entdeckungen in der Meßkunſt freueten, haben ſie deſſen unerachtet in ihrer einfachen Geſtalt nicht als etwas Erfreuliches, ſondern als Wahrheit vorgetragen. Hingegen wird in andern Wiſſenſchaften ſehr oft das, was an dem Vollſtändigen der Wahrheit und an ihren Beweiſen fehlt, durch redneriſche Figuren, durch Affecten und Anathemata erſetzt.

§. 221. Da die Interjectionen theils Wirkungen, theils Ausdrücke der Affecten ſind, ſo haben ſie unſtreitig auch ihre Grade. Dieſe aber werden mehr in der Ausſprache und den damit verbundenen Geberden als in den Worten angezeigt. Die Wiederholung der Interjection wird am natürlichſten und gewöhnlichſten dazu gebraucht, weil ſie theils die Stärke, theils das Anhalten des Affectes anzeigt, und auch größtentheils eine Wirkung davon iſt. Man hat daher in den wirklichen Sprachen keinen Comparatiuum oder Superlatiuum für die Interjectionen, die nicht von abgeleiteter Bedeutung ſind; hingegen kommen die denſelben beygefügten Beywörter deſto häufiger im Superlatiuo zu

ſtehen, weil man im Affect die Sachen zu übertreiben gewohnt iſt.

§. 222. Es haben auch die Interjectionen, ſo fern ſie Ausdrücke der Affecten ſind, ihren Verſtand für ſich, und laſſen ſich daher auch ohne Zuziehung anderer Wörter gebrauchen. Daher regieren ſie eigentlich auch keine Fallendung. Indeſſen hat man doch zur Anrede die fünfte Fallendung oder den Vocatiuum in die Sprachen eingeführt, welcher aber von dem Nominatiuo mehrentheils nicht verſchieden iſt, und auch nicht nothwendig verſchieden ſeyn muß. In andern Fällen, und beſonders bey den Interjectionen von abgeleiteter Bedeutung, iſt entweder ein Zeitwort oder ein Vorwort dabey, oder darunter verſtanden, welches eine gewiſſe Fallendung erfordert: z. E. Wohl mir! Heil mir! fort mit dem! ꝛc. anſtatt: wohl ſeye mir ꝛc.

§. 223. Die dritte Claſſe der unveränderlichen Redetheile, welche die Zuwörter oder Aduerbia begreiſt, iſt ungemein weitläuftig, weil ſie bald alles enthält, was bey den Zeitwörtern und Nennwörtern von Beſtimmungen in den Sprachen zurücke geblieben. Die Sprachlehrer haben ſich die Mühe gegeben, ſie aus einander zu leſen, und ihrer Bedeutung und Gebrauche nach in beſondere Claſſen oder Arten einzutheilen, deren Anzahl ſich über dreyßig beläuft, und wenn man ſpecialer gehen will, noch leicht vergrößert werden kann. Wir haben im vorhergehenden ſchon angemerkt, daß die Umſtände des Ortes und der Zeit (§. 203. ſeqq.), imgleichen die genauere Beſtimmung der Grade (§. 187.) in den wirklichen Sprachen durch Aduerbia ausgedrückt werden, und daß dieſe den Abgang genugſamer Ableitungstheilchen bey den Zeitwörtern erſetzen (§. 158.). Dadurch erreicht nun wiederum die Sprache eine gewiſſe Kürze und Geſchmeidigkeit, und die Anzahl der Wurzelwörter wird durch die Aduerbia eben ſo, wie

durch

durch die Ableitungstheilchen, Hülfswörter und Beywörter (§. 162. 176.) merklich vermindert, weil ſie trennbare Beſtimmungen anzeigen, die man weglaſſen oder nach den Umſtänden wählen kann. Man kann ſie in dieſer Abſicht eben ſo, wie die Beywörter, mit den Coefficienten in der Algeber vergleichen (§. 176.). Der Unterſchied iſt nur, daß leztere ſich auf die Hauptwörter, die Aduerbia aber mehr auf die Zeitwörter beziehen.

§. 224. Die Zuwörter, welche die Umſtände der Zeit, des Ortes, die Grade, Zahl, Größe, Menge, Aehnlichkeit ꝛc. anzeigen, machen daher in den wirklichen Sprachen einen beträchtlichen Theil der ganzen Claſſe aus. Zu dieſen kommen ſodann noch diejenigen, welche die Umſtände des Redenden, ſeine Gedenkensart, die Beſchaffenheit der Rede ꝛc., und folglich ein **Fragen, Bejahen, Verneinen, Zweifeln, Ermahnen, Betheuren, Rufen, Antworten** ꝛc. anzeigen. Die größte Anzahl aber machen diejenigen aus, welche die **Beſchaffenheit** der Sache vorſtellen, und mehrentheils von Nennwörtern und Zeitwörtern abgeleitet ſind. So z. E. laſſen ſich im Deutſchen bald alle Beywörter als Aduerbia gebrauchen, indem man ſie indeclinabel nimmt. Ihre Bedeutung wird aber dadurch gleichſam von dem Hauptwort los, und dem Zeitwort anhängig gemacht. Der Unterſchied der Redensarten: **etwas mühſames verrichten**, und **etwas mühſam verrichten**, imgleichen eine deutliche Schrift leſen, und eine Schrift deutlich leſen ꝛc. macht es augenſcheinlich, daß Beywörter ſich auf die Sache, Zuwörter aber auf die Handlung beziehen, es ſey denn, daß ſie, ihrer eigenen Bedeutung nach, ſich auch auf den Thuenden oder auf die Sache oder auf beydes beziehen. Z. E. **Er hat mir erwünſcht geantwortet**, will ſagen, wie ich es

 wünſchte.

wünſchte. Man muß die Sache wiederum gut machen, will ſagen: die Sache wiederum in Gang bringen, zurecht machen, den Folgen ſteuren ꝛc. Ueberhaupt hat dieſe Aenderung der Bedeutung der Zuwörter etwas ganz ähnliches mit der von den Vorwörtern, wenn ſie zu Ableitungstheilchen werden (§. 216.).

§. 225. Ueberhaupt beziehen ſich die Zuwörter der Zeit und des Ortes, (Aduerbia temporis et loci) auf die Sache ſelbſt, welche geſchieht, oder von welcher die Rede iſt, und ſie ſind großentheils nur Abkürzungen weitläuftigerer Beſtimmungen, die man leicht findet, wenn man den Ort oder die Zeit benennt, und die Verhältniſſe durch Vorwörter ausdrückt. So z. E. kann man anſtatt hier, heute, rechts, bald, ꝛc. ſagen: an dieſem Ort, an dieſem Tag, auf den heutigen Tag, zur rechten Hand, in weniger Zeit, ꝛc.

§. 226. Hingegen können ſich die Zuwörter, welche die Grade, Größe, Zahl, Menge, Aehnlichkeit ꝛc. anzeigen, ſowohl auf die Handlung, als auf die Sache beziehen, ſo fern nämlich Handlung und Sache der Grade, Wiederholung, Vergleichung ꝛc. fähig ſind. Die meiſten Zuwörter, und beſonders die, ſo von Beywörtern gebildet werden, haben an ſich ſchon in den Sprachen ihren Comparatiuum und Superlatiuum, und die beſtimmtere Grade laſſen ſich durch eben die Mittel anzeigen, die wir oben in Anſehung der Beywörter angemerkt haben (§. 187. ſeqq.).

§. 227. So ferne die Zuwörter Beſtimmungen der Zeitwörter ſind, ſo fern ſind ſie auch Mittelbegriffe, die mit jeden andern Sprachtheilen in Verbindung ſtehen. Daher ſind ſie auch größtentheils von andern Wörtern abgeleitet, und ſelbſt die, welche Wurzelwörter ſind, dienen hinwiederum, andere Wörter daraus zu bilden.

Wir machen dieſe Anmerkung beſonders auch zum Behufe der deutſchen Sprache und der allgemeinen Sprachlehre überhaupt. Denn da die deutſche Sprache ſehr viele und ſehr allgemeine Mittel zur Ableitung und Bildung neuer Wörter hat, ſo lohnt es ſich der Mühe, in der oben ſchon öfters erwähnten Theorie derſelben die Sache ſo allgemein zu betrachten, daß die Verhältniſſe zwiſchen jeden Claſſen von Wörtern oder Redetheilen beſtimmt, und die Mittel aufgeſucht werden, jedes Wort durch alle durchzuführen, ſo viel es, theils die Sache ſelbſt, theils auch die Art der Sprache zuläßt. Dieſe letztere Bedingung fällt bey einer durchaus wiſſenſchaftlichen Sprache und der Theorie derſelben in ſo weit weg, als man dabey nicht auf Gewohnheit und Herkommen zu ſehen hat.

§. 228. So z. E. geben die Vorwörter ſowohl an ſich, als in ſo fern ſie Ableitungstheilchen ſind, eine gute Menge von Zuwörtern, welche zu Beſtimmung der Zeitwörter dienen können. Aus den Zeitwörtern laſſen ſich auf vielerley Arten Nennwörter bilden, denen ſolche Zuwörter, in die Form der Beywörter verwandelt, als Beſtimmungen zugeſetzt werden können. Hinwiederum laſſen ſich bald alle Beywörter in Zuwörter verwandeln, daher aus welchen Quellen jene hergeleitet werden, erlangt man dieſe zugleich mit, und dazu bieten ſowohl Zeitwörter als die Subſtantiua abſtracta häufige Anläße an. Man ſieht leicht, daß hierinn in Abſicht auf die Structur der Wörter viel Charakteriſtiſches, und in Abſicht auf die Art, wie ſie mit der Verwandlung ihre Bedeutung ändern, viel Metaphyſiſches liegt, wozu bey wirklichen Sprachen noch der Gebrauch kömmt, welcher zu dem Individualen und zugleich auch zu vielen Anomalien führt, und hingegen bey einer wiſſenſchaftlichen Sprache nach Regeln beſtimmt werden kann.

§. 229. Die letzte Claſſe der unveränderlichen Redetheile begreift die Conjunctionen oder **Bindwörter**. Ohne dieſe würde eine Rede aus lauter einzeln Sätzen beſtehen, und ohne allen Zuſammenhang ſeyn, oder wenigſtens zu ſeyn ſcheinen. Und wenn auch ſolche Sätze in behöriger Ordnung auf einander folgten, ſo wäre es immer der Einſicht des Leſers oder Zuhörers überlaſſen, ob er denſelben finden würde, oder auch finden könnte, weil in der That Vieldeutigkeiten dabey vorkommen können. Z. E. Man nehme die zween Sätze: **Ich bin nicht bey Cajo geweſen. Titius iſt bey mir geweſen**; ſo ſcheint einer von dem andern unabhängig, und jeder ein Stück von zwo ganz verſchiedenen Erzählungen zu ſeyn. Indeſſen können ſie auf vielfache Art zuſammenhängen. Der erſte kann ein **Anlaß** zum andern, der andere ein **Grund** des erſten, oder eine **Folge** davon ſeyn ꝛc. Die Conjunctionen: **denn, weil, aber**, ſo ꝛc. geben ſolche Unterſchiede an, und breiten den Zuſammenhang auf das vor- und nachgehende der Rede aus. Z. E. **Ich war nicht bey Cajo, denn Titius war bey mir**, will ſagen: Titius hat mich verhindert, oder hat es unnöthig gemacht. Eben ſo: **Ich war nicht bey Cajo, aber Titius war bey mir**, kann anzeigen, daß Titius erſetzt habe, was bey Cajo zu thun geweſen wäre, und hier können ſehr ſpeciale Verhältniſſe zum Grunde liegen, die ſich jedesmal aus den Umſtänden und der ganzen Rede vermittelſt ſolcher Conjunctionen gleichſam von ſelbſt angeben.

§. 230. Man ſieht aus dieſem Beyſpiele, daß die Bindwörter nicht Kleinigkeiten, ſondern Meiſterſtücke der Sprache ſind, weil ſie auf eine ſehr kurze Art einer Rede Verſtand, Beſtimmung und Zuſammenhang geben. Wir haben in der Dianoiologie (§. 300.) in einem ausführlichern Beyſpiele gewieſen, wie durch die

Bind-

Bindwörter eine Formel von trockenen Sätzen in eine fließende Ordnung und Verbindung gebracht wird, welches um deſto mehr hieher gehört, weil darinn eine gute Menge von Conjunctionen vorkommen, und einen weitläuftigen und verwickelten Umweg im Schließen in eine deutlichere Ordnung bringen. Ueberhaupt muß man, um ſie richtig zu gebrauchen, ihre Bedeutung wohl wiſſen, und den Zuſammenhang der Sache ſelbſt ſich deutlich vorſtellen, damit die Conjunctionen, die man zu gebrauchen hat, richtig gewählt, und nicht etwan durch unſchickliche Auswahl derſelben, der Verſtand der Rede verwirrt werde, oder anders ausfalle, als er ſeyn ſolle. Denn allerdings geſchieht dieſes, es ſey, daß man Gründe mit Folgen, zuſammengehörende Begriffe mit einander zuwider laufenden, Anmerkungen mit Schlüſſen ꝛc. verwechſele, oder ſie durch unſchickliche und ganz was anders bedeutende Bindwörter vorſtelle. Da ferner die Bindwörter viele Säze und Redensarten zuſammenhängen, ſo können allerdings dadurch die Perioden der Rede ſehr verlängert werden, und man findet auch Schriften, worinn dieſes ohne Nothwendigkeit geſchieht. Vielleicht, um dieſen Fehler zu vermeiden, haben andere Schriftſteller die ächte Schönheit und Deutlichkeit der Rede in kurzen Säßen geſucht, und daher bald alle Bindwörter weggelaſſen, aber zugleich auch den Zuſammenhang der Rede entkräftet, und öfters vieldeutig und räthſelhaft gemacht. Noch andere haben, ſtatt Bindwörter zu gebrauchen, oder die Lücken des Zuſammenhangs auszufüllen, ſchlechthin Striche — und Punkte .... eingeführt, die allerdings in gewiſſen Fällen ihren Nachdruck und Bedeutung haben, durch unſchickliche Nachahmung aber leicht verkehrt und ohne Grund gebraucht werden.

§. 231. Die Sprachlehrer haben ſich auch in Anſehung der Conjunctionen Mühe gegeben, ſie in gewiſſe

Claſſen einzutheilen, und den Grund zu der Eintheilung von ihrer Bedeutung hergenommen. Daher ſind die verknüpfende, zuwiderlaufende, verurſachende, ausſchließende, entgegenſetzende, bedingende, fortſetzende, abzwackende, zugebende, folgernde, aufklärende, ordnende ꝛc. Bindwörter mit dieſen beſondern Namen benennt worden. Sie laſſen ſich aber noch in mehrern andern Abſichten eintheilen, und beſonders kommen hiebey die Grade vor, wie weit ſie den Zuſammenhang und Verbindung über die Rede ausdehnen. Denn da giebt es ſolche, die bey einzeln Wörtern anfangen, und ebenfalls auch auf Sätze und ganze Perioden gehen. Dergleichen ſind die Bindwörter und, auch, imgleichen, ebenfalls, oder, entweder, ſowohl, als, ꝛc. Andere gehen nicht auf einzelne Wörter, ſondern nur auf Sätze, und Perioden. Z. E. weil, demnach, ſo, denn, auf daß, damit, ferner, folglich, daher, obſchon, daferne ꝛc.

§. 232. Ferner laſſen ſie ſich in Abſicht auf die Structur der Rede eintheilen. Denn einige dienen zum Anfange, und dieſe fordern faſt nothwendig andere zum Zuſammenhängen und Schließen. Z. E. auf: da, da nun, demnach, weil, wenn ꝛc. folgt: ſo; auf zwar folgt aber; auf obſchon, obwohl ꝛc. folgt doch, dennoch, ꝛc. Andere können zur Fortſetzung gebraucht werden, dergleichen ſind: denn, damit, auf daß, weil, nämlich ꝛc. Man ſieht leicht, daß ſich hiebey ganze Formeln von Redensarten und Perioden gedenken laſſen, dergleichen man auch wirklich in verſchiedenen Anweiſungen zur Redekunſt vorgeſchrieben findet. Sie dienen aber daſelbſt weiter nicht, als daß ſie den Anfängern die Mannichfaltigkeit in dem Schwunge der Perioden als bloße Möglichkeiten zeigen, weil man nicht die Gedanken nach den Perioden

richten,

richten, ſondern dieſe ſich nur in ſo ferne bekannt machen muß, daß man ſie, wo ſie ſchicklich ſind, ungeſucht gebrauchen könne.

§. 233. In Anſehung des Charakteriſtiſchen ſind die Conjunctionen entweder Wurzelwörter oder abgeleitet und zuſammengeſetzt. Und hierinn kommen die wirklichen Sprachen nicht überein. Im Deutſchen ſcheinen: **und, auch, ſo, als, oder, wenn, wo, wie, aber, weder, noch, doch, ſonſt, ob, denn, weil, daß, da, nun,** ꝛc. Wurzelwörter zu ſeyn. Die Lateiner haben noch die verneinende ne, nec, quin, ꝛc. die wir im Deutſchen zuſammenſetzen, ſo wie ſie hingegen das deutſche **auch,** durch etiam, quoque, ꝛc. geben. Die abgeleiteten oder zuſammengeſetzten Bindwörter, beſonders wenn ſie von andern Redetheilen herkommen, ändern gewiſſermaßen ihre Bedeutung, und öfters ſind es Abkürzungen von Redensarten. Z. E. das Bindwort **daher,** welches an ſich eine Verhältniß des Ortes anzeigt, wird metaphoriſch und wegen Aehnlichkeit des Eindruckes auf die Gründe und Schlußfolgen gezogen; als ein Bindwort aber iſt es eine Abkürzung der Redensart: **daher kömmt, daß** ꝛc. Das Bindwort **damit,** welches auf Mittel und Abſichten geht, behält noch etwas von dem Vorworte **mit,** aus welchem es abgeleitet iſt. Das Bindwort **deswegen** oder **derowegen, derohalben,** hat wie im Lateiniſchen quapropter, propterea, faſt ganz ſeine natürliche und urſprüngliche Bedeutung, weil propter, **wegen,** an ſich auch eine Praepoſitio cauſſalis iſt. (§. 213.). Man wird in den Bindwörtern: **ebenfalls, desgleichen, dazu, außerdem, ungeachtet, hingegen, folglich, demnach, obſchon, nachdem, indeſſen, inzwiſchen, unterweilen, mitlerweilen, ferner, weiter, übrigens, zwar,** ꝛc. ähnliche Spuren der Ableitung und Abkürzung finden.

§. 234.

§. 234. Die Bindwörter ſind überhaupt in Abſicht auf die Sprache eben das, was die Zeichen + — · : in der Algeber ſind. Denn ungeacht dieſe Zeichen auch wirkliche Operationen vorſtellen, wenn man auf das Practiſche ſieht, ſo zeigen ſie doch, theoretiſch genommen, bloße Verhältniſſe, Verbindungen und Zuſammenhang der Größen an, auf welche ſie ſich beziehen. Beſonders iſt das Zeichen + eben das, was das Bindwörtgen **und**, weil die Redensart: 4 **und** 5, algebraiſch 4 + 5 gezeichnet wird.

§. 235. Es giebt ferner in der Sprache eine Claſſe von Wörtern, die mit den Conjunctionen vieles gemein haben. Dahin rechnen wir die Pronomina relatiua oder **beziehende Fürwörter**: **derſelbe** und **welcher**, und in gewiſſen Fällen auch die Artikel oder Geſchlechtswörter, **der**, und ſo auch **dieſer**, **ſolcher**, ꝛc. Das Beziehende darinn hat etwas mit den Conjunctionen gemein, und nur das beſonders, daß es vornehmlich auf die Hauptwörter geht, ſtatt deren man ſolche Fürwörter gebraucht, um ſie nicht ſo oft zu wiederholen. Dieſes Beziehende zeigt ſich am deutlichſten, wenn eine neue Periode oder Redensart mit ſolchen Fürwörtern angefangen wird. Hingegen haben dieſelben von den Conjunctionen das verſchieden, daß ſie ſich wie die Beywörter, ſowohl dem Geſchlechte als den Fallendungen nach, abändern laſſen.

§. 236. Sodann kommen unter den Zuwörtern auch einige vor, die eine Beziehung auf das Vorhergehende anzeigen. Dergleichen ſind die Wörter: **damals**, **alsdann**, **dort**, **dorthin**, **daſelbſt**, ꝛc. womit auch öfters neue Sätze angefangen, und mit den vorhergehenden zugleich verbunden werden, weil ſie ſich auf beſondere Umſtände beziehen.

§. 237. Die Conjunctionen geben überhaupt den Geſichtspunkt an, aus welchem ein Satz in Abſicht auf

die

die vorhergehenden und folgenden muß betrachtet werden, ob er ein Grund, Beweis, Folge, Erläuterung, Ausnahme, Hinderniß, Nebenumſtand, Zuſatz, Mittelglied zum Schluſſe, Einwurf, Gegenſatz, Fortſetzung, Anmerkung, Abſicht, Endzweck, Bedingung, Trennung, Verknüpfung, Vergleichung, Zuſammenfaſſung, Einräumung, Umſtoßung oder Vereitelung des Einwurfs oder Hinderniſſes ꝛc. ſey. Dieſe Verhältnißbegriffe des Zuſammenhanges der Rede, werden durch die Bindwörter größtentheils als durch abgekürzte Ausdrücke angezeigt. Denn da wir ſie hier durch Abſtracta ausdrücken, ſo iſt es auch möglich, den Begriff einer jeden Conjunction, wodurch Sätze verbunden werden, durch dieſe Abſtracta anzuzeigen, oder ſie durch Redensarten zu geben, worinn höchſtens nur die vorhin (§. 235.) erwähnten Beziehungsfürwörter vorkommen. So haben die Mathematiker für ihre Sätze beſondere Namen, die ihnen ſtatt der Conjunctionen dienen, z. E. Erklärung, Grundſatz, Foderung, Lehrſatz, Lehnſatz, Beweis, Zuſatz, Erfahrungsſatz, Aufgabe, Auflöſung, Anmerkung. Dieſe Namen zeigen ſowohl, was der Satz iſt, als auch wozu er dient, woher er genommen iſt, in welcher Verbindung er mit den vorhergehenden oder folgenden ſtehe, was zu ſeinem Behufe erfordert werde ꝛc.

§. 238. Da ferner die Bindwörter ſich auf den Zuſammenhang der Rede beziehen, ſo iſt leicht zu begreifen, daß ſie überhaupt auch der Rede eine andere Conſtruction geben, wie wir es bereits ſchon (§. 231. 232.) zum Theil angemerkt haben. So z. E. ſind: **denn und weil**, Bindwörter, die den Grund anzeigen, aber jedes fordert eine ihm eigene Conſtruction und Ordnung der Wörter. Letzteres läßt zu, daß man den Grund vor oder nach dem Gegründeten ſetzt; erſteres

aber

aber ſetzt das Gegründete voraus, und fängt eine neue Periode an. Die Bindwörter: **daß, auf daß, damit, wenn nur,** ziehen faſt immer einen Coniunctiuum des Zeitwortes nach ſich, auf welches ſie ſich beziehen, und dieſe Abwandlungsart der Zeitwörter ſcheint den Conjunctionen zugefallen in den Sprachen zu ſeyn, welche nicht eine ausdrückliche Anzeige angeben, ſondern ſich aufs ungewiſſe, unbeſtimmte, bedingte, ꝛc. beziehen. Der Unterſchied der Ausdrücke: **wenn dieſes iſt, wenn dieſes wäre,** ingleichem: **ich weiß, daß es geſchieht; ich will, wünſche, hoffe, ꝛc. daß es geſchehe,** und mehrer anderer, zeigt das Gewiſſere des Indicatiui, und das Ungewiſſere des Coniunctiui, einigermaßen an. Man ſehe auch (§. 148.). Uebrigens da überhaupt die Bindwörter die ſchwerſte Claſſe der Redetheile ſind (§. 230.), und überdieß in den Sprachen die Modi der Zeitwörter nicht immer ſo genau genommen werden, ſo iſt ſich nicht zu verwundern, wenn in den wirklichen Sprachen Anomalien vorkommen, die das Charakteriſtiſche, ſo bey den Conjunctionen ſeyn könnte, mehr oder minder verwirren.

§. 239. Die mögliche Anzahl der Bindwörter ſollte ſich durch eine genaue Eintheilung und Abzählung der Verhältnißbegriffe des Zuſammenhangs der Rede beſtimmen laſſen. Von dieſen Verhältnißbegriffen haben wir bereits (§. 237.) eine gute Menge angeführt, die ſich durch Abſtracta ausdrücken laſſen. Es giebt aber deren mehrere, zu welchen die Sprachen noch keine ſolche abſtracte Hauptwörter haben, und die folglich durch Redensarten müſſen definirt werden. Z. E. das Bindwort **übrigens** ſcheint von dieſer Art zu ſeyn. Es zeigt theils etwas, das man noch nachholet, theils etwas, ſo gleichſam zum Ueberfluſſe noch beygefügt wird, theils ein Zuſammennehmen, theils ein Abſtrahiren von ausgelaſſenen oder auch angeführten Betrachtungen an,

und

und ändert dieſe Bedeutungen nach der Beſchaffenheit der Sache, welche gemeiniglich, mit dem Begriffe des Bindworts verglichen, den Begriff des Zuſammenhangs der Rede näher beſtimmt, und individual macht.

§. 240. Da die Bindwörter durch Subſtantiua abſtracta definirt werden, ſo läßt ſich von denſelben eben das anmerken, was wir oben von dieſen abſtracten Hauptwörtern angemerkt haben (§. 138. ſeqq. 175. 201. 202.). Eine gelehrte Sprache muß derſelben mehr haben, die größere Mannichfaltigkeit und Anzahl von beyden Arten erleichtert die Mittel, ſie zu definiren, und ihr Umfang hat etwas Unbeſtimmtes, welches ſich nach den Fällen richtet, worinn ſie gebraucht werden. Daß die Bindwörter beſonders zu einer gelehrten Sprache nothwendig ſind, iſt auch daraus klar, daß ſie Begriffe des Zuſammenhanges der Rede vorſtellen, welcher in der gelehrten oder wiſſenſchaftlichen Erkenntniß die Grundlage und der Anfang und das Ende iſt. Die Bindwörter gehören demnach unter allen Sprachtheilen am unmittelbarſten zum Gebiete der Vernunft, und ſind im eigentlichſten Verſtande das Werk dieſer Erkenntnißkraft, ſowohl in Abſicht auf ihren Urſprung als in Abſicht auf ihren richtigen Gebrauch. Denn da die übrigen Wörter nur an ſich vorſtellen, was man ſagen will, ſo breiten die Bindwörter Licht und Ordnung auf den ganzen Zuſammenhang der Rede aus, und zeigen, wie das, ſo man jedesmal ſagt, zu dem Vorhergehenden und Folgenden diene, und wie alles zuſammengehöre. Die Fragen: **Was hat das hiebey zu thun? Wie ſchickt ſich das hieher? Wie reimt es ſich mit dem Vorhergehenden?** zeigen ungefähr die Fälle an, wo Bindwörter und Zuſammenhang gar nicht oder unſchicklich gebraucht werden, und wo man die vorhin (§. 237.) angegebenen Begriffe verwechſelt und übel

anwen

anwendet, oder wenigſtens den Schein von dieſen Fehlern veranlaßt.

§. 241. Das Geſetz der Einbildungskraft, vermög deſſen uns vorhin gehabte Vorſtellungen bey Anlaß der gegenwärtigen wieder in Sinn kommen, wenn dieſe ein Theil davon ſind, oder auch nur etwas Aehnliches und Gemeinſames haben, kann uns allerdings oft verleiten, Dinge zuſammenzubringen, die weiter keinen Zuſammenhang unter ſich haben, als daß ſie uns zugleich oder gelegentlich in Sinn kommen. Das franzöſiſche à propos iſt das Bindwörtgen, oder, beſſer zu ſagen, das **Flickwort**, welches einen ſo gelegentlichen Zuſammenhang oder vielmehr Unterbrechung und Wendung der Rede anzeigt, oder ſtatt deſſen wir durch gleichgeltende Redensarten die Zuhörer oder Leſer errinnern, daß das, ſo wir ſagen wollen, weder einen logiſchen noch metaphyſiſchen Zuſammenhang mit dem vorhergehenden habe, ſondern uns nur bey Anlaß deſſelben in Sinn komme. Durch ſolche à propos iſt es leicht möglich, daß in Unterredungen, wo man keinen vorgeſetzten Gegenſtand hat, unvermerkt die ganze Welt durch die Muſterung geht, und zuletzt gefragt wird, wo das Geſpräch angefangen habe?

§. 242. Hingegen wo man ſich im Reden und Schreiben vorſetzt, den Gegenſtand nicht aus dem Geſichte zu verlieren, da werden ſolche à propos ſeltener. Man abſtrahirt von den gelegentlich beyfallenden Gedanken, und wählt und ſucht diejenigen, die zum Zuſammenhange gehören. Die Mathematiker, die hierinn am ſtrengſten verfahren, haben ihre ſo genannten Scholia zu ſolchen Ruheplätzen gemacht, wo ſie die durch die Theorie der Sache veranlaßte Anmerkungen anbringen. Größere Abweichungen von der Hauptſache werden Digreſſionen, und wenn ſie fehlerhaft ſind,

wirkliche

wirkliche Ausſchweifungen genennt, beſonders wo der Leitfaden darüber ganz verloren geht.

§. 243. Da ſich die Conjunctionen nicht auf einzelne Begriffe von Dingen, Handlungen, Eigenſchaften, ꝛc. ſondern auf die Verbindung derſelben und den Zuſammenhang der Rede erſtrecken, und daher logiſche und metaphyſiſche Verhältnißbegriffe vorſtellen, ſo wird ihre Bedeutung und Umfang auch ſchwerer und ſpäter erlernt, und man muß ſich den Zuſammenhang der Gedanken in allen Abſichten und nach allen Modificationen wohl bekannt gemacht haben, wenn man ſie richtig gebrauchen und die Misbräuche beſtimmen und ausbeſſern will. Sie ſind an ſich ſchon ein Werk der Vernunft, und vor dem Gebrauche oder Reiſigkeit dieſes Erkenntnißvermögens werden ſie höchſtens nur auf eine abgelernte Art gebraucht, und es iſt gut, wenn es aus Büchern geſchieht, worinn ſie richtig und in ihrem wahren Nachdrucke vorkommen. Die ſtrengſte Methode der Mathematiker bindet ſich an das Unbeſtimmte in den Conjunctionen nicht, ſondern hat außer den vorhin (§. 237.) ſchon erwähnten Namen, noch andere Redensarten, wodurch das Beziehende der Conjunctionen, ohne Gefahr zu irren, richtiger erhalten wird. Das Citiren der §. §. und Sätze, die in den Beweiſen gebraucht werden, leitet den Leſer auf die beſtimmteſte Art dahin, wo er dieſe Sätze bewieſen, erklärt, oder in ihrer wahren Geſtalt vorgeſtellt findet. Die Ausdrücke: **Vermög der Bedingung, vermög der Conſtruction, vermög des Erwieſenen, welches der Bedingung zuwider,** ꝛc. zeigen dem Leſer ebenfalls, woher die Gewißheit des Beweiſes kömmt. Und die Schlußformeln: **Welches zu erweiſen war, welches zu thun war, welches zu finden war,** ꝛc. zeigen, daß der Beweis oder die Auflöſung nunmehr zu Ende ſey. Dadurch werden viele Conjunctionen über-

flüßig, die lange nicht ſo beſtimmte Bedeutungen hätten, wenn man ſie dafür gebrauchen wollte, und überdieß würde man in Abſicht auf das Beziehende mit den in der Sprache üblichen Conjunctionen nicht ganz ausreichen.

§. 244. Da die Conjunctionen auf den Zuſammenhang der Rede gehen, ſo erſtrecken ſie ſich öfters vorwärts und nachwärts durch viele Perioden durch. So z. E. kann das Bindwörtgen **daher**, oder **demnach**, eine ſehr lange Folge von einer ebenfalls ſehr langen und ausführlichen Betrachtung nach ſich ziehen. Die Bedingungswörter **wenn**, **woferne**, ꝛc. erſtrecken ſich ebenfalls auf alles, was die Bedingung begreift, und was vermög derſelben geſagt wird. Die Bindwörter: **denn**, **weil**, ꝛc. dehnen ſich auf den ganzen Zuſammenhang des Beweiſes und des Bewieſenen aus, und der Beweis, wenn er disjunctiv oder dilemmatiſch iſt, kann ſich durch das: **entweder**, **oder**, in Aeſte zertheilen, die noch alle ſich auf das erſte **denn** beziehen. Und noch weitläuftiger wird es, wo man Betrachtungen, Gründe, Beweggründe ꝛc. aufhäufen, und durch die Coniunctiones ordinatiuas, **erſtlich**, **ſodann**, **ferner**, **wiederum**, **desgleichen auch**, **endlich** ꝛc. als zuſammengehörend vorſtellen muß. Bey einem noch weitläuftigern Zuſammenhang reichen theils die Bindwörter nicht mehr zu, theils iſt es gut, wenn man, um die Verwirrung zu vermeiden, den Zuſammenhang und wie weit man jedesmal darinn gekommen, durch ausdrücklich dazu dienende Anmerkungen anzeigt, dergleichen bey dem Uebergang von einem Theile zum andern die Tranſitionen ſind, worinn man auch öfters alle vorhergehende einzele Stücke kurz wiederum zuſammenfaßt, um das noch Rückſtändige durch die Betrachtung des Ganzen deutlich vorzuſtellen.

§. 245. Man hat in den wirklichen Sprachen durch die Structur der Rede anzuzeigen geſucht, wie weit eine jede Conjunction ſich vor und nachwärts ausdehne, und dieſes bey kürzern Ausdehnungen noch ziemlich erhalten. Bey längern muß die Betrachtung der Sache ſelbſt dieſer charakteriſtiſchen Vorſtellung des Zuſammenhanges nachhelfen und ſeinen Umfang beſtimmen. Die ſyntactiſche Regel, daß die Bindwörter: **und, auch, ſowohl: als, gleichwie: ſo auch, entweder: oder, weder: noch, zwar: aber, nicht: ſondern, obſchon: doch,** ꝛc. ſo viel es die Sache leidet, in den Redensarten und Theilchen der Perioden eine ähnliche Conſtruction erfordern, findet ſich in allen Sprachlehren. Daß dieſe Conſtruction viel Charakteriſtiſches habe, und in allgemeinen Formeln vorgeſtellt werden könne, haben wir bereits oben (§. 232.) errinnert, und eben ſo auch (§. 238.) die Verhältniß zwiſchen dem Coniunctiuo der Zeitwörter und den Conjunctionen, die ihn nach ſich ziehen, kürzlich berührt, zugleich aber auch angemerkt, daß die wirklichen Sprachen hierinn noch charakteriſtiſcher ſeyn könnten.

Siebentes Hauptſtück.

Von der Wortforſchung.

§. 247.

Bisher haben wir die einzelnen Redetheile nach ihren Hauptclaſſen betrachtet, und dabey das Willkührliche von dem, was in der That Nothwendiges und Metaphyſiſches darinn iſt, unterſchieden, und zugleich auch mit angemerkt, was in verſchiedenen Abſichten zu mehrerer Vollkommenheit der Sprachen, und beſonders auch der deutſchen, als möglich zurückbleibt. Wir werden nun die Verwandſchaft der Wörter aus den verſchiedenen Claſſen der Redetheile etwas näher betrachten, um die Möglichkeiten der Ableitung eines Wortes aus dem andern, und überhaupt die Bildung neuer Wörter, genauer unterſuchen. Und hiebey werden uns wirkliche und mögliche Sprachen aus den anfangs ſchon angezeigten Gründen (§. 72.) großentheils gleichgültig ſeyn.

§. 248. Es iſt nicht wohl anders möglich, als daß man bey Einführung einer durchaus neuen Sprache Wurzelwörter aus allen Claſſen der Redetheile annehme, um die Ableitung jeder übrigen Wörter kürzer und leichter zu machen, und der Sprache zugleich jede Vollſtändigkeit und die Möglichkeit der Vorſtellung jeden Zuſammenhanges zu geben. Die Vollſtändigkeit muß über dieß nicht nur ſo weit reichen, daß man jeden Gedanken nur etwan auf eine einzige Art vorſtellen könne, ſondern dieſes muß auf mehrere Arten möglich ſeyn, weil gleichgeltende Ausdrücke und Redensarten einander gleichſam zur Probe dienen, und das Wankende in der Bedeutung der Wörter dadurch großentheils und leich-

ter vermieden wird, als wenn man in zweifelhaften Fällen immer die Sache ſelbſt wieder vorzeigen müßte, wie es etwan bey dem Urſprung der Sprachen geſchehen. In dieſer Abſicht iſt demnach eine Sprache viel vollkommener, wenn ſie Stoff genug hat, jede Ausdrücke und Redensarten auf mehrere Arten mit gleichgeltenden zu verwechſeln, (§. 136. Dianoiol.). Auch das Definiren der Wörter und Begriffe wird dadurch erleichtert, und dieſes iſt beſonders bey ſolchen Wörtern wichtig, deren Bedeutung, der Natur der Sache nach, von unbeſtimmtem Umfange iſt, weil dieſer an jedem Orte durch Zuziehung der beſtimmenden Wörter feſtgeſetzt werden kann, (§. 141.).

§. 249. In dieſer Abſicht finden wir in den wirklichen Sprachen ganze Claſſen von Redetheilen, die auf eine ſchlechthin charakteriſtiſche Art Abkürzungen weitläuftigerer Ausdrücke ſind, und zu deren Erklärung und Beſtimmung dieſe letztere können gebraucht werden. Hieher gehören überhaupt die **Mittelwörter** oder Participia, weil man ſtatt derſelben durch eine bloß grammatiſche Verwandlung immer eine gleichgeltende Redensart oder Umſchreibung gebrauchen kann. Man iſt auch zu dieſer Umſchreibung gleichſam genöthigt, wo man aus einer Sprache in eine andere überſetzt, welche nicht alle Arten von Mittelwörtern der erſten hat, wie z. E. aus dem Griechiſchen ins Lateiniſche oder Deutſche. Man wird eben ſo aus dem §. 237. ſehen, daß ſehr viele **Bindwörter** nur abgekürzte Ausdrücke von Redensarten ſind, durch welche die Art des Zuſammenhanges der Rede umſtändlicher oder umſchreibungsweiſe angezeigt werden kann.

§. 250. Die **Zuwörter** oder Aduerbia ſind ebenfalls auf eine minder nothwendige Art Wurzelwörter, weil ſie faſt alle von andern Redetheilen, z. E. von Vorwörtern und Beywörtern, abgeleitet werden können,

 (§. 224.

(§. 224. 225.). Hingegen ſcheinen viele Interjectionen um deſto natürlicher und nothwendiger Wurzelwörter zu ſeyn, weil ſie natürliche Wirkungen der Affecten ſind (§. 218.). Aber noch ungleich nothwendiger ſcheinen die Vorwörter unter die Wurzelwörter zu gehören. Denn ſie drücken ſehr einfache Verhältniſſe des Orts, der Zeit, der Lage, der Urſache und Wirkung aus (§. 212.), und die Begriffe dieſer Verhältniſſe ſind allerdings von den Begriffen der Handlungen und Dinge ſelbſt, durchaus verſchieden. Und da die urſprüngliche Bedeutung der Vorwörter Verhältniſſe der Körperwelt vorſtellen, deren Empfindung man immer wieder damit verbinden kann, ſo iſt auch dieſes ein Grund mit, warum ſie allerdings unter die erſten Wörter oder zu der Grundlage einer Sprache gehören, weil ſich bey dem erſten Urſprung der Sprachen keine andere Wurzelwörter gedenken laſſen, als ſolche, deren Bedeutung durch Vorzeigung der Sache ſelbſt konnte bekannt gemacht werden. Denn die Bedeutung eines Wurzelwortes iſt von der Bedeutung jeder andern Wörter unabhängig, weil es eben dadurch ein Wurzelwort iſt. Man kann noch mit anmerken, daß die Bedeutung der Vorwörter ſich auch dermalen noch nicht wohl anders als durch die Darſtellung der Sache ſelbſt kenntlich machen läßt.

§. 251. Dieſe Bedingung, daß die Wurzelwörter urſprünglich ſolche Dinge anzeigen müſſen, die in die Sinnen fallen, ſchleußt die meiſten Bindwörter aus, und beſonders diejenigen, welche abſtractere Beſtimmungsbegriffe des Zuſammenhangs der Rede vorſtellen. Wir haben daher bereits (§. 233.) angemerkt, daß ſolche Bindwörter theils metaphoriſch, theils abgeleitet, theils auch Abkürzungen ſind. So z. E. ſcheint im Deutſchen das Bindwort wenn anfänglich nur eine Bedingung der Zeit, nachgehends aber, wegen Aehnlichkeit des Eindruckes, jede andere Bedingung angezeigt

zeigt zu haben. Eben dieſes läßt ſich auch von dem Bindwort wo oder woferne anmerken. Ob die Bindwörter denn, daß, anfangs nur Geſchlechtswörter waren, bey ſchicklichen Anläßen aber allgemeiner und zu Bindwörtern gemacht worden, läßt ſich nicht wohl erörtern. Man findet Verwandlungen der Bedeutung in den Sprachen, die noch ungleich härter ſind, und dieſe glaublich machen. Uebrigens läßt ſich leicht erachten, daß die erſten Urheber der Sprachen ſich anfangs mit der Möglichkeit, einzelne Sätze vorzuſtellen, begnügen mußten, und erſt nach und nach an ihre Verbindung gedenken konnten. Denn die Bindwörter ſind ohnehin ein Gegenſtand und Werk der Vernunft und der abſtracten Erkenntniß. Die Sprachen aber mußten nothwendig bey den Sinnen anfangen. Auf dieſe Art aber konnte z. E. das Bindwort und, welches unſtreitig unter die erſten gehört, anfangs nicht wohl anders als zum Zuſammenzählen einzelner Dinge, und etwan als ein Flickwort zum Fortſetzen der Rede gebraucht werden, ungeacht der Gebrauch deſſelben nunmehr vielfacher und allgemeiner iſt.

§. 252. Am nothwendigſten aber mußten die Begriffe der Handlungen und Subſtanzen und ihrer Eigenſchaften mit Wurzelwörtern benennt werden, und beſonders diejenigen, die oft als eben dieſelben wieder vorkamen, weil eben dadurch auch der Anlaß, davon zu reden, öfterer wurde. Die Schicklichkeit, die die Natur ſelbſt anboth, dieſe erſte Grundlage der Sprache ſehr unveränderlich und kenntlich zu machen, haben wir bereits oben (§. 121.) angezeigt, und werden ſie im Folgenden beſonders betrachten, weil die Wörter, deren Bedeutung durch die Natur der Sache ſelbſt beſtimmt und kenntlich iſt, gleichſam zum Maaßſtabe und Richtſchnur jeder übrigen dienen.

§. 253. Wir haben ferner ebenfalls angemerkt (§. 126.), daß die Sprachen viel zu weitläuftig geworden wären, wenn man nicht Mittel gefunden hätte, die Anzahl der Wurzelwörter auf mehrerley Arten geringer zu machen, wodurch aus einem einzigen Wurzelwort eine ganze Claſſe von Wörtern zugleich und auf eine faſt bloß charakteriſtiſche Art gebildet werden kann (§. 130.). Zu dieſen Mitteln gehören die Zuſammenſetzung, die Ableitung, die Abänderung und Abwandlung (§. 126.). Die Etymologie oder die Wortforſchung iſt derjenige Theil der Sprachlehre, worinn die Wörter auf dieſe Art betrachtet werden, ungeacht in den Sprachlehren der wirklichen Sprachen größtentheils nur die Lehre von der Abänderung und Abwandlung der Nennwörter und Zeitwörter und ihrer Anomalien vorkömmt, und hingegen die Ausforſchung der Wurzelwörter und der Bedeutung jeder Ableitungsart den Criticis und Philologen überlaſſen wird.

§. 254. Die Urſache hievon iſt, weil die Sprachlehren faſt alle nur für Anfänger geſchrieben werden, und überdieß in den wirklichen Sprachen in der Ableitung der Wörter, ſowohl der Form als der Bedeutung nach, das Metaphyſiſche mit dem Willkührlichen gar zu ſehr untermengt iſt, und unſtreitig viele Wurzelwörter, nebſt ihrer urſprünglichen Geſtalt und Bedeutung, in Vergeſſenheit gekommen. Dieſe Verwirrung und Unvollſtändigkeit machen den wichtigern Theil der Etymologie bey den wirklichen Sprachen ſehr ſchwer, und ihre Regeln von der Beſtimmung der Bedeutung abgeleiteter Wörter aus der Ableitungsart, in einem gewiſſen Grade unzuverläßig, ſo daß man ſie in vielen Fällen höchſtens nur als einen Anlaß zum Vermuthen anſehen kann, die aus der Ableitungsart beſtimmte Bedeutung des Wortes möchte mit der wirklichen übereinkommen, oder wenigſtens zu ihrer Erfindung den

Weg

Weg bahnen. Wir haben einige Gründe hievon bereits oben (§. 112.) kurz angezeigt, und werden nun die verſchiedenen Fälle, die in den wirklichen Sprachen vorkommen, etwas näher betrachten, weil die Urſachen, die in die Bedeutung abgeleiteter Wörter einen Einfluß haben, nothwendig müſſen unterſchieden werden, damit man wiſſe, was einer jeden zuzuſchreiben iſt, und wie ferne man auf die Etymologie bauen könne, zumal da dieſer Theil der Sprachlehre in ſehr ungleicher Achtung iſt.

§. 255. So viel iſt überhaupt unſtreitig, daß die Etymologie der Wörter dem Gedächtniß große Erleichterung giebt, weil ohne dieſelbe alle Wörter der Sprache als von einander unabhängig müßten angeſehen werden. Dieſes wäre aber der Abſicht und Vollkommenheit der Sprache zuwider, weil die Anzahl der Wurzelwörter darinn ſo geringe, als möglich iſt, ſeyn ſolle. In dieſer Abſicht wäre demnach zu wünſchen, daß nicht nur die Wurzelwörter einer Sprache, nebſt ihrer urſprünglichen Bedeutung, durchaus bekannt wäre, ſondern auch die daraus abgeleiteten und zuſammengeſetzten Wörter eine ihrer Ableitung und Zuſammenſetzung gemäße Bedeutung erhalten hätten.

§. 256. An dieſen beyden Stücken aber fehlt in den wirklichen Sprachen viel. Denn einmal kann man nicht ſagen, daß man in denſelben alle Wurzelwörter nebſt ihrer urſprünglichen Bedeutung und Geſtalt wüßte. Und daher entſteht die Aufgabe, wie man aus den noch vorhandenen abgeleiteten Wörtern die urſprüngliche Geſtalt und Bedeutung der Wurzelwörter, daraus ſie entſtanden ſind, finden ſolle? Jede Sprache hat hierinn etwas eigenes. Beſonders aber läßt ſich zum Behufe der deutſchen Sprache anmerken, daß ſie in Provinzen, wo man an ihre Ausbeſſerung noch wenig gedacht, und wo nicht die Einkehr fremder

Völker zur Aenderung der Sprache beygetragen, die urſprüngliche Bedeutung der Wörter unveränderter geblieben. Ein Wort iſt dadurch, daß es ein Provinzialwort iſt, von dem Bürgerrecht in der Sprache noch nicht unmittelbar ausgeſchloſſen, und wird daſſelbe verdienen, wenn es überhaupt deutſch klingend, vom Pöbelhaften frey, von beſtimmter und eigener Bedeutung, und zu Ableitung noch mehrerer Wörter geſchickt iſt. Es wird noch um deſto ehender taugen, wenn man bereits abgeleitete Wörter davon in der Sprache hat, wovon wir oben (§. 161.) Beyſpiele angezeigt haben.

§. 257. Ueberdieß kann ein Wurzelwort ſowohl in ſeiner eigenen als in metaphoriſcher Bedeutung genommen, zur Ableitung anderer Wörter dienen, und ſelbſt die abgeleiteten Wörter können in einer Sprache unvermerkt durch mehrere Metaphern durchgeführt werden. Und damit geht es noch immer leichter, ſo oft dieſe Mittelſtuffen auf die Natur der Sache gegründet ſind. Denn auf dieſe Art läßt ſich etwan eine aus der andern wieder finden, wiewohl man auch dabey gleichſam genöthigt iſt, durch Beyſpiele und Autoritäten zu beweiſen, daß man ſich nicht geirret habe. Hingegen wo das abgeleitete Wort ſich nicht ſo faſt auf die Sache ſelbſt, als auf die Gedenkensart oder gar auf einen Irrthum des Urhebers gründet, da taugt die Etymologie ſehr wenig, weil man hiſtoriſche Nachrichten muß aufweiſen können, daß dieſe oder jene Gedenkensart, Vorurtheile, Irrthümer ꝛc. zu der Bedeutung des abgeleiteten Wortes Anlaß gegeben.

§. 258. Ferner kömmt es in einzeln Fällen und bey Auslegung einer Stelle eines Autors nicht nur darauf an, welche Bedeutung ein Wort zu ſeiner Zeit gehabt, ſondern auch vornehmlich, mit welchem Begriffe es der Autor in der vorgegebenen Stelle verbunden habe? Hiezu hilft nun unſtreitig viel, wenn man überhaupt die Geden-

Gedenkensart des Autors genauer kennt. Denn ſo wird der Zuſammenhang der Rede ungleich beſſere Dienſte thun, als die Etymologie des Wortes, zumal wenn dieſe erſt weit muß hergeholt werden. Am allerwenigſten aber iſt es nothwendig, auf die Etymologie zu ſehen, wo der Autor ſeine Worte durch Erklärungen beſtimmt, oder, wie es in den mathematiſchen Wiſſenſchaften geſchieht, die Sache ſelbſt oder ihre Figur vor Augen legt. In Ermanglung deſſen muß man allerdings den Zuſammenhang, die Etymologie und Parallelſtellen zu Hülfe nehmen.

§. 259. Ein abgeleitetes Wort, deſſen in der Sprache eingeführte Bedeutung ſich auf einen Irrthum gründet, kann, an ſich betrachtet, nicht wohl anders, als ein Wurzelwort angeſehen werden, weil in Abſicht auf dieſe Bedeutung der Gebrauch der Etymologie aufhört, und der Grund der Bedeutung nicht etymologiſch, ſondern hiſtoriſch iſt. Hingegen kömmt der Gebrauch der Etymologie dennoch dabey vor, wenn man unterſuchen will, was das abgeleitete Wort, vermög ſeiner Ableitung, hätte bedeuten können. Denn kömmt ein Begriff heraus, der möglich und brauchbar iſt, ſo iſt es auch nicht unmöglich, dieſe Bedeutung durch behörige Anwendung des Wortes wieder in Aufnahm zu bringen. Man ſehe, was wir oben (§. 130.) hierüber angemerkt haben.

§. 260. Der weſentlichſte Nutzen der Etymologie und zugleich ihre Hauptabſicht, geht eigentlich dahin, **daß das Charakteriſtiſche in den Sprachen, ſo viel möglich iſt, bekannt gemacht, beybehalten und erweitert werde.** Und dieſes iſt der oben (§. 23.) angegebenen Grundregel für wiſſenſchaftliche Zeichen vollkommen gemäß. Die Theorie der Zeichen ſolle ſtatt der Theorie der Sache dienen können. Dieſes wird nun in einer Sprache deſto beſſer erhalten, je

einför-

einförmiger und allgemeiner die Regeln ihrer Etymologie ſind. Die Bemühungen der Sprachforſcher ſind demnach, in dieſer Abſicht betrachtet, nicht ohne Nutzen, beſonders wenn dabey das Metaphyſiſche von dem Willkührlichen, Irrigen und bloß Grammatiſchen unterſchieden wird, und die Wörter in ſolchen Redensarten angegeben werden, in welchen ſie ihre urſprüngliche Bedeutung haben, und die ihnen ſtatt der Definition dienen können. Die Beyfügung der Redensarten, worinn ſie ſtuffenweiſe metaphoriſch werden, und ſich dadurch von ihrem buchſtäblichen Verſtande entfernen, hilft ebenfalls den Schwung der Sprache und die Art beſtimmen, wie ſie zu Nebenbedeutungen biegſam iſt.

§. 261. Wenn ein Wort aus einer Sprache in eine andere aufgenommen oder eingeführt wird, ſo wird gewöhnlich etwas daran geändert, daß es ſeine anfängliche Geſtalt und Ausſprache nicht mehr behält. Dieſes geſchieht, wie wir es oben ſchon angemerkt haben (§. 84), theils der Ausſprache halber, theils auch um das Wort der Art der Sprache gemäß klingen zu machen (§. 79.). So z. E. geben wir im Deutſchen den lateiniſchen Zeitwörtern eine Endung, die allem Anſehen nach zur Abwandlung tauglicher geſchienen, weil ſie auch in einigen urſprünglich deutſchen Wörtern vorkömmt, dergleichen das Wort zieren oder auch ſchattiren zu ſeyn ſcheint, nach deſſen Form die Wörter regieren, citiren ꝛc. abgewandelt werden.

§. 262. Was wir aber hierüber in Anſehung der Etymologie anzumerken haben, iſt, daß ſolche aus fremden Sprachen entlehnte Wörter in derjenigen Sprache, in welche ſie aufgenommen werden, nicht wohl für anders als Wurzelwörter angeſehen werden können. Denn wenn ſie es auch in ihrer eigenen Sprache nicht ſind, ſo iſt doch die Ableitungsart allen denen, die dieſe Sprache

Sprache nicht verſtehen, unbekannt, und folglich trägt ſie zu mehrerer Kenntniß der Bedeutung des Wortes, in Anſehung der meiſten Leute, nichts bey. Wird aber ſeine Bedeutung durch den Gebrauch oder durch Erklärungen bekannt, ſo iſt es allerdings wohl möglich, andere Wörter daraus abzuleiten. So z. E. haben wir im Deutſchen die Wörter Philoſoph, philoſophiſch, philoſophiren ꝛc. Man kann von dem erſten eine etymologiſche und eine hiſtoriſche Erläuterung angeben, aber ſtatt beyder thut die Erklärung der Sache ſelbſten beſſere Dienſte, weil die Wörter dieſe nicht angeben.

§. 263. Wenn in der Veränderung, die ein Wort leidet, indem es aus einer Sprache in eine andere aufgenommen wird, entweder nichts Allgemeines noch Regelmäßiges vorkömmt, oder wenn dieſe Regeln nicht bekannt ſind, ſo iſt der etymologiſche Beweis der Herkunft deſto unzuverläßiger, je unähnlicher ein ſolches Wort demjenigen iſt, von welchem man es herleiten will, es ſey denn, daß man den Beweis nicht bloß aus den Buchſtaben und der allgemeinen Möglichkeit ihrer Verwechslung, oder aus einem ähnlichen Beyſpiele, ſondern aus hiſtoriſchen Nachrichten hernehmen könne. Ueberdieß hat man mit allem dem noch nicht mehr gewonnen, als daß man weiß, eine Sprache habe von einer andern abgeborgt. Man gewinnt auch nur in denen Fällen mehr, wo die Sprache, aus welcher das Wort entlehnt iſt, einen nützlichen und brauchbaren Grund ſeiner Bedeutung angiebt, das will ſagen, wo ſie die Seite beleuchtet, von welcher das Wort die Sache vorſtellt. So z. E. hat man in den neuern Zeiten die Wörter Barometer, Thermometer ꝛc. aus dem Griechiſchen gebildet, und ihre Etymologie zeigt mehr oder minder ihre Bedeutung an. Aber auch dieſe wird durch die Vorzeigung der dadurch benennten Inſtrumente oder durch ihre Definition und

Beſchreibung ungleich vollſtändiger, und den meiſten kommen dieſe Namen nicht anders als Wurzelwörter vor, weil ſie den Begriff von der Sache haben, und um den Urſprung ihres Namens nicht ſehr bekümmert ſind. Man iſt auch überhaupt mehr daran gewöhnt, ſich nur alsdann an den Namen zu halten, wo man den Begriff nicht von der Sache ſelbſt herholen kann. Und in dieſer Abſicht iſt die Etymologie eine Hülfswiſſenſchaft, die man allerdings auch da, wo ſie überflüßig ſcheint, nicht verſäumen muß, damit ſolche leichtere Fälle den ſchwerern, wobey ſie nothwendiger wird, gleichſam zur Probe dienen können.

§. 264. Indeſſen giebt die Etymologie nicht immer die Sache oder den Begriff ganz, ſondern mehrentheils nur eine Seite oder einen Theil, und zuweilen auch nur etwas der Sache ähnliches, zuweilen auch etwas ganz irriges, und zur Sache nicht dienendes an. Man muß daher faſt immer den Zuſammenhang der Rede, Parallelſtellen, hiſtoriſche Nachrichten und die Umſtände mit zu Hülfe nehmen, wenn man ſehen will, welche von dieſen Möglichkeiten in einem vorgegebenen Falle ſtatt findet. So z. E. kömmt in dem Wort **Barometer** nur der Begriff der **Schwere** und des **Meſſens** vor. Der Etymologie nach könnte es folglich jede Mittel, die Schwere zu beſtimmen, und folglich eine Wage, Schnellwage, Weinprobe ꝛc. anzeigen. Und wenn man es nicht ſonſt wüßte, ſo würde man ſchwerlich darauf verfallen, daß eigentlich nur das Gewicht der Luft dadurch beſtimmt wird. Man würde eben ſo Mühe haben, aus der Etymologie des Worts **Dichtkunſt**, den Begriff des Sylbenmaaßes, und Verſe, und noch viel weniger der Reimen herauszubringen. Und der Begriff der **Geometrie** iſt ebenfalls viel höher, als ihn die Etymologie des Griechiſchen angiebt.

§. 265. Man wird ohne Mühe den Grund dieſer Unvollſtändigkeit in der Art finden, wie neue Wörter und neue Bedeutungen derſelben in den Sprachen aufkommen. Es geſchieht ſelten, daß wir das Weſen der Dinge genau kennen, und noch ſeltener, daß abgeleitete oder zuſammengeſetzte Wörter gefunden würden, daſſelbe genau auszudrücken. Daher begnügen wir uns, ſo viel es die Sprache zuläßt, die Dinge mit Wörtern zu benennen, welche die Sache wenigſtens von einer gewiſſen Seite vorſtellen, oder ſie nach Aehnlichkeiten benennen. Und es iſt klar, daß, ſo lange die Sache ſelbſt vorhanden und bekannt iſt, das Etymologiſche in dem Namen eben nicht als das Hülfsmittel, ſie zu erkennen, angeſehen wird, und der Name eben ſo gut ein Wurzelwort oder von ganz andern Dingen hergenommen ſeyn kann. So z. E. weiß man in der Mathematik, was der pythagoriſche Lehrſatz, der *Nonius*, ein *Orrery* ꝛc. bedeuten, weil die Sache ſelbſt erklärt, beſchrieben oder vorgelegt wird. Die Worte aber geben davon nichts an.

§. 266. Hingegen wird die Etymologie nothwendiger, wenn bald nichts mehr als die Worte übrig bleiben, wie es in den abgelebten Sprachen geſchieht. Für dieſe wäre zu wünſchen, daß alle Ableitungen darinn bedeutend und richtig, und alle Stuffen, durch die jedes Wort metaphoriſch geworden, bekannt, oder wenigſtens nicht auf zufällige Anläße oder Irrthümer, ſondern auf die Natur der Sache ſelbſt gegründet wären. Ein Wort, das ſich durch mehrere Stuffen von ſeiner erſten Bedeutung oder auch von dem Begriffe ſeines Wurzelwortes entfernt, wird in dieſer entferntern Bedeutung gleichſam zu einem neuen Wurzelwort, weil man ſich dabey der Aehnlichkeiten, durch die es ſich entfernt hat, nicht mehr bewußt iſt. Es würde demnach nicht wohl anders als eine ſchwülſtige, übertriebene und unnatürliche

liche Metapher klingen, wenn man ſich an den buchſtäblichen Verſtand halten, und nach demſelben überſetzen wollte. Man weiß, daß die buchſtäblichen Ueberſetzungen aus den morgenländiſchen Sprachen auf dieſe Art, und faſt übertrieben metaphoriſch klingen, und allem Anſehen nach würde viel davon wegfallen, wenn man in den Ueberſetzungen nicht die Worte, ſondern die Gedanken der Morgenländer auszudrücken, durchaus im Stande wäre. Denn Metaphern, die zu Namen der Dinge werden, hören dadurch auf, Metaphern zu ſeyn, und in der Ueberſetzung taugt der Name der Sache ſelbſt, wenn einer vorhanden iſt, beſſer, als die buchſtäbliche Ueberſetzung des Wortes.

§. 267. Da die Etymologie die Sache ſelten ganz angiebt, ſondern ſie nur von einer gewiſſen Seite vorſtellt (§. 265.), ſo entſteht öfters auch die Frage, wie ferne ſich die Lücke ausfüllen laſſe, die dabey zurücke bleibt? Dieſes geht nun bey körperlichen Dingen, die an ſich ein Ganzes ausmachen, in ſo ferne leichter an, daß man wenigſtens mit Zuziehung des Zuſammenhanges die Claſſe oder Gattung finden kann, worunter die Sache gehöret, z. E. ob es eine Pflanze, Thier, Werkzeug ꝛc. ſey? Hingegen bey abſtracten Begriffen, deren Umfang an ſich mehrentheils unbeſtimmt und veränderlich iſt (§. 139. Alethiol.), wird auch der Gebrauch der Etymologie in ſo ferne unſicherer, als dieſe Begriffe überhaupt ſchwerer zu beſtimmen ſind, und die Sache nicht im Ganzen und ohne eingemengte Nebenbegriffe vorgelegt werden kann, beſonders auch, wenn nur eine Aehnlichkeit des Eindrucks zum Grunde liegt. Das Willkührliche in dem Umfang ſolcher Begriffe kann ſich öfters auf ganze Syſtemen ausdehnen, in welchen man noch Deutlichkeit und Wahrheit findet, ſo lange noch Leute ſind, die den Umfang ihrer Begriffe darnach von Jugend auf abzirkeln und einrichten. Wer

aber

aber ſich dieſe Mühe nicht nimmt, oder anderer Beſtimmungen ſolcher Begriffe gewohnt iſt, der wird das ganze Syſtem ſehr leicht, und öfters mehr als es verdiente, einer Verwirrung, Dunkelheit oder leeren Wortkrams beſchuldigen (§. 194.). Die ſogenannten Kunſtwörter, Termini technici, welche nicht durch Vorlegung der Sache, ſondern höchſtens nur durch Worterklärungen können beſtimmt werden, und deren die Schulphiloſophie voll war, ſind dieſer Aenderung und den daraus entſtehenden Folgen vorzüglich unterworfen. Man gebraucht ſie als Abkürzungen ſtatt der Definitionen, und in ſo ferne dienen ſie dem, der ſich daran gewöhnt hat. In Anſehung anderer werden ſie öfters füglicher und mit Vermeidung vieler Wortſtreite weggelaſſen, und die Definitionen an deren ſtatt gebraucht. Wir machen hier dieſe Anmerkung, weil ſie zugleich zeigt, daß die Etymologie dieſen Schwierigkeiten wenig oder gar nicht abhilft, nachdem ſie einmal da ſind. Sie giebt nur einen Theil des Begriffes, oder auch nur einen ähnlichen Begriff, an, die Schwierigkeiten aber betreffen den Begriff ſelbſt und deſſen Umfang.

§. 268. Die Etymologie giebt an ſich nur den buchſtäblichen Verſtand der abgeleiteten Worte, ſo fern er durch den Begriff des Wurzelwortes und der Ableitungstheilchen beſtimmt werden kann. Der Gebrauch zu reden verurſacht aber öfters, daß das abgeleitete Wort in ſeinem buchſtäblichen Verſtande nicht vorkömmt, oder längſt ſchon in Abgang gekommen. Erſteres kann ſich auf verſchiedene Arten zutragen. Denn einmal iſt es möglich, daß der, ſo das abgeleitete Wort zuerſt aufgebracht hat, von dem Wurzelwort, oder von der Ableitungsart, oder endlich auch von der Sache, die er damit benennte, irrige Begriffe hatte. In allen dieſen Fällen bleibt die Etymologie ohne Gebrauch (§. 259.). Sodann iſt es auch möglich, daß das abgeleitete

Wort gleich anfangs in einem metaphoriſchen Verſtande genommen, und folglich ſtatt der Sache, die es dem Buchſtaben nach hätte bedeuten ſollen, eine ähnliche dadurch vorgeſtellt werde, welches um deſto leichter geſchehen kann, wenn ſelbſt das Wurzelwort ſchon metaphoriſch vorkömmt, oder wenn die Aehnlichkeit des Eindruckes, den beyde Sachen machen, an ſich ſehr natürlich iſt (§. 257.). In allen dieſen Fällen aber bleibt es dennoch immer möglich, den buchſtäblichen Verſtand des abgeleiteten Wortes wiederum in Aufnahm zu bringen (§. 130.).

§. 269. Die Etymologie gründet ſich auf die Theorie der Zuſammenſetzungs- und Ableitungsart, und beſonders der Bedeutung der Ableitungstheilchen und Ordnung, wie die Wurzelwörter zuſammengehängt, oder mit den Ableitungstheilchen verbunden werden. Jede Sprache hat darinn etwas beſonderes, welches von dem erſten Schwunge herrührt, den ſie in ihrer Bildung nimmt, und der zugleich den Grund zu der Aehnlichkeit oder Analogie legt, nach welcher man ſich nachgehends in Bildung und Beurtheilung jeder neuen Wörter richtet. Da die Sprachen den Sprachlehren bisher noch immer vorgegangen ſind, ſo iſt ſich auch nicht zu verwundern, wenn in den Sprachen ſelbſt Abweichungen vorkommen, und die Regeln der Etymologie nicht, ſo viel es ſonſt möglich wäre, ohne Ausnahmen ſind. Die Sprachlehrer müſſen a poſteriori gehen, und jede allgemeinere Aehnlichkeiten in der Sprache als Regeln anſehen. Auf dieſe Art läßt ſich auch die Bedeutung der Ableitungstheilchen größtentheils nur a poſteriori finden, und die Vieldeutigkeiten in denſelben aus einander leſen. Wir haben in den vorhergehenden Hauptſtücken Anläße gehabt, anzumerken, was in dieſer Abſicht zum Behufe der deutſchen Sprache beſonders, zu thun bleibe, und wie das Metaphyſi-

ſche,

ſche, ſo darinn ſehr häufig vorkömmt, den Grund zu einer ihr eigenen Theorie angeben könne.

§. 270. Die Ableitungstheilchen geben überhaupt die Veränderung in der Bedeutung an, die das Wurzelwort durch die Ableitung erhält. Sie betreffen demnach gewiſſe allgemeine metaphyſiſche Verhältnißbegriffe, die entweder bey jeden Dingen, oder wenigſtens bey Dingen von einerley Art, vorkommen. Wir haben oben (§. 131.) ſchon angemerkt, daß in den wirklichen Sprachen ſchwerlich alle getroffen worden, und bis die Metaphyſik nicht an Begriffen vollſtändiger iſt, wird ſich nicht wohl an eine erweisbare Abzählung derſelben gedenken laſſen, und noch ſchwerer wird es ſeyn, die noch mangelnden in den Sprachen einzuführen. Wir wollen daher nur ſo viel davon anmerken, als dienen kann, ihre Menge anzuzeigen, und daß allerdings mit einem Worte viele andere gegeben ſind.

§. 271. Das Wurzelwort ſey ein Zeitwort, und ſtelle folglich eine Handlung oder Veränderung vor; ſo wird an ſich ſchon dem Thun das Leiden entgegen geſetzt. Ferner kann die Handlung als **angehangen**, als **bald vollendet**, als **durchaus vollendet**, als **öfters vorkommend**, als **wiederholt**, als **ſtärker** oder **ſchwächer**, als **möglich**, als **nothwendig** ꝛc. angeſehen, und jede von dieſen Beſtimmungen durch Ableitungstheilchen angezeigt werden, die von dem Wurzelworte trennbar ſind. Jede Verhältniſſe der Zeit und des **Ortes** (§. 213. 159.) geben ebenfalls ſolche Beſtimmungen. Sodann kommen bey Veränderungen und Handlungen die **Urſache**, **Wirkung**, **Abſicht**, **Mittel**, **Materie**, der **Thuende**, das **Gewirkte**, die **Aenderung der Verhältniſſe**, **Eigenſchaften**, **Stuffen** ꝛc. vor, welche durch Hauptwörter angezeigt werden können, die ſich von dem

Wurzelworte oder von den davon abgeleiteten und näher beſtimmten Zeitwörtern bilden laſſen.

§. 272. Das Wurzelwort ſey ein Hauptwort, und zeige folglich ein Ding an, ſo laſſen ſich davon die Handlungen benennen, die man damit vornehmen kann, und dieß giebt Zeitwörter. Ferner giebt es Beywörter, in ſo ferne die Sache als andern anhängig, oder als ein Beſtimmungsſtück von andern angeſehen werden kann. Die Verwandlungen, die ſie leidet, die dadurch können gewirkt werden, ihre Urſache ꝛc. laſſen ſich ebenfalls durch Ableitungstheilchen, und daraus gebildete Hauptwörter ausdrücken. Wenn hingegen das Wurzelwort ein Beywort iſt, und folglich eine Eigenſchaft oder Verhältniß anzeigt, ſo läßt ſich auch hinwiederum die Sache daher benennen, deren es zukömmt, die Handlungen, dadurch die Eigenſchaft gewirkt oder verändert wird, die Urſache, wodurch dieſes geſchieht, und von jeden dieſen Stücken können auch die verſchiedenen Modificationen durch Ableitungstheilchen näher beſtimmt werden. Ueberdieß läßt ſich jedes Beywort in ein Zuwort verwandeln, und dadurch wird es zu einem Beſtimmungsſtück von Handlungen gemacht (§. 224.).

§. 273. Es iſt klar, daß man auch hiebey wiederum den Rückweg nehmen, und aus einem Zuwort, wenn es ein Wurzelwort iſt, ein Beywort machen kann. Wir haben dieſes bereits ſchon (§. 228.) angemerkt, und dabey zugleich auch errinnert, daß die Vorwörter ſowohl Ableitungstheilchen als Zuwörter angeben können. Da endlich die Bindwörter ſich durch Abſtracta erklären laſſen (§. 237.), ſo iſt gar kein Zweifel, daß dieſe Abſtracta nicht unmittelbar von den Bindwörtern ſollten abgeleitet werden können. Dieß will nun nicht ſagen, daß alle die bisher angeführten Möglichkeiten in den wirklichen Sprachen vorkommen,

oder

oder daß es leicht wäre, für dieſelben ganz neue Ableitungstheilchen und Ableitungsarten einzuführen. Die Lücken, ſo in dieſer Abſicht zurücke bleiben, zeigen nur an, daß das Metaphyſiſche in den Sprachen mit dem Charakteriſtiſchen viel allgemeiner und genauer könnte verbunden ſeyn, als es wirklich iſt, und daß der Erfinder einer wiſſenſchaftlichen Sprache hierüber eine ausführliche Zergliederung jeder Möglichkeiten und Claſſen vornehmen müßte, damit die Theorie des Charakteriſtiſchen ſtatt der Theorie der Sache dienen möge. Denn die abgeleiteten Wörter ſollen wiſſenſchaftlich ſeyn, und ihre Bedeutung durch den Begriff des Wurzelwortes und der Ableitungsart, als durch Data beſtimmt werden können.

Achtes Hauptſtück.

Von der Wortfügung.

§. 274.

Wir haben im obigen (§. 39.) ſchon angemerkt, daß zu der Zeichenkunſt noch die Verbindungskunſt der Zeichen erfordert werde. Von der erſtern dieſer Wiſſenſchaften können wir, in Abſicht auf die Sprache, die Ortographie und Etymologie als Theile anſehen, weil darinn die Bildung und Zeichnung der Wörter abgehandelt wird. Da man aber damit noch nicht ausreicht, weil nicht jede Wörter mit jeden andern verbunden, einen Verſtand geben, ſo haben die Sprachlehrer ſich auch um die Verbindung der Wörter einer Sprache umgeſehen, und ſie, ſo viel ſichs thun ließe, in Regeln gebracht. Der Innbegriff dieſer Regeln heißt die **Wortfügung** oder *Syntaxe*, und macht daher

allerdings einen Theil der allgemeinen Verbindungskunſt der Zeichen aus.

§. 275. Die Wortfügung beſchäfftigt ſich überhaupt mit zweyen Stücken. Einmal beſtimmt ſie die **Ordnung, in welcher die Wörter in einer Rede auf einander folgen ſollen**, und dieſes geht ſowohl auf die veränderlichen als unveränderlichen Redetheile. Sodann beſtimmt ſie in Abſicht auf die veränderlichen Redetheile, dergleichen die Zeitwörter und Nennwörter ſind, **wie dieſe in jeder Rede verändert werden ſollen**.

§. 276. Der häufige Unterſchied, der ſich hiebey in den wirklichen Sprachen äußert, und für jede eine ihr eigene Syntaxe fordert, zeigt überhaupt das viele Willkührliche in denſelben an, weil bald jede Sprache eine beſondere **Ordnung** und **Conſtruction** ihrer Wörter und Redensarten hat. Da wir aber hier eben ſowohl auf das Mögliche als auf das Wirkliche in der Sprache ſehen, ſo werden wir uns auch an den beſonderen Anomalien der wirklichen Sprachen nicht viel aufhalten, ſondern vielmehr unterſuchen, was die Syntaxe ſeyn ſollte, und ſeyn würde, wenn die Sprachen wiſſenſchaftlicher wären.

§. 277. Zu dieſem Ende können wir aus dem §. 23. wiederholen, daß die **Theorie wiſſenſchaftlicher Zeichen mit der Theorie der Sache ſelbſt ſolle können verwechſelt werden.** Von dieſer Regel erfüllen die wirklichen Sprachen in ſo ferne die Hälfte, als wir Wörter und Redensarten haben, eine jede Wahrheit, die wir denken oder empfinden, auf eine nette und beſtimmte Art auszudrücken. Die Möglichkeit hierinn geht auch nicht viel weiter, als ſo fern wir Wörter haben, weil wir in Anſehung anderer Zeichen noch zu viel zurücke bleiben. Es giebt demnach, in Abſicht auf die

Wahr-

Wahrheit, und im ſtrengſten Verſtande, was Horaz den Dichtern anräth:

> Scribendi recte ſapere eſt et principium et fons,
> Verbaque prouiſam rem non inuita ſequentur.

Denn die ſymboliſche Erkenntniß iſt uns ein unentbehrliches Hülfsmittel zum Denken (§. 12.). Und nette Begriffe ſind bey uns faſt nothwendig mit dem Bewußtſeyn ihrer Namen verbunden.

§. 278. Wieferne aber die andere Hälfte der erſt angeführten Regel in Anſehung der Syntaxe erhalten werden könne, iſt eine ganz andere Frage. Sie würde vollſtändig erhalten, wenn in jeden Redensarten das grammatiſch richtige oder unrichtige, auch zugleich metaphyſiſch richtig oder unrichtig wäre (§. 128.). So aber ſind die wirklichen Sprachen nicht durchaus beſchaffen. Denn ungeacht wir allerdings ſtatt der Sachen die Worte klar gedenken, ſo können wir es doch nicht ſchlechthin auf die Worte ankommen laſſen, ſondern müſſen immer das Bewußtſeyn ihrer Bedeutung mit zu Hülfe nehmen. Und da dieſes Bewußtſeyn, wo die Sache nicht unmittelbar empfunden wird, nur dunkel iſt, ſo iſt es auch möglich, daß wir Wörter zuſammenbringen, die in ihrer Verbindung gar nichts vorſtellen (§. 21.). Um ſo viel nöthiger und wichtiger wäre es demnach, wenn man es den Worten anſehen könnte, ob ſie einen möglichen und richtigen Verſtand geben. Hiezu aber würde erfordert, daß die Sprachen mehr Metaphyſiſches hätten, als ſie wirklich haben, und dadurch würde von dem Willkührlichen in der Erwählung der Wurzelwörter, ihrer Endungen und Ableitungstheilchen ſehr viel wegfallen.

§. 279. Denn ſo haben wir z. E. in Anſehung der Conjugationen und Declinationen, imgleichen auch in Anſehung der Fallendungen und Geſchlechter der Hauptwörter (§. 156. 185. 178. 182. ſeqq.) angemerkt, daß ſie

allerdings bedeutend ſeyn könnten. Auf dieſe Art aber hätte man nicht mehr die Wahl, jede Sache durch jedes Wort vorzuſtellen, weil die Bildung des Wortes die Claſſe der Dinge und Handlungen beſtimmen würde, welche es bedeuten könnte, und wodurch die ſyntactiſchen Regeln charakteriſtiſcher würden. Dieſe Erleichterung der Syntaxe würde demnach die Etymologie, und überhaupt die Benennung der Dinge, ſchwerer machen, ohne daß die Möglichkeit, zu irren, gehoben würde.

§. 280. Indeſſen haben die wirklichen Sprachen in ihrer Syntaxe noch vieles, das ſich aus allgemeinen Gründen beſtimmen und rechtfertigen läßt. Die Schwierigkeit kömmt nur darauf an, es von dem Hypothetiſchen und Willkührlichen zu trennen und auszuleſen. Das Charakteriſtiſche in vielen Ableitungsarten iſt ſehr allgemein (§. 249. ſeqq.), und ungeacht es nur auf einzelne Wörter geht, ſo hat es dennoch auf ganze Redensarten einen Einfluß, theils, weil es ſie beſtimmter macht, theils auch, weil es abkürzt und Umſchreibungen erſpart.

§. 281. Vornehmlich aber gehört die oben (§. 145.) ſchon erwähnte Regel hieher, daß **nämlich eine Redensart wenigſtens ein Zeitwort haben müſſe.** Die Zeitwörter ſind nämlich vor allen andern Redetheilen aus mit ſo vielen Nebenbeſtimmungen verbunden, daß ſie öfters auch ganz allein eine Redensart vorſtellen können. Das: Veni, vidi, vici, des Cäſars, mag zum Beyſpiele dienen. Das Thun, die Art des Thuns, das Anzeigen, die Zeit, Zahl und Perſon, ſind in jedem dieſer drey Wörter zugleich beſtimmt. Was über jede dieſer Arten von Beſtimmungen anzumerken, haben wir in dem vierten Hauptſtücke umſtändlich angezeigt. Sie ſcheinen deswegen in den Zeitwörtern ſelbſt mitgenommen zu ſeyn, weil ſie mehrentheils leicht

ſind, und eine Menge anderer Wörter dadurch erſpart wird, und weil ſie mit dem Begriffe des Thuns und Leidens an ſich auch immer verbunden ſind.

§. 282. Die Zeitwörter ſind nicht wohl anders als anzeigens- und befehlsweiſe allein. Denn der Coniunctiuus fordert entweder Bindwörter, oder er bezieht ſich auf das vorhergehende der Rede. Der Infinitiuus kömmt zwar in der einfachſten Form der Aufgaben und Fragen vor (§. 148.), allein er iſt gewöhnlich mit dem Namen der Sache, die zu thun vorgegeben oder gefragt wird, verbunden, weil die Aufgaben faſt immer beſtimmter ſind, als der Begriff des Zeitworts.

§. 283. Die unmittelbarſten Beſtimmungswörter, die ſich den Zeitwörtern zuſetzen laſſen, ſind die Zuwörter oder Aduerbia, weil dieſe die Art und Modification der Handlung, die das Zeitwort anzeigt, ſelbſten näher beſtimmen. Z. E. geſchwinde gehen, lange verweilen, viel leſen, oft denken ꝛc. Solche Beſtimmungen geben noch immer für ſich verſtändliche Redensarten, wenn das Zeitwort anzeigens- oder befehlsweiſe genommen wird. Die Möglichkeit, jede Zuwörter mit jeden Zeitwörtern zu verbinden, iſt zwar allerdings grammatiſch allgemein. Sie iſt es aber nicht metaphyſiſch, und wird in Individualfällen auf beſtimmte Wörter eingeſchränkt, wo man nämlich die Sache mit ihrem eigentlichen Namen benennen muß. Es iſt auch für ſich klar, daß die Einſchränkung noch größer wird, wenn man mehrere Zuwörter mit einem oder auch mit mehrern Zeitwörtern zuſammen aufhäuft, oder eine zuſammengeſetzte Veränderung mit zuſammengeſetzten Beſtimmungen vorzuſtellen hat.

§. 284. Die Interjectionen oder Zwiſchenwörter haben theils für ſich ſchon einen Verſtand, weil ſie öfters ganz allein gebraucht werden (§. 219.), theils können ſie mit Nennwörtern und Zeitwörtern verbunden, näher

anzeigen, worauf ſie ſich beziehen, ungeacht ſie eben nicht nothwendig zum Zuſammenhang der Rede gehören, und unter allen Redetheilen davon am meiſten unabhängig ſind, (§. 220.). Indeſſen laſſen ſie ſich in den wirklichen Sprachen auch mit einigen Conjunctionen verbinden, und ziehen in den Zeitwörten den Coniunctiuum oder Optatiuum nach ſich, wie z. E. **Ach daß du die Himmel zerriſſeſt, und führeſt herab,** ꝛc. Bey Unterſuchung und Erfindung der Wahrheit, und daher bey dem wichtigern Gebrauch der Sprache aber ſind ſie entbehrlich, weil das Gemüth dabey ruhiger ſeyn ſolle (§. 220.).

§. 285. Die Bindwörter können ebenfalls in den einfachſten Redensarten mit den Zeitwörtern allein gebraucht werden, und auf dieſe Art bilden ſie die einfachſte Form von zuſammengeſetzten Redensarten und Perioden, die auch bleibt, wenn gleich eine Menge von andern Redetheilen mit eingeflochten wird. Wir haben dieſer Form bereits oben (§. 232.) Erwähnung gethan, und eben ſo auch (§. 238.) angemerkt, welchen Einfluß die Bindwörter in den Sprachen auf die Form der Zeitwörter haben.

§. 286. Es wären aber die meiſten Redensarten und Perioden noch lange nicht beſtimmt genug, wenn nicht noch die Nennwörter hinzukämen. Denn die Zeitwörter zeigen nur die Handlung oder Veränderung an ſich an, die Zuwörter beſtimmen ebenfalls nur ihre Modificationen. Dabey bleibt aber noch unausgemacht, wer die Handlung thut, worauf ſie geht, und in Anſehung welcher Dinge und Verhältniſſe eine Veränderung dabey vorgeht. Um dieſes anzuzeigen, werden Hauptwörter, und wo es nöthig iſt, zu deren nähern Beſtimmung noch Beywörter erfordert. Dieſe beyden Claſſen von Redetheilen ſind nun in den Sprachen nicht unveränderlich. Sie können durch die Fallendungen

gen durchgeführt, in der einzeln oder mehrern Zahl genommen werden, und überdieß unterſcheiden ſie ſich den Declinationen und Geſchlechtern nach, und wo ſie in gewiſſen Verhältniſſen vorgeſtellt werden müſſen, da nehmen ſie noch Vorwörter zu ſich.

§. 287. Wir haben das viele Willkührliche, das Unvollſtändige und Ungegründete, ſo bey allem dieſem in den wirklichen Sprachen vorkömmt, bereits in dem fünften Hauptſtücke umſtändlich durchgegangen. Und aus der Betrachtung deſſelben wird leicht erhellen, daß es einen merklichen Einfluß in die Regeln der Syntaxe habe, und dieſelben weniger einfach ſeyn laſſe, ſondern mit ſehr vielen Anomalien anfülle, die nicht in dem Metaphyſiſchen ſondern ſchlechthin in dem Willkührlichen der Sprachen ihren Grund haben, und folglich eben dadurch bloß grammatiſch ſind, weil man die wirklichen Sprachen nehmen muß, wie man ſie findet. Wir wollen dieſes nur in einigen ſehr allgemeinen Beyſpielen anzeigen.

§. 288. Einmal haben wir bereits (§. 182. ſeqq.) angemerkt, daß der Unterſchied der Geſchlechter bey den Hauptwörtern wenig metaphyſiſches hat, daß die Bildung der Hauptwörter ſie nicht angiebt, daß er ſchlechthin dient, die Abänderung der Artikel und Beywörter darnach zu richten, und daß ſtatt der drey in den Sprachlehren benennten Geſchlechter andere gewählt werden könnten, die metaphyſiſcher wären, und auf das Charakteriſtiſche der Sprachen einen nützlichern Einfluß hätten, daß endlich eben dieſes auch von dem Unterſchiede der Declinationen gelte. Es iſt offenbar, daß wenn die wirklichen Sprachen ſtatt dieſer Mängel die entgegengeſetzten Vollkommenheiten hätten, die Regeln der Syntaxe dabey ungleich einförmiger und einfacher würden. Die Geſchlechter würden nicht auf die Beywörter geſchoben, weil die Hauptwörter ſie an ſich ſchon

durch

durch ihre Form oder Endungen angeben würden. Hingegen wären ſie auf eine ganz andere Art bedeutend, und könnten dienen, die Claſſe der Dinge kenntlich zu machen, worunter die Sache gehört, oder die Verhältniſſe anzuzeigen, in welchen ſie gegen einander und gegen die Handlungen oder Veränderungen ſtehen, welche durch die Zeitwörter angegeben werden, zumal wenn dieſe ſelbſt auch den Conjugationen nach in Claſſen getheilt wären, (§. 156.).

§. 289. Mit dem Unterſchiede der Fallendungen geht es in den wirklichen Srachen nicht viel beſſer. Sie ſind nicht ſo vollſtändig abgezählt, als es ſeyn könnte (§. 178. ſeqq.), und auch ihre Verhältniſſe zu den Zeitwörtern und Vorwörtern könnten ungleich metaphyſiſcher und daher auch charakteriſtiſcher ſeyn. Was in Anſehung der Vorwörter abgeht und unordentlich iſt, haben wir oben (§. 209. ſeqq.) ſchon angezeigt. Und in Anſehung der Zeitwörter findet man es ebenfalls, wenn man aus einer Sprache in die andere überſetzt, weil da mit einerley Zeitwörtern ganz verſchiedene Fallendungen verbunden werden.

§. 290. Der eigentlich ſo genannte **Nennfall**, Nominatiuus, ſcheint vor den übrigen etwas voraus zu haben. Er bezieht ſich auf die Frage: Wer? und dieſe läßt ſich allerdings bey jeden Redensarten machen. Man hat in den Sprachen, die Fälle, wo er doppelt vorkömmt, dadurch unterſchieden, daß man die Zeitwörter, die vor und nach ſich einen Nominatiuum haben, mit beſondern Namen benennt hat. Dergleichen ſind im Lateiniſchen die Verba ſubſtantiua, die Paſſiua nuncupandi, exiſtimandi, cognoſcendi, ꝛc. In der That ſcheint es auch die Sache ſelbſt mit ſich zu bringen, hingegen unterſcheiden ſich dieſe Wörter durch nichts charakteriſtiſches, und man muß ſie theils aus der Bedeutung, theils aus dem Gebrauche kennen lernen.

§. 291.

§. 291. Die übrigen Fallendungen haben nicht ſo viel Metaphyſiſches. Ihre Verhältniß zu den Zeitwörtern iſt nicht genau beſtimmt, und ſelbſt die Form der Zeitwörter beut wenig Charakteriſtiſches an, woraus die behörige Fallendung könnte erkannt werden. Man hat z. E. in den Sprachlehren die Verba immanentia, tranſitiua, intranſitiua, reciproca, ꝛc. mehr der Bedeutung als der Form nach unterſchieden, und angemerkt, wie ſie ſich in Abſicht auf die Nennwörter und ihre Fallendungen verhalten, die ſie erfordern. Denn ungeacht die meiſten Actiua, welche in der That Paſſiua haben, tranſitiv ſind, ſo machen ſie doch keine beſondere Conjugation aus, durch die ſie von den Neutris oder Intranſitiuis (§. 151.) unterſchieden werden. Eben ſo bleiben auch die Zeitwörter ununterſchieden, die eine Handlung vorſtellen, welche nicht die Sache, ſondern nur ihre Verhältniſſe ändert, und wobey folglich nebſt den Namen des Thuenden und der Sache, noch andere Namen von Perſonen oder Sachen vorkommen, oder wenigſtens vorkommen können, dergleichen die meiſten Zeitwörter ſind, die einen doppelten Accuſatiuum, oder Datiuum, oder einen Accuſatiuum mit einem Datiuo, oder überhaupt mehrere Caſus obliquos zugleich zu ſich nehmen. Man wird aber aus den vorhin ſchon angezogenen §. 178. und §. 209. ſehen, daß überhaupt hierinn viel Unvollſtändiges und Willkührliches in den Sprachen iſt, und daß ſie eben daher auch mehr und leichter aus dem Gebrauche als aus Regeln erlernt werden.

§. 292. Sofern die Beywörter den Hauptwörtern als Beſtimmungen zugeſetzt werden, fordert allerdings die Natur der Sache und die Deutlichkeit, daß ſie mit denſelben in gleichen Fallendungen ſtehen, und in ſo ferne iſt es beſſer, daß die Beywörter nicht wie die Zuwörter unveränderlich geblieben ſind, ſondern eben ſo wie die Hauptwörter declinirt werden. Dieſes iſt be-

ſonders

ſonders in den Sprachen nothwendig, wo man nicht daran gebunden iſt, das Beywort dem Hauptworte, zu welchem es gehört, unmittelbar vorgehen oder folgen zu laſſen, und überdieß werden dadurch Zuwörter und Beywörter leichter von einander unterſchieden, weil auch ihre Bedeutung unterſchieden iſt (§. 224.).

§. 293. Der Unterſchied der einzeln oder mehrern Zahl, welcher ſowohl in den Nennwörtern als Zeitwörtern vorkömmt, fordert auch eine Zuſammenrichtung der veränderlichen Redetheile. Die Beywörter richten ſich darinn ſchlechthin nach den Hauptwörtern, denen ſie als Beſtimmungen beygefügt werden, damit das Beziehende darinn auch dadurch noch kenntlicher werde. Hingegen richtet ſich die Zahl des Zeitworts nach der Zahl des Hauptworts, welches den Thuenden oder Leidenden vorſtellt, und von dem eigentlich die Rede iſt. Da der Unterſchied der Zahl an ſich leicht zu beſtimmen iſt, und überdieß etwas Geometriſches hat, ſo iſt es auch nur den Anomalien des Gebrauches zuzuſchreiben, wenn die Zahl verwechſelt wird (§. 165.).

§. 294. Die Beſtimmung der Zeit liegt ſchlechthin nur in den Zeitwörtern, ſo fern man nämlich ſich mit dem Unterſchiede des Vergangenen, Gegenwärtigen und Zukünftigen begnügt. Denn ſonſt läßt ſie ſich ſowohl durch Zuwörter als auch durch ganze Redensarten genauer angeben. Indeſſen gehen dabey verſchiedene Verwechslungen vor. Z. E. eine Erzählung von bereits geſchehenen Dingen kann und ſollte ganz in der vergangenen Zeit vorgeſtellt werden. Man findet ſie aber öfters bey den Geſchichtſchreibern und beſonders bey Rednern und Dichtern in der gegenwärtigen Zeit vorgetragen, und zwar, um die Vorſtellung davon lebhafter zu machen. Der Vortrag allgemeiner Sätze und Wahrheiten, die nicht an die Zeit gebunden ſind, ſondern immer bleiben, iſt auch in der gegenwärtigen

Zeit,

Zeit, und zwar weil in den meiſten Sprachen die Aoriſti mangeln. In Weißagungen und Verheißungen wird ſtatt der künftigen Zeit ebenfalls öfters die gegenwärtige, und im Hebräiſchen auch ſelbſt die vergangene gebraucht, theils um die Vorſtellung lebhafter zu machen, theils auch um die Gewißheit zu verſtärken. In allen dieſen Verwechslungen muß der Zuſammenhang der Rede und die Natur der Sache anzeigen, ob von vergangenen, gegenwärtigen, fortdauernden oder künftigen Dingen die Rede iſt. Und eben dieſes ſolle ſich auch finden, wenn in Redensarten, die durch Bindwörter zuſammengehängt werden, die Abhänglichkeit der Zeiten zu beſtimmen iſt, in welchen jede Zeitwörter vorkommen ſollen. Da die Beſtimmung oder Anzeige der Zeit überhaupt etwas ſehr metaphyſiſches hat, ſo laſſen ſich die Anomalien, welche der Gebrauch zu reden, in den Sprachen eingeführt hat, in jeden beſondern Fällen leicht beurtheilen.

§. 295. Die Modi der Zeitwörter haben einen metaphyſiſchen Unterſchied, den wir, wie oben (§. 148.) angemerkt worden, ſchon in der Dianoiologie angegeben haben. Der Coniunctiuus, welchem die Griechen noch den Optatiuum beyfügen, ſcheint die meiſte Schwierigkeit zu haben, weil es bald in jeden Sprachen auf eine beſondere Art von dem Ungewiſſen, Bedingten und von den Beywörtern abhängt, und öfters auch durch ausgelaſſene Zeitwörter und andere Redetheile regiert wird. Wir haben hievon und von den dabey vorkommenden Anomalien in den wirklichen Sprachen, bey Betrachtung der Bindwörter (§. 238.) und auch vorhin (§. 282.) Erwähnung gethan, und müſſen es hier dabey bewenden laſſen, weil wir das, ſo jede Sprache hierinn beſonders hat, nicht mitnehmen können.

§. 296. Wir werden demnach kürzlich die Ordnung betrachten, in welcher die Wörter in jeden Redensarten

auf einander folgen ſollen. Dieſe Ordnung iſt nicht nur in jeden Sprachen mehr oder minder verſchieden, ſondern in einigen viel eingeſchränkter als in andern. Die Lateiner und Griechen laſſen ſich darinn mehr Freyheit als die Franzoſen und Deutſchen. Und man ſtreitet etwan darüber, welche Ordnung die beſte ſey? Was wir hierüber anmerken können, kömmt darauf an.

§. 297. Einmal hat die freye Wahl, über die Ordnung der Wörter zu diſponiren, gewiſſe Vortheile, weil die Stelle, die jedes Wort in einer Redensart hat, eben ſo wenig durchaus gleichgültig iſt, als die Ordnung, ſo die einzeln Redensarten in einer Rede unter ſich haben. Es iſt nicht immer gleichgültig, wo man anfange, besonders wenn man etwa, mit Nachdruck, oder behutſam, oder mit einer Parrheſie vorzutragen hat. In Reden und vornehmlich in Gedichten kömmt noch der Wohlklang, das Sylbenmaaß und überhaupt der **Schwung der Periode** hinzu, welcher die Anordnung der Wörter noch weniger gleichgültig ſeyn läßt, und faſt nothwendig gewiſſe gar nicht proſaiſche Verſezung der Wörter und Redensarten forderte, weil die poetiſche Periode etwas viel abgerundeters hat (§. 100.).

§. 298. Es iſt ferner möglich, die Ordnung der Wörter bedeutend zu machen, und die wirklichen Sprachen bieten uns einige Beyſpiele davon an, wiewohl ſie nur auf einzelne Wörter gehen. So z. E. im Deutſchen iſt der Ausdruck: **dieſes wäre geſchehen**, eine Anzeige und Folge einer Bedingung; hingegen der Ausdruck: **wäre dieſes geſchehen**, entweder eine Bedingung oder eine Frage. Und auch der erſtere dieſer Ausdrücke kann eine Frage vorſtellen, die aber mit einer Verwunderung oder Befremdung verbunden iſt. Eben ſo haben auch die Bindwörter auf die Conſtruction und Ordnung der Wörter einigen Einfluß. Z. E. **weil** und **denn** ſind Bindwörter, die den Grund anzeigen.

gen. Man ſagt aber: weil es geweſen iſt, und hingegen: denn es iſt geweſen. Alles dieſes aber ſind noch ſehr kleine Abänderungen in der Wortordnung, und beſonders iſt die von dem letztern Beyſpiele ganz willkührlich, weil ſie bloß grammatiſch iſt, und in dem Verſtande der Rede nichts ändert.

§. 299. Hingegen iſt die Ordnung mehr metaphyſiſch, wo ſie in der Sache ſelbſt liegt, ſie mag nun in einer Folge oder in Stuffen beſtehen. So z. E. geſchieht es oft, daß man Beywörter, oder Hauptwörter, oder Zeitwörter, oder auch Zuwörter aufhäuft, weil ſie zuſammen gehören, oder weil die übrigen Theile der Rede oder Periode ſich auf alle beziehen, und dabey iſt es öfters nicht durchaus gleichgültig, in welcher Ordnung ſie auf einander folgen. Die Deutlichkeit, die Stärke des Nachdruckes, die Natur der Sache ſelbſt beſtimmen die Auswahl, die man zu treffen hat. Das veni, vidi, vici, iſt nach der Natur der Sache, das abiit, exceſſit, euaſit, erupit, nach den Stuffen. Man wird in den Schriften der Redner und Dichter leicht noch zuſammengeſetztere Beyſpiele finden.

§. 300. Man hat ferner die Regel eingeführt, daß **der Verſtand einer Redensart oder Periode durch dieſelbe ganz durchlaufen und mit Schließung derſelben erſt vollſtändig beſtimmt ſeyn ſolle.** Nach dieſer Regel werden z. E. im Deutſchen die Hülfswörter von den dazu gehörenden Zeitwörtern, und ſelbſt auch gewiſſe Ableitungstheilchen der Zeitwörter von denſelben ſo getrennt, daß das Zeitwort und zuweilen das dazu gehörende Ableitungstheilchen faſt immer den Schluß der Periode oder ihrer Glieder ausmacht. Und darinn iſt man, beſonders in den Canzleyſchriften, bis zur Ausſchweifung gegangen, weil man durch Einſchiebung aller Nebenbeſtimmungen die Länge der Perioden auf ganze Seiten ausgedehnt, und die

Zeitwörter ſo weit von ihrer natürlichen Stelle hinweg gerückt, daß man am Ende errathen oder ſich zurück beſinnen mußte, auf welche Hauptwörter ſie ſich beziehen, zumal wenn man am Ende bald alle Zeitwörter der ganzen Periode aufhäufte.

§. 301. Die Ausdrücke oder Redensarten, welche man in andere einſchiebt, ſind entweder Umſchreibungen, die man ſtatt tüchtiger Beywörter oder Mittelwörter gebrauchen muß, oder ſie dienen ſtatt der Interjectionen, oder werden denſelben angehängt, oder es ſind Fragen, oder andere Ausdrücke, einen Affect anzuzeigen oder zu erregen, oder auch Anmerkungen, die das Vorhergehende oder das Folgende, oder den Zuſammenhang von beyden nachdrücklicher, aufmerkenswürdiger, oder auch im Gegentheil weniger hart oder anſtößig machen, als es ohne ſolche Einſchiebungen würde geweſen ſeyn. Man ſieht überhaupt hieraus, daß eine ſchickliche Vertheilung ſolcher eingeſchobenen Ausdrücke einer Periode ihren wahren Schwung, Nachdruck und Schönheit geben kann, und man rechnet auch die in dieſer Abſicht wohlgerathenen unter die feineren Ausbildungen ſchöner Reden und Gedichte, (§. 297.). Wir können noch anmerken, daß auf dieſe Art neue und bis dahin noch nicht übliche Wortordnungen entſtehen und in Aufnahm gebracht werden können. Es kömmt auf Fälle an, wo die bisher üblichen Wortordnungen, der Ordnung, in welcher der Gedanke der Periode bey den Leſern am netteſten gebildet wird, nicht ſo gut Genügen thun, als die neue, die man nach dem Gedanken ſelbſt richtet. Erhält man dieſes in einem höhern Grade, ſo opfert der Leſer, zumal wenn er das Willkührliche in der Sprache recht zu ſchätzen weiß, der Nettigkeit des Gedankens das Ungewöhnliche in der Wortordnung auf. Die neue Periode findet Beyfall, und ſchickliche

und unſchickliche Nachahmungen tragen dazu bey, ſie in Aufnahme zu bringen. Große Redner und Dichter, die zu claſſiſchen Schriftſtellern werden, geben hierinn, wie bald in allen zur Ausbeſſerung der Sprache dienenden Stücken, und faſt ohne es voraus zu ſehen, die erſten Proben. Sie wagen ſie mit wahrſcheinlicherm Bewußtſeyn, die Probe werde Beyfall finden, und aufgenommen werden. Es iſt nicht zu zweifeln, daß die deutſche Sprache auch in Anſehung der Wortordnung noch ungleich biegſamer könne gemacht werden. Es kömmt auf Dichter an, die reich genug an Einfällen ſind, durch neue Wendungen der Gedanken das Nachdrückliche und Erhabene darinn recht auszubilden, und die dazu dienende Ordnung und Auswahl der Worte zu treffen. Man kann hiezu noch mitrechnen, was wir zu Ende des §. 100. angemerkt haben.

§. 302. Wir haben noch den vollends metaphyſiſchen Theil der Syntaxe oder Conſtruction ganzer Redensarten und Perioden zu betrachten. Die Grundregel dabey iſt, daß die **Redensart, ſo wie ſie conſtruirt wird, einen Verſtand haben ſolle.** Dieſe Regel muß man ſich allerdings im Reden und Schreiben vorſetzen, und bey dem Leſen und Auslegen fremder Reden und Schriften wird ſie ebenfalls und in ſo ferne gebraucht, daß man auch in zweifelhaftern und vieldeutigen Fällen dem Urheber, ſo oft nicht das Gegentheil kann bewieſen werden, denjenigen Sinn der Rede gelten läßt, der in Abſicht auf das Wahre und Gute für ihn der vortheilhafteſte iſt, und dieſe Billigkeit auch da noch hat, wo er aus Mangel ſchicklicher Ausdrücke, oder bloß weil ſie ihm nicht beyfielen, das was er wirklich hatte ſagen wollen, mehr aus den Umſtänden und dem Zuſammenhang, als aus den Worten zu ſchließen giebt. Wir haben dieſen letztern Fall bereits in dem §. 145.

der Alethiologie als ein Beyſpiel angeführt, und zugleich angezeigt, wo derſelbe leichter und öfters vorkomme.

§. 303. Zu dem Verſtand einer Redensart trägt jedes Wort und ſelbſt auch die Ordnung der Wörter, und ihr Zuſammenhang mit dem Vorhergehenden und Folgenden, und überdieß noch der Accent in der Ausſprache bey. Die Modiſication der Ausſprache giebt dem Verſtand der Rede nähere Beſtimmungen. Sie zeigt auch in Reden, die übrigens gleichgültig ſcheinen würden, den Gemüthszuſtand des Redenden an, und lenkt die Aufmerkſamkeit des Zuhörers durch jede Stuffen auf die verlangten Gegenſtände. Man ſehe die hierüber oben ſchon bey Anlaß der Accente (§. 99.) und der Interjectionen (§. 219.) gemachten Anmerkungen und Beyſpiele. Da ſich hiebey ein Unterſchied zwiſchen dem mündlichen und geſchriebenen Vortrage äußert, weil man im Schreiben nicht alle Modiſicationen der Ausſprache durch Zeichen ausdrückt, ſo muß der Affect und überhaupt der Ton, mit welchem die geſchriebene Rede geleſen werden ſolle, durch andere Mittel erſetzt werden. Und dieſe ſind theils die Ordnung der Worte, theils redneriſche Figuren, theils Beywörter, die den Affect und Ton der Rede beſtimmen, theils auch überhaupt die Seite, von welcher die Sache vorgeſtellt, und der Leſer ſelbſt vorbereitet wird. Von dieſem allem kann in dem mündlichen Vortrage viel wegbleiben, und der Unterſchied zeigt ſich augenſcheinlich in Reden, die angehört voller Leben, geleſen aber ganz kahl zu ſeyn ſcheinen, weil der Redner das Lebhafte, das Einnehmende und Bewegliche nur im Vortrage, nicht aber in den Ausdrücken hat, oder die Mittel, den Ausdruck an ſich zu beleben, nicht gebraucht. Man giebt hingegen die Rede der Juno beym Virgil

Mene incepto deſiſtere victam?
Nec poſſe Italia Teucrorum auertere regem?
Quippe vetor fatis. &c.

als

als ein Muſter des Lebens in den Ausdrücken an, und man müßte den Charakter der Juno wenig kennen, um nicht unvermerkt gleichſam nachzumachen, was

Flammato ſecum dea corde volutat.

§. 304. Die drey andern Stücke, nämlich die Bedeutung jeder Worte, ihre Ordnung und der Zuſammenhang der Redensart mit den vor und nachgehenden, helfen ſowohl im mündlichen als im ſchriftlichen Vortrage zur Beſtimmung des Verſtandes. Der mündliche hat hierinn in ſo ferne einen Vorzug, als der Zuhörer um Erläuterung fragen kann, wo er irgend einen Anſtand findet. Der ſchriftliche aber, daß man der Sache länger nachdenken, und ſowohl im Schreiben als im Leſen alles genauer erwägen kann. Die Fälle, die hiebey vorkommen, ſind, wo eine Redensart einen richtigen oder einen ganz verkehrten oder gar keinen Verſtand hat, oder wo ſie wenigſtens keinen zu haben ſcheint. In allen dieſen Fällen wird der Zuſammenhang nur in ſo ferne mitgenommen, als der der Redensart eigene Verſtand dadurch erörtert werden muß. Es ſind aber auch noch Fälle, wo die Schwierigkeit auf die Beſtimmung des Zuſammenhanges ankömmt. Dieſe haben wir bereits bey der Betrachtung der Bindwörter (§. 229-245.) und eben ſo auch das Bedeutende in der Wortordnung (§. 296. ſeqq.) unterſucht. Wir werden demnach hier noch die erſtern Fälle betrachten.

§. 305. Man kann nicht ſagen, daß man eine Redensart verſtehe, ſo bald man jedes Wort derſelben verſteht. Denn da die Redensart die Wörter mit einander verbindet, ſo kann ſie nur alsdann einen Verſtand haben, wenn ſich die Begriffe, die jedes Wort vorſtellt, auf eben die Art mit einander verbinden laſſen. So z. E. müſſen die Beywörter in der That Eigenſchaften der Dinge anzeigen, die die Hauptwörter anzeigen, denen ſie beygeſetzt werden. Eben ſo müſſen die Zuwör-

ter wirkliche Beſtimmungsbegriffe der Handlung angeben, die das Zeitwort anzeigt. Das Hauptwort, ſo die thuende Sache anzeigt, imgleichen das, ſo die geſchehene Sache benennt, und eben ſo auch die, wodurch man die Verhältniſſe der Handlung und Dinge anzeigt, müſſen gleichfalls weder verwechſelt noch irrig gewählt werden, und überhaupt muß auch alles, was in der Redensart oder Periode beziehend iſt, auch in den Begriffen ſelbſt beziehend ſeyn, und dem Sprachgebrauche gemäß ausgedrückt werden, damit man andern verſtändlich bleibe.

§. 306. Die ſchwerern Fälle, die aber hiebey vorkommen können, ſind die, wo ein oder mehrere Wörter erſt in der Redensart ihre beſtimmtere Bedeutung bekommen, oder darinn in einer ungewöhnlichern Bedeutung genommen werden. Damit geht es zwar noch immer leichte, wenn die Bedeutungen eines Wortes von einander ganz verſchieden, und in der Sprache ſchon eingeführt ſind. So z. E. wird man in den zween Horaziſchen Verſen:

Ergo aut adulta vitium propagine
Altas maritat populos,

ohne Mühe finden, daß darinn nicht von Laſtern und Völkern, ſondern von Weinreben und Papelbäumen die Rede iſt, weil der Zweydeutigkeit der Wörter ungeacht, die Verbindung derſelben nicht zweydeutig iſt, ſondern die Bedeutung der Wörter beſtimmt.

§. 307. Hingegen giebt es unzählige Fälle, wo vornehmlich nur der Umfang des Begriffes, den ein Wort vorſtellt, in der Redensart eine beſondere Beſtimmung erhält, ſo daß man ohne eine mehrere Aufmerkſamkeit leicht zu viel oder zu wenig mitnimmt. Wir werden hier nicht wiederholen, was wir bereits in der Alethiologie (§. 139-158.) und ſo auch oben (§. 138. ſeqq. 192. ſeqq.) hierüber angemerkt haben, ſondern die Redensarten

arten in dieſer Abſicht mit den Algebraiſchen Gleichungen vergleichen. Bey dieſen iſt die Bedingung, daß die Größen auf beyden Seiten des Gleichſtriches einander gleich ſeyn ſollen, und durch dieſe Bedingung läßt ſich eine Größe durch die übrigen beſtimmen. Nimmt man an, eine Redensart ſolle einen durchaus richtigen Verſtand haben, ſo iſt ebenfalls klar, daß dieſe Bedingung fordert, man müſſe die Bedeutung jeder Wörter, ihren Umfang und Verbindung ſo gegen einander proportioniren, daß die Redensart verſtändlich werde. Die hermeneutiſche Billigkeit (§. 302.) fordert dieſes auch bey Leſung und Auslegung der Schriften anderer. Hiebey kömmt es nun in vielen Fällen auf den verſchiedenen Grad des Witzes und Scharfſinnigkeit und Gedult an. Es iſt möglich, öfters aus den verworrenſten Schriften noch einen erträglichen Verſtand heraus zu bringen, oder zu beſtimmen, was der Autor von jeden Worten ſich müſſe für einen Begriff gemacht haben, dafern man der hermeneutiſchen Billigkeit gemäß, annehmen will, er habe mit einigem Bewußtſeyn geſchrieben, und ſich in der That doch etwas vorgeſtellt. Die Art, wie wir nach und nach zu dem Begriffe der Bedeutung der Wörter gelangen, beſonders, wo die Sache nicht im Ganzen kann vorgelegt werden, und die Möglichkeit, daß jeder ſich durch ganz individuale Reihen von Gedanken, den Weg zu neuen Metaphern bähnen kann, und endlich auch, die vielen Umſtände, welche dazu beytragen, daß bald jeder die Dinge ſich von beſondern und individualen Seiten vorſtellt, alles, dieſes macht die Beobachtung erſtbemeldter Billigkeit nothwendiger, und theils durch Uebung, theils mit Beyhülfe eines höhern Grades der Scharfſinnigkeit, des Witzes und der Gedult, leichter, und benimmt zugleich das Vorurtheil, als wenn die Vorſtellungsart, die man zur Leſung einer Schrift mitbringt, der Maaß-

ſtab zur Auslegung und Beurtheilung derſelben wäre, oder die Dinge von keiner andern Seite betrachtet werden könnten.

§. 308. Die Anläße, wobey man gleichſam genöthigt iſt, den Umfang in der Bedeutung eines Wortes anders, als es gewöhnlich war, zu nehmen, ſind diejenigen, wo man kein ſchicklicheres findet, es ſey, daß man keines wiſſe, oder die Sprache ſelbſt keines habe. Bey Ueberſetzungen aus fremden Sprachen kommen ſolche Fälle leicht vor, weil jede Sprache auch darinn einen ihr eigenen Schwung hat, daß ſie ſich in dem Umfang der Bedeutung ihrer Wörter eben nicht nothwendig nach andern Sprachen richtet (§. 163.). Sodann kann es auch leicht geſchehen, daß, wenn man an einer Sache neue Seiten aufdeckt, oder ſie aus neuen Geſichtspunkten betrachtet, die daher entſtehenden Begriffe mehr oder minder Merkmale enthalten, als die Wörter angeben, die man bis dahin dabey gebraucht hatte. So hatte Kepler die Wörter der Ptolomäiſchen Aſtronomie beybehalten, aber denſelben neue Bedeutungen gegeben, welche man allerdings nicht ſo leicht mit den alten verwechſelt, weil der Unterſchied der Syſtemen bekannt iſt, und die Sache in Figuren vor Augen liegt. Bey dem Aufbringen eines neuen Syſtems in der Metaphyſik und Moral, fällt dieſes Mittel mehr oder minder weg, und der neue Umfang der Begriffe, der öfters noch viel Willkührliches behält, kann nur durch Definitionen angegeben werden, an welche eben nicht ſo gleich jeder ſich zu gewöhnen verbunden erachtet (§. 195. 200.).

§. 309. Ferner kann es auch geſchehen, daß man ſich begnügt, nur überhaupt die Claſſen anzuzeigen, worunter ein Begriff gehört, und worauf man das Augenmerk richtet, ohne eben durch eine Definition zu beſtimmen, wie viel oder wie wenig man von der Bedeutung

des

des Worts zu dem Begriffe nimmt. So z. E. haben wir im vorhergehenden immer das Grammatiſche dem Charakteriſtiſchen, und beydes dem Metaphyſiſchen in den Sprachen entgegengeſetzt, ohne weder dieſe Wörter zu definiren, noch an jedem Orte umſtändlich anzuzeigen, wie weit ſie ſich anwenden laſſen. Man wird aber aus dem Gebrauche dieſer Wörter leicht finden, daß das Metaphyſiſche auf die bedeuteten Sachen und ihre Natur und allgemeine Verhältniſſe geht, das Charakteriſtiſche aber dasjenige in den Zeichen betrifft, was ſich durch das Metaphyſiſche beſtimmen und auf Regeln bringen läßt, und daß hingegen das Grammatiſche dasjenige begreift, was in den wirklichen Sprachen an ſtatt charakteriſtiſch zu ſeyn, bloß willkührlich, und weder in der Sache noch in den Zeichen gegründet iſt. Da aber dieſe Unterſchiede durch viele Stuffen größer oder kleiner ſeyn können, ſo kommen im obigen auch Fälle vor, wo das Grammatiſche ſehr nahe an das Charakteriſtiſche grenzt, und wo die Auswahl des Wortes ſchwerer wäre, oder dem erſtern etwas von dem letztern zugegeben werden konnte.

§. 310. Wir können noch anmerken, daß wir die Bedeutung der meiſten Wörter unſerer Mutterſprache auf keine andere Art lernen, als aus dem Verſtand der Redensarten, in welchen wir ſie von Kindheit auf lernen. Ich ſage, die meiſten Wörter. Denn es iſt klar, daß wir nicht bey ganzen Redensarten anfangen, ſondern nothwendig eine gewiſſe Anzahl von Wörtern, jedes für ſich muß erlernt werden. Dieſe für ſich erlernbare Wörter ſind ungefähr eben die, wobey die erſten Urheber der Sprachen anfangen mußten. Sie ſtellen Dinge und Handlungen vor, die nicht nur unter die Sinnen fallen, ſondern ein mit fremden Umſtänden nicht untermengtes Ganzes ausmachen, die man den Kindern vorzeigen, und dadurch das Wort mit der

Empfindung der Sache verbinden kann. Hierauf folgen die Wörter, die wegen der Aehnlichkeit des Eindruckes, Eigenſchaften von verſchiedenen Dingen anzeigen, z. E. gut, ſchön, böſe, ꝛc. und nach und nach ergeben ſich auch ſtuffenweiſe die metaphoriſchen Bedeutungen, und mit dieſen die Begriffe der Intellectualwelt und der abſtracten oder nicht unter die Sinnen fallenden Dinge. Da man dieſe nicht vorzeigen kann, oder da ſie, wenn man ſie vorzeigt, mit vielen Nebenumſtänden vermengt ſind, ſo müſſen ſie faſt nothwendig aus den Redensarten erlernt werden, in welchen ſie vorkommen, und die Verhältniſſe zwiſchen ſolchen Begriffen, ihre Verwandſchaft, Aehnlichkeit, Entgegenſetzung, Verbindung, ihre gemeinſame und eigene Merkmale, ergeben ſich vornehmlich auch aus dem Zuſammenhang der Rede.

§. 311. Man kann ſich von allem dieſem noch mehr verſichern, wenn man die Regeln betrachtet, die in der Vernunftlehre angegeben werden, um abſtracte Begriffe zu erklären, oder, wie wir es in dem erſten Hauptſtücke der Dianoiologie genommen haben, ihren Umfang zu beſtimmen. Denn da das Charakteriſtiſche und Etymologiſche in den wirklichen Sprachen hiezu viel zu unvollſtändig und unzuverläßig iſt, ſo muß man ſtatt deſſen, oder wenigſtens nebſt demſelben (§. 260. 268.) die Fälle und Redensarten aufſuchen, in welchen das Wort vorkömmt, und auf den Grund ſehen, warum es in denſelben gebraucht wird, damit man die gemeinſamen und eigenen Merkmale des Begriffes, und öfters auch die Vieldeutigkeit des Wortes dadurch finden, und kenntlich machen möge.

§. 312. Da wir die hiebey vorkommenden Fälle und Regeln in dem erſten und neunten Hauptſtücke der Dianoiologie ausführlich betrachtet haben, und hier vornehmlich nur auf das Charakteriſtiſche dabey ſehen, ſo

merken

merken wir an, daß es unter den vielen Redensarten, worinn ein Wort vorkömmt, auch ſolche giebt, worinn ſeine Bedeutung mit den wenigſten fremden Umſtänden untermengt iſt, und folglich das Weſentliche in dem Begriffe und in ſeinem Umfange den Verſtand der Redensart genauer beſtimmt. Von dieſer Art ſind nun unſtreitig, und nach aller Schärfe genommen, die Definitionen. Sie haben aber eine Form, die in dem gemeinen Gebrauche der Sprache ſeltener vorkömmt, wo die definirte Sache öfters in Caſu obliquo, oder in der Form anderer Redensarten und Nebenbeſtimmungen verwickelt liegt. Von dieſen haben wir einige in der Dianoiologie (§. 499. ſeqq.) betrachtet, und das Charakteriſtiſche, ſo bey dem Zuſetzen und Weglaſſen der Beſtimmungsbegriffe vorkömmt, mit dem Multipliciren in der Rechenkunſt verglichen (§. 500. l. cit.). Die Hauptfrage hiebey iſt demnach allerdings dieſe: **Wiefern man ſolche Redensarten, worinn ein Wort in dem genauen Umfange ſeiner Bedeutung vorkömmt, durch eine bloß grammatiſche Verwandlung der Wörter, oder durch die wenigſten Subſtitutionen anderer Wörter in die Form einer Definition bringen könne?** Dieſe Frage läßt ſich nicht allgemein auflöſen. Indeſſen wo ſich etwan Fälle anbieten, da lohnt es ſich, zum Behufe des Charakteriſtiſchen in den Sprachen, der Mühe, ſie in dieſer Abſicht genauer zu betrachten.

§. 313. Was wir vorhin (§. 310.) in Anſehung der Mutterſprache angemerkt haben, dehnt ſich ebenfalls auf die Erlernung fremder Sprachen aus. Man fängt bey der Sprachlehre und Wörterbüchern an. Allein aus dieſen kann man von den meiſten Wörtern nur beyläufig den Umfang ihrer Bedeutung kennen lernen, ſo ferne nämlich in der Mutterſprache Wörter von un-

gefähr

gefähr gleichem Umfange ſind. Wer es nun dabey bewenden läßt, dem bleibt das meiſte von dem, was der fremden Sprache eigen iſt, und die feinern Unterſchiede in dem Gebrauche ihrer Wörter und Redensarten, faſt nothwendig unbekannt. Man hat daher ſchon längſt angemerkt, daß man mit wenigern grammatiſchen Regeln, aber deſto mehrerer Leſung der claſſiſchen Schriftſteller, einer fremden Sprache ungleich beſſer Meiſter werde, als wenn man ſich alle Regeln der Sprachlehre durchaus bekannt macht, und es dabey bewenden läßt. Das will nun eben auch ſagen, daß man das Feinere einer fremden Sprache nicht anders, als eben ſo, wie in der Mutterſprache, aus dem Verſtand der Redensarten und ihrem Zuſammenhange erlernen müſſe. Da findet man bey guten Schrifrſtellern jedes Wort an ſeinem Orte, und der Umfang in ſeiner Bedeutung ergiebt ſich zugleich mit dem Verſtande der Redensart, und aus der Betrachtung der dadurch vorgeſtellten Sache. Alles kömmt dabey darauf an, daß der Autor richtig gedacht, und ſich nett ausgedrückt habe, und der Leſer die Aufmerkſamkeit und Fähigkeit beſitze, ihm genau zu folgen.

§. 314. Es giebt ferner auch Sätze und Redensarten, die, für ſich allein betrachtet, widerſinniſch, anſtößig oder gar ungereimt und irrig ſcheinen, es ſey, daß der Autor derſelben ſich aus Sorgloſigkeit, Nachläßigkeit ꝛc. in den Ausdrücken verſehen, oder daß er eine Abſicht dabey habe, oder daß er in der That keine ſchicklichere Worte in der Sprache gefunden. Im letzten Fall beſonders wird er natürlicher Weiſe entweder den Leſer vorerrinnern, oder durch beygefügte Erläuterungen näher anzeigen, wie er ſeine Worte will genommen wiſſen, und falls er es auf den Zuſammenhang ankommen läßt, ſo fordert allerdings die hermeneutiſche Billigkeit, daß man dieſen mit zu Rathe ziehe, um das

Anſtößi-

Anſtößige in den Worten zu heben, und ihren genauen Verſtand zu beſtimmen (§. 307.). Die Regel in den Rechten, daß man den genauen Sinn der Geſetze durch ihren Grund, warum ſie von dem Geſetzgeber gegeben worden, beſtimmen müſſe, gründet ſich ebenfalls auf dieſe Billigkeit. So giebt es auch widerſinniſche Lehrſätze, die durch die Erwägung ihres Beweiſes aufhören widerſinniſch zu ſeyn. Denn es iſt für ſich klar, daß man ſie nicht anders nehmen muß, als es der Beweis angiebt. Zuweilen klärt auch ein Beyſpiel einen allgemeinen Satz eben dadurch auf, weil es die nähern Beſtimmungen mit angiebt, die in dem allgemeinen Satze entweder gar nicht oder nur confus angezeigt waren. Man wird in dem vierten Hauptſtücke der Alethiologie hin und wieder Beyſpiele finden, die dieſe Betrachtungen erläutern. Denn da wir daſelbſt genau beſtimmte Sätze vorzutragen hatten, ſo war es mehr nothwendig, ihren wahren Sinn aufzuklären, und das Vieldeutige zu heben. Und dieſes geſchahe theils durch die Beweiſe, theils durch Beyſpiele, und theils auch durch ausdrückliche Errinnerungen.

Neuntes Hauptſtück.

Von der Art einer Sprache.

§. 315.

Nach der allgemeinen Betrachtung der Sprachtheile, ihrer Etymologie und Syntaxe, wird in den Sprachlehren die Proſodie oder Tonmeſſung vorgenommen, und darinn mehrentheils a poſteriori erörtert, welche Sylben länger oder kürzer ausgeſprochen werden, und welche Abwechslungen in den Versarten aus jeder wohl in das Ohr fallenden Verbindung langer und kurzer Sylben entſtehen. Wir halten uns aber hiebey nicht auf, da wir verſchiedenes hieher und ſelbſt auch zur Dichtkunſt gehöriges bereits oben (§. 44. 99. 100. 101. 297. 303.) gelegentlich angemerkt haben, woraus ſich der Ton der Sylben und Wörter überhaupt, und auch in Abſicht auf die Gedanken ſelbſt, beurtheilen läßt, und woraus man zugleich ſehen kann, daß der bloße Unterſchied der Sylben in lange und kurze viel zu einfach iſt, als daß dadurch alle Modificationen der Ausſprache ſollten können angezeigt werden. Die Griechen und Lateiner hatten das beſonders, daß die Aufhäufung der Mitlauter eine ſonſt an ſich kurze Sylbe lang machen konnte, wovon ein feineres Gehör, vermuthlicher aber eine angewöhnte Ungelenkigkeit der Gliedmaßen der Sprache, der Grund geweſen zu ſeyn ſcheint (§. 79. 84.). Denn da die Länge und beſonders die Schärfe des Tons der Sylben und Wörter, mit dem mehr oder minder Nachdrücklichen und Aufmerkenswürdigen in den Gedanken, in Verhältniß ſtehen ſolle,

ſolle, und da aus dieſem Grunde die Wiederholung eines gleichen Wortes fehlerhaft iſt, wenn nicht beydemale der Nachdruck des Tons darauf fällt, ſo ſieht man leicht, daß die Proſodie ſich auf viel feinere Regeln gründen müſſe, zumal da das Ohr und die Zunge biegſam genug ſind, ſich darnach zu richten. In dieſer Abſicht iſt demnach eine Sprache vollkommener, in welcher mehr Auswahl bleibt, die Sylben, und beſonders die einſylbigten Wörter, lang oder kurz zu machen, und dieſe Auswahl nach den Gedanken zu richten (§. 99. 100.).

§. 316. Hiebey halten wir uns aber nicht länger auf, ſondern wenden uns zur Betrachtung des **Unterſchieds der Sprachen.** Dieſen lernt man vornehmlich bey dem Ueberſetzen aus einer Sprache in die andere kennen, und das Allgemeine darinn wird durch die Wörter: Genius linguae, Indoles linguae, die **beſondere Art, der Schwung einer Sprache,** ꝛc. oder durch die Redensarten: Es iſt dem *Genio linguae* zuwider, die Art der Sprache bringt es ſo mit ꝛc. ungefähr angezeigt. Es iſt ſchwer, den genauen Umfang dieſer Begriffe und Redensarten zu beſtimmen, weil man dabey auf ſehr viele und ſehr verſchiedene Stücke zu ſehen hat. Wir wollen Ausſchließungsweiſe gehen, und daher erſtlich anmerken, daß die meiſten beſondern Ausnahmen, die man ſowohl in der Etymologie als in der Syntaxe einer Sprache findet, nicht zu dem genio linguae gerechnet werden. So z. E. ſagt man nicht, es ſey dem Genio linguae latinae gemäß, daß ſie in ihren veränderlichen Redetheilen ſehr viel Unregelmäßiges habe. Denn alle dieſe Unrichtigkeiten ſind mit der Sprache auf eine ſehr zufällige Art entſtanden.

§. 317. Man kann auch nicht das, was allen Sprachen gemein iſt, zu dem Genio einer Sprache rechnen, weil

weil dieſes Wort ehender auf die beſondern Wendungen geht, die einer Sprache eigen ſind, und überhaupt mehr das Metaphyſiſche als das Charakteriſtiſche der Sprachen zu betreffen ſcheint. In dieſer Abſicht kann man dasjenige zu dem Genio einer Sprache rechnen, wodurch ſie zu einer gewiſſen Art und Form der Erkenntniß biegſamer iſt, als zu andern. Sie kann z. E. männlicher, nachdrücklicher, bedeutender, beſtimmter ꝛc. ſeyn, als eine andere, oder ſie kann zur Dichtkunſt, Beredſamkeit, zu höhern Wiſſenſchaften ꝛc. beſſer als andere dienen, oder ſie giebt die Aehnlichkeit, Verſchiedenheit, weſentliche Merkmale der Dinge ꝛc. beſſer an, oder ſie iſt mehr für den Witz, Scharfſinnigkeit, Vernunft, oder mehr für die untern Erkenntnißkräfte ꝛc. Alles dieſes ſind Abſichten, in denen ſich die wirklichen Sprachen betrachten und beurtheilen laſſen. Wir haben gleich Anfangs (§. 1.) angemerkt, daß jede Sprache eine gewiſſe Anzahl von Wörtern hat, und daß unſere Erkenntniß dadurch eine gewiſſe Form oder Geſtalt erhalte. Beſonders iſt die Anzahl der Wurzelwörter ziemlich eingeſchränkt, und wird ſelten anders als mit Wörtern aus andern Sprachen vermehrt Die Mittel, aus den Wurzelwörtern zuſammengeſetzte und abgeleitete zu bilden, und ihre Anzahl durch Metaphern zu vermehren, geben bald jeder Sprache einen beſondern Schwung, und da ſie die Dinge mehrentheils nur von einer gewiſſen Seite betrachtet, benennen (§. 265.), ſo decken ſie auch nur dieſe Seite unmittelbarer auf, und veranlaſſen Umwege, die übrigen Seiten der Dinge ebenfalls aufzudecken, wobey auch jede Sprache wiederum einen ihr eigenen Schwung nimmt.

§. 318. Wir können ferner noch anmerken, daß es viel darauf ankömmt, von welcher Art der Gelehrſamkeit die claſſiſchen Schriftſteller einer Sprache ſind. Die Philoſophen ſuchen vornehmlich das Bedeutende,

das

das Nachdrückliche, das Beſtimmte in der Bedeutung der Wörter und Redensarten. Je gründlicher ſie denken, und je genauer ſie gehen, deſto mehr werden ſie bemüht ſeyn, die Wörter an ſixe Begriffe zu binden, und dabey zu erhalten. Und da ſie mehr für den Verſtand als für das Ohr und die Zunge arbeiten, ſo ſind ſie auch nicht ſo ſehr bemüht, für das Fließende und den Wohlklang der Sprache zu ſorgen. Dieſe Sorgfalt nehmen hingegen die Dichter und Redner mehr auf ſich. Und da dieſe mehr für die untern Erkenntnißkräfte arbeiten, ſo iſt ihnen auch an dem genauen Umfang der Bedeutung der Wörter nicht ſo viel gelegen. Sie trennen den Schein vom Wahren nicht ſo ſorgfältig, und vermengen die eigene Bedeutung der Wörter mit der metaphoriſchen, um die Sprache zu jeden Bildern biegſam zu machen. Dadurch fällt von dem Nachdrücklichen in der Sprache viel weg, die Sprache wird weicher, flüßiger, und auch zum Theil kraftloſer und weibiſcher. Man kann daher annehmen, daß ein gutes und ächtes Mittel getroffen wird, wo nicht nur die Sprache Wörter genug hergiebt, ſondern wo Weltweiſe und Dichter zugleich an ihrer Ausbeſſerung arbeiten. Die Griechen hatten dieſen Vortheil, von denen die Lateiner einen guten Theil wiſſenſchaftlicher Wörter borgen mußten. Die Engländer arbeiten für die obern und untern Erkenntnißkräfte, und ihre Sprache iſt dazu deſto aufgelegter, weil ſie Wörtern aus jeden andern Sprachen das Bürgerrecht in der ihrigen geben können. Die Deutſche kömmt der Griechiſchen bey, und wächſt erſt noch zu ihrer wahren Vollkommenheit, woran Weltweiſe und Dichter arbeiten. Hingegen iſt die italieniſche Sprache längſt ſchon einer allzugroßen Weichheit beſchuldigt worden. Sie hat auch faſt nur Geſchichtſchreibern, Rednern und Dichtern ihre Ausbeſſerung zu verdanken, weil ihre Weltweiſen faſt noch dermalen an

den lateiniſchen Wortkram der Scholaſtik gebunden ſind. Die franzöſiſche Sprache ſcheint ihre höchſte Periode, in Abſicht auf das Beſtimmte und Nachdrückliche, erreicht zu haben, daferne ſie nicht durch gründliche Philoſophen darinn einen neuen Schwung bekömmt. Da ſie nicht ſo reich an Wörtern iſt, ſo werden ihre Wörter deſto vieldeutiger, und zugleich auch ſchwerer zu definiren.

§. 319. Das bisher Angemerkte betrifft den Genium einer Sprache, ſo ferne wir das Metaphyſiſche darinn betrachten. Das Charakteriſtiſche hat immer auch mehr oder minder Antheil daran. Es ſcheint ſich aber weiter auszudehnen, als der Begriff des Genius einer Sprache geht. Ob das Wort *indoles* oder **die Art der Sprache** von viel weiterm Umfange in der Bedeutung ſey, und das Metaphyſiſche und Charakteriſtiſche, ſo einer Sprache eigen iſt, ganz begreife, können wir hier dahin geſtellt ſeyn laſſen, zumal da dieſe Wörter theils vieldeutig, theils von veränderlichem Umfange in der Bedeutung ſind, und der damit verbundene Begriff jedesmal aus dem Zuſammenhange genauer beſtimmt werden muß (§. 307.). Wir werden daher, ohne uns an das Wort zu binden, uns vielmehr an die Sache ſelbſt halten, und ſtückweiſe durchgehen, wie eine Sprache einen beſondern Schwung haben, und von andern Sprachen unterſchieden ſeyn kann. Und hiezu können wir kurz wieder anzeigen, was wir in den vorhergehenden Hauptſtücken an jedem Orte beſonders hierüber angemerkt haben.

§. 320. Die Grundregeln, die wir uns hiebey vorſetzen können, laſſen ſich durch verſchiedene bereits in dieſer Abſicht gebräuchliche Redensarten anzeigen. Die Lateiner verſtunden unter dem Ausdrucke: *barbare loqui*, überhaupt alles, was nicht gut oder **ächtes Latein** war, und im Deutſchen gebrauchen wir ebenfalls den

den Ausdruck: undeutſch klingen, ſowohl von einzeln Wörtern als von ganzen Redensarten. Wenn ein ſolches Wort oder Redensart nach den Regeln einer andern Sprache conſtruirt iſt, ſo benennt man dieſe Abweichung von der Sprachähnlichkeit mit einem beſondern Namen. Dergleichen ſind die Hebraiſmi in dem Griechiſchen des neuen Teſtamentes, die Graeciſmi in vielen lateiniſchen Dichtern und andern Schriften. Im Deutſchen kommen etwan Gallicismi vor, und bald iſt keine Sprache, die nicht aus Nothwendigkeit oder Ungeſchicklichkeit Wörter und Conſtructionen aus fremden Sprachen habe. Endlich, da die lebenden Sprachen ſich allmählig ändern, ſo unterſcheidet man auch alte Ausdrücke von neuen. Die Archaiſmi ſind ſolche abgelebte Ausdrücke, und im Deutſchen ſagen wir etwan, es klinge altfränkiſch, altväteriſch ꝛc. Eben ſo werden auch pöbelhafte Ausdrücke von den feinern und geſittetern, und in weitläuftigen Ländern die Provinzialwörter, Idiomata und Dialecten von dem allgemeinern oder reinern Dialecte und Mundart unterſchieden.

§. 321. Aus dieſem vielfachen Unterſchiede, den man unter den Wörtern einer Sprache macht, erhellet, daß man das Feinere, Regelmäßigere und Allgemeinere beſonders herausnimmt, und daſſelbe gleichſam zum Maaßſtabe und Probierſtein von allem übrigen macht, daß dieſe Auswahl eine merklichere Harmonie habe, und daß, ungeacht bald jedermann an der Veränderung und Erweiterung der Sprache Antheil hat, dieſe Harmonie dennoch dabey in ſo weit die Oberhand behalte, daß die Anzahl der Ausnahmen in der Sprache geringer werde, und die Mehrheit der Stimmen in dieſem demokratiſchen Reiche der Intellectualwelt (§. 1.) da ſeyn müſſe, ehe eine Neuerung geduldet oder zugelaſſen wird.

§. 322. Dieſes Allgemeine in einer Sprache fängt ſchon bey den erſten Beſtandtheilen, das iſt, bey den Buchſtaben und Sylben an. Es geſchieht ſelten, daß neue Buchſtaben und neue Zuſammenſetzungen derſelben in einer Sprache aufgenommen werden, und bey åltern Leuten fällt die Ausſprache derſelben ins Unmögliche. Wir haben dieſes ſchon oben (§. 73. 79. 83. 84. 90.) umſtändlicher und in mehrerley Abſichten angemerkt. Die wirklichen Sprachen gehen hierinn in ſo ferne von einander ab, daß ſie zwar einige gemeinſame Laute von Buchſtaben und Sylben haben, hingegen ſich durch viele andere von einander ſo unterſcheiden, daß man es den meiſten Wörtern anhören kann, ob ſie Deutſch, Franzöſiſch, Italieniſch, Slavoniſch, ꝛc. klingen, und dieſes findet ſich beſonders auch bey den Namen der Städte, Familien ꝛc. ungeachtet das Ohr hierinn eben nicht durchaus ein untrüglicher Richter iſt. Uebrigens ſind es vornehmlich die Endungen der Wörter, die die wirklichen Sprachen von einander unterſcheiden, und mehrentheils in Ableitungstheilchen beſtehen, und daher, da ſie nicht in gar zu großer Anzahl ſind, leicht mit einander können verglichen werden.

§. 323. Es ſind aber die Ableitungstheilchen nicht nur in Anſehung der Buchſtaben und des Klanges in verſchiedenen Sprachen verſchieden, ſondern dieſer Unterſchied erſtreckt ſich großentheils auch auf ihre Bedeutung, und deren Vieldeutigkeit. Man findet nicht für jedes Ableitungstheilchen einer Sprache ein gleichbedeutendes in einer andern. Da ſie indeſſen metaphyſiſche Verhältnißbegriffe und Beſtimmungen vorſtellen, ſo erhält dadurch jede Sprache, in ſo ferne ſie von andern abgeht, einen ihr eigenen Schwung, und ſie kann in einem Worte ausdrücken, was man in andern Sprachen durch Umſchreibungen oder durch Wörter geben muß, die einen ganz andern Urſprung haben, oder Wurzelwörter,

zelwörter, oder Metaphern ſind. Die Art, die Ableitungstheilchen anzuhängen, vorzuſetzen oder einzuſchieben, und die Ordnung, Wörter zuſammenzuſetzen, hat ebenfalls in jeder Sprache etwas beſonders, welches dem Charakteriſtiſchen in derſelben eine eigene Geſtalt giebt (§. 135. 159.).

§. 324. Der Schwung, den eine Sprache hierinn nimmt, macht einen Theil ihrer Art oder ihres Genius aus, und äußert ſich in allgemeinern Aehnlichkeiten, nach denen man ſich in Ableitung und Zuſammenſetzung neuer Wörter richtet. Was dieſer Aehnlichkeit zu einer gewiſſen Zeit zuwider iſt, oder was ſelbſt noch kein Beyſpiel vor ſich hat, das ſieht man als dem Genio der Sprache zuwider an. Da indeſſen in lebenden Sprachen neue Wortfügungen entſtehen, ſo bleibt auch hiebey zu unterſuchen, warum einige in Aufnahm kommen, andere aber nicht.

§. 325. Um bey einem Beyſpiele anzufangen, ſo iſt es im Deutſchen nicht ungewöhnlich, ein Hauptwort und ein Beywort zuſammenzuſetzen, wovon erſteres zur Beſtimmung des andern dient. So ſind die Wörter: **kugelrund, himmelweit, ſteinhart, meilenlang** ꝛc. längſt ſchon in die Sprache aufgenommen. Und man ſieht leicht, daß das Hauptwort vorgeſetzt wird, weil es zur Vergleichung dient, und das angehängte Beywort eine Eigenſchaft davon anzeigt, und durch alle Fallendungen abgewandelt wird. Dieſe Zuſammenſetzung iſt eine bequeme Abkürzung, da man ſonſt an ſtatt **kugelrund**, müßte ſagen: **rund, wie eine Kugel**. Ein Hauptwort kann auch nicht wohl anders als Vergleichungsweiſe zur nähern Beſtimmung eines Beywortes dienen, und die bloße Zuſammenſetzung zeigt auch an ſich keine andere Bedeutung an, als daß ein Wort das andere näher beſtimme, und ungefähr das ſey, was in der Algeber die Coefficienten ſind.

Demnach bringt es die Natur der Sache und der Zeichnung mit, daß das Hauptwort, ſo dem Beywort vorgeſetzt wird, daſſelbe vergleichungsweiſe beſtimme. Aus dieſem Grunde aber ſcheint es dem Genio der Sprache zuwider, wenn man etwan Hauptwörter mit ſolchen Beywörtern zuſammenſetzt, die ein Vorwort fordern, und mittelſt dieſes Vorworts eine ordentliche Conſtruction haben, z. E. rußgeſchwärzt, anſtatt: mit Ruß geſchwärzt, ſo auch gottgeliebt, an ſtatt: von Gott geliebt. Dergleichen grammatiſche Ellipſen ſcheinen zu hart, und machen ſolche Wörter den Leſern anſtößig, da man hingegen diejenigen gelten läßt, wo das Beywort keines Vorwortes oder höchſtens nur einer gewiſſen Fallendung bedarf, wie z. E. in den Wörtern: gnadenreich, demuthsvoll, ſorglos, fruchtbringend, ꝛc. Man kann aber auch bey ſolchen Wörtern ausgelaſſene Ellipſen gedenken, und an ſtatt gnadenreich, den Ausdruck: reich an Gnaden, ſetzen. Und ſo ſcheint es, daß es nur auf den Mangel der Gewohnheit ankomme, wenn man Wörter von der erſtern Art in der Sprache nicht gelten läßt. Denn durch die Gewohnheit ſehen wir ſolche Wörter faſt nicht anders als Wurzelwörter an, deren Bedeutung ſich aus der Ableitungsart entweder gar nicht oder wenigſtens ſehr mühſam erkennen läßt, weil wir nicht gewöhnt ſind, im Reden die Begriffe erſt durch Schlüſſe mit den Wörtern zu verbinden, oder ſie uns durch die Vorſtellung und das Bewußtſeyn der Etymologie und Ellipſen zu Sinne zu legen.

§. 326. Das andere Beyſpiel, ſo wir noch anführen wollen, nehmen wir von den Mittelwörtern her, deren Gebrauch man im Deutſchen allgemeiner und vielfältiger zu machen geſucht hat, als er bis dahin geweſen war. Man kann aus Vergleichung der alten und neuen gelehrten Sprachen leicht ſehen, daß die deut-

ſche in Anſehung der Mittelwörter zurücke bleibt. Beſonders hat die griechiſche Sprache ſowohl in Abſicht auf ihre Anzahl als auf ihren Gebrauch viel voraus, und auch die lateiniſche, engländiſche, franzöſiſche und italieniſche Sprache können ſich ihrer Mittelwörter freyer und vielfältiger bedienen, als die deutſche ſich der ihrigen bedient hatte. Man giebt daher einige aus dieſen Sprachen entlehnte oder nachgeahmte Fügungen der Mittelwörter als gezwungen und undeutſch aus. Und daher entſteht billig die Frage: ob denn die deutſche Sprache von der Art ſey, daß ſie allein darinn ſolle zurücke bleiben, oder wieferne ſie wenigſtens nach und nach eine zu jedem Gebrauche ihrer Mittelwörter ſchickliche Wendung erhalten könne?

§. 327. Hiebey werden wir nicht wiederholen, was wir oben (§. 167. ſeqq.) bereits ausführlich von den Mittelwörtern geſagt haben. Die deutſche Sprache hat nur zweyerley, daferne man den Begriff eines Mittelwortes nicht allgemeiner machen will, und in ſo ferne ſcheint ſie an ſich ſchon in Abſicht auf ihren Gebrauch eingeſchränkter. Man hat ſie auch bisher nur als Beſtimmungswörter von Hauptwörtern und Zeitwörtern, und zwar im erſten Fall wie Beywörter, im andern aber wie Zuwörter gebraucht, z. E. **der eilende Wanderer, die gewünſchte Stunde** ꝛc. **er gieng eilend, er lebt vergnügt** ꝛc. In ſolchen Redensarten bedienen ſich die Dichter, wie in ſehr vielen andern, der Freyheit, die Wörter mehr zu verſetzen, als es in gemeiner und ungebundener Rede üblich iſt (§. 301.), und in ſo ferne iſt man auch bereits daran gewöhnt.

§. 328. Sodann hat man auch den Gebrauch des Mittelworts der vergangenen Zeit weiter ausgedehnt, als das von der gegenwärtigen Zeit. Man ſagt z. E. **dieſes vorausgeſetzt, läßt ſich wohl gedenken**, da es hingegen ungewöhnlicher klingen würde: dieſes

vorausſetzend, können wir ꝛc. Und noch ungewöhnlicher würde man das franzöſiſche voiant, qu'il arriva, je dis, ꝛc. durch: **Sehend, daß er ankame,** ſagte ich ꝛc. oder durch: **ihn ankommen ſehend,** **ſprach ich** ꝛc. überſetzen. Dieſe Ausdrücke ſind aber auch nur ungewöhnlich, und das iſt alles, was man dawider ſagen kann. Denn da ſie in den übrigen Sprachen angehen, und auch im Deutſchen gegeben werden können, ſo ſcheint nichts als der Mangel der Gewohnheit Schuld daran zu ſeyn, daß ſie nicht anfangs bey Dichtern, ſodann in lebhaftern und nachdrücklichern Stellen von Reden, und ſo unvermerkt endlich im gemeinen Leben eingeführt werden. Und hierinn ſcheint bereits auf die oben (§. 301.) beſchriebene Art ein nicht unglücklicher Anfang gemacht worden zu ſeyn. Denn ſo trocken, wie wir erſt die Beyſpiele angeführt haben, würde es ſich kaum der Mühe lohnen, ſolche Wortfügungen zu gebrauchen. Es müſſen immer Wendungen dabey ſeyn, die das minder gewöhnliche überſehen machen.

Zehntes

Zehntes Hauptſtück.

Von dem Hypothetiſchen der Sprache.

§. 329.

Da die Wörter und ihre Verbindung Zeichen von unſern Begriffen und deren Verbindung ſind, ſo daß wir durch das Bewußtſeyn und Empfinden der Zeichen das Bewußtſeyn der Begriffe erneuern, und dadurch die wiederholte Empfindung der Dinge ſelbſt großentheils entbehrlich machen, ſo hat die Sprache unſtreitig einen vielfachen und merklichen Einfluß in die Art und Geſtalt unſerer geſammten Erkenntniß. Wir haben in dem erſten Hauptſtücke hierüber bereits verſchiedene allgemeinere Betrachtungen angeſtellt, die wir noch umſtändlicher aus einander zu ſetzen haben. Sie betreffen vornehmlich das Hypothetiſche in der Sprache, und dieſes iſt durchaus allen Sprachen gemein. Daß ein Wort vielmehr dieſe als eine andere Sache bedeute, kömmt ſchlechthin darauf an, daß man es dazu gewählt hat, und die letzten Gründe, die man in den Sprachlehren geben kann, beziehen ſich endlich ſchlechthin auf den Gebrauch zu reden, als welcher auch noch in den größten Anomalien vorgewandt wird.

§. 330. Es dehnt ſich aber dieſes Hypothetiſche nicht nur auf jede Wörter und jede Wortfügungen, und folglich ſo weit als die Sprache aus, ſondern ſo willkührlich es auch an ſich iſt, ſo muß man faſt durchaus dabey bleiben, wenn man nicht eine neue Sprache vorbringen, noch andern unverſtändlich werden will, und es laſſen ſich ohne ſtrengern Beweis einer Nothwendigkeit nicht wohl Aenderungen darinn vornehmen, unge-

acht in lebenden Sprachen faſt immer und unvermerkt kleine Veränderungen vorgehen, ohne daß ſich die Veranlaſſung dazu in jeden einzeln Fällen finden ließe, wenn man ſich nicht mit allgemeinen Gründen ihrer Möglichkeit begnügen will.

§. 331. Auf dieſe Art iſt man bald durchaus genöthigt, ſich dem Hypothetiſchen in der Sprache zu unterwerfen, und die Sprache zu nehmen, wie ſie iſt, oder wie ſie uns überliefert worden. Hiebey aber finden ſich zwo nicht geringe Schwierigkeiten. Die erſte iſt die Weitläuftigkeit der Sprache, beſonders wenn ſie in groſſen Provinzen ausgebreitet, und an ſich ſehr reich an Worten und Metaphern iſt. In dieſer Abſicht ſollte jede Sprache ein Wörterbuch haben, darinn nicht nur alle Wörter, und jede Bedeutungen derſelben, ſondern auch alle etwas beſonders an ſich habende Redensarten befindlich wären. Solche Wörterbücher aber finden ſich noch nicht, und wenn man ſie auch hätte, ſo würden ſie, wegen der allmähligen Abänderungen der Sprachen, nur für eine gewiſſe Zeit dienen.

§. 332. Die andere Schwierigkeit iſt noch beträchtlicher, und hat in die erſterwähnte einen nicht geringen Einfluß. Es iſt nämlich nicht genug, nur alle Wörter zu ſammlen, ſondern man müßte auch den genauen Umfang der Begriffe wiſſen, und feſtſetzen, den jedes Wort bedeutet. Dieſes iſt aber in den meiſten Fällen, wo man die Sache nicht im Ganzen und ohne mituntermengte fremde Umſtände vorzeigen kann, eine gar nicht leichte Arbeit, beſonders, wo der Umfang der Begriffe noch an ſich willkührlich, und bey verſchiedenen Perſonen verſchieden iſt. In dieſen Fällen reicht man mit Vorwendung des Gebrauchs zu reden nicht aus, weil derſelbe nur Redensarten, nicht aber richtige Definitionen angiebt. Die vielen **Wortſtreite**, wobey man nämlich nur in den Worten verſchieden, in der

Sache aber eins iſt, fließen aus dieſer Quelle, und zeigen die Schwierigkeit, davon wir hier reden, als in eben ſo vielen Beyſpielen.

§. 333. Dieſe zwo Schwierigkeiten machen, daß wenn man auch die Sprache nehmen wollte, wie ſie iſt, man es niemal ganz thun kann, theils weil es zu viel Mühe gebrauchte, ſie ſich ganz bekannt zu machen, theils weil man in ſtreitigen Fällen nicht ſo leicht die Mehrheit der Stimmen (§. 1.) einholen kann, und allerdings noch ſehr viel Willkührliches darinn zurücke bleibt.

§. 334. Ungeacht aber das Hypothetiſche einer Sprache nicht wohl von jemand durchaus erlernt werden kann, ſo läßt ſich dennoch der Anfang und Fortgang darinn ſo ferne aufklären, daß ſich verſchiedene brauchbare Regeln daraus herleiten laſſen, wodurch man in Stand geſetzt wird, das anfänglich ganz verwirrt ſcheinende Cahos immer mehr aus einander zu leſen. Die Sprache in ihrem vollſtändigen Gebrauche dient nicht ſo faſt, einzelne Begriffe, ſondern vielmehr den Zuſammenhang, die Vergleichung und Verbindung derſelben andern mitzutheilen und vorſtellig zu machen. Solle dieſes angehen, ſo iſt unſtreitig, daß man ſowohl in der Bedeutung jeder einzelnen *Worte*, als auch jeder *Wortfügung*, eins ſeyn müſſe. Und in dieſen beyden Stücken beſteht das Hypothetiſche einer Sprache. Es wird jedesmal vorausgeſetzt, und man thut deſſen keine Erwähnung, als bis der eine von den Unterredenden anfängt, zu vermuthen, es müſſe Mißverſtand in den Worten und Ausdrücken verſteckt liegen, vor deſſen Aufklärung man nicht ſehen könne, ob man in der That nicht einerley Meynung ſey. Die oben (§. 302. 307.) erwähnte hermeneutiſche Billigkeit und die dafür angegebenen Gründe rathen dieſes Verfahren um deſto mehr an, weil es Streitigkeiten vermeidet und abkürzt, und weil es ohnehin ehender zu entſchuldigen iſt, wenn man

nur in den Worten von einander abgeht, als wenn man ſogleich den andern eines Irrthums in der Sache ſelbſt zeihen wollte.

§. 335. Man hat zur Vermeidung ſolcher Wortſtreite längſt ſchon in den Vernunftlehren Regeln gegeben, deren die vornehmſte dieſe iſt, daß man ſich um die Bedeutung der Wörter umſehen müſſe, ehe man ſich in Unterredung und Streitigkeiten einläßt, und daß dieſes beſonders in Anſehung derer Wörter zu thun ſey, welche ehender als andere in ungleicher Bedeutung genommen werden könnten. Wir können noch beyfügen, daß dieſe vorläufige Behutſamkeit um deſto nothwendiger iſt, je verſchiedener die Secten und Lehrgebäude ſind, denen die Unterredenden anhangen (Alethiol. §. 141.). Man ſehe auch, was wir oben (§. 194.) hierüber angemerkt haben.

§. 336. Der Anſtand, ob man in Anſehung der Bedeutung der Wörter einig ſey, hat unſtreitig ſeine Stuffen, nach welchen ſich der ganze Vorrath derſelben in gewiſſe Claſſen theilen läßt. Wir haben zu dieſem Ende bereits in der Alethiologie (§. 138.) angezeigt, daß nicht nur die Wörter, welche einfache Begriffe vorſtellen, ſondern auch jede andere, wodurch die in der Natur vorhandenen Dinge, die an ſich ſchon ein Ganzes ſind, benennt werden, ihrer Bedeutung halber keine Schwierigkeit haben. Und eben ſo haben wir auch oben (§. 121.) angemerkt, daß die erſten Urheber der Sprachen nothwendig bey der Benennung ſolcher Dinge und Handlungen anfangen mußten, die ſie vorzeigen konnten. Denn um in der Bedeutung der erſten Wörter einig zu werden, mußten ſie Wort und Sache zuſammen nehmen, und den Vorſatz, daß das Wort die Sache bedeuten ſolle, durch Geberden und Deutungen anzeigen, die ohne allen Zweifel ihren Grund in der menſchlichen Natur haben, und von dem andern dadurch

verſtan-

verſtanden werden, weil er ſie, um ſich zu verſtehen zu geben, ebenfalls würde gebraucht haben. Man wird in der Art, wie Kinder ihre Mutterſprache lernen, bey genauerer Aufmerkſamkeit, noch viel hieher dienendes finden, und wir können beſonders auch anmerken, daß die Sprache, ſo weit ſie Kindern faßlich iſt, am wenigſten Anläße zu Wortſtreiten giebt, als welche vornehmlich nur bey abſtracten und nicht im Ganzen in die Sinne fallenden Dingen und Begriffen anfangen.

§. 337. Bey allen denen Dingen, die im Ganzen und ohne Einmengung fremder Umſtände für ſich vorgezeigt oder empfunden werden können, läßt ſich das Wort unmittelbar mit der Sache verbinden, und der Begriff entſteht ebenfalls aus der Empfindung der Sache. Da dieſes bey Figuren auf die leichteſte Art angeht, ſo iſt ſichs nicht zu verwundern, wenn man in der Geometrie von Wortſtreiten bald gar nichts weiß, und warum jeder, der ſich etwan aus Mangel der Erlernung dieſer Wiſſenſchaft in Benennung der Figuren verſtößt, ſehr leicht kann zurechtgewieſen werden. Die Naturlehre und Naturgeſchichte kömmt durch die Bemühung der Naturforſcher dieſem Grade der Vollkommenheit immer näher, weil Erfahrungen, Beobachtungen, Verſuche, Abbildungen und Modelle die Mittel ſind, wodurch man die Namen mit der Sache verbinden kann. Man ſehe, was wir in der Dianoiologie (§. 698.) hierüber angemerkt haben.

§. 338. Alle die Wörter, die, in ihrem eigentlichen Verſtande genommen, ein in die Sinne fallendes Ganzes vorſtellen, machen, in Abſicht auf das Hypothetiſche der Sprache, die erſte Claſſe und zugleich die Grundlage zur Beſtimmung der Bedeutung jeder übrigen Wörter aus. Die zweyte und nächſt darauf folgende Claſſe gründet ſich auf die Aehnlichkeit des Eindruckes, den die Dinge der Intellectual- und Körperwelt in die Seele

machen,

machen, und welche verurſacht, daß zu Benennung von beyden einerley Wörter gebraucht werden, welche in ihrem eigentlichen Verſtande Dinge der Körperwelt, in metaphoriſchem Verſtande aber Dinge der Intellectualwelt oder abſtracte Begriffe vorſtellen. Da man die Dinge der Intellectualwelt nicht vorzeigen kann, ſo iſt die Vergleichung derſelben mit den Dingen der Körperwelt das einzige Mittel, das Bewußtſeyn und Vorſtellung derſelben bey andern zu erwecken, und dieſe Vergleichung iſt deſto ungezwungener, je größer die Aehnlichkeit des Eindruckes iſt, und je mehr ſich dieſe auf die menſchliche Natur überhaupt gründet. Denn es iſt unſtreitig ein Menſch mehr dazu aufgelegt als ein anderer, und der eine kann ganze weitläuftige und genau paſſende Allegorien ausſinnen, wovon ein anderer kaum den Anfang verſteht, wenn man ihm nicht darinn nachhilft. Wir haben die Art, wie ſolche Vergleichungen veranlaßt werden und vorgehen, und wie die Sprache bereits dazu eingerichtet iſt, in der Alethiologie (§. 45. ſeqq.) betrachtet. So ferne wir für Dinge von ganz verſchiedener Art einerley Wörter gebrauchen, ſo müſſen wir bey dem Gebrauch derſelben immer vorauswiſſen, von welcher Art jedesmal die Rede iſt, und dieſes giebt mehrentheils der Zuſammenhang an, es ſey denn, daß die Allegorie ſo vollkommen gemacht werde, daß ſie eben ſowohl im natürlichen als im verblümten Verſtande genommen werden könne. In jeden andern Fällen äußern ſich Unterbrechungen und Abweichungen von dem Bilde, oder von der Sache, die die Wörter im Fall einer Allegorie vorſtellen würden.

§. 339. Wegen der Aehnlichkeit des Eindruckes geben wir Dingen einerley Namen, die Gegenſtände verſchiedener Sinnen ſind, oder auch wohl gar nicht in die äußern Sinnen fallen, ſondern unmittelbar zu dem abſtractern Gedankenreiche gehören. Es findet ſich aber

der Unterſchied dabey, daß wir im letztern Fall faſt immer genöthigt ſind, die Namen für abſtracte Begriffe von ſinnlichen Dingen und Bildern herzunehmen, im erſtern aber dient es nur zu Abkürzung der Sprache, und bähnt etwan den Weg, uns zu dem andern leichter zu gewöhnen.

§. 340. Um dieſes mehr ins Licht zu ſetzen, ſo merken wir an, daß Gegenſtände der äußern Sinnen, eben deswegen, weil ſie können empfunden und vorgezeigt werden, jedes für ſich mit einem eigenen Namen belegt werden können, und es iſt eben nicht unumgänglich nothwendig, den einen mit dem Namen des andern zu belegen. Indeſſen iſt es in den wirklichen Sprachen theils zufälliger Weiſe, theils auch wegen Aehnlichkeit des Eindruckes geſchehen. Im erſtern Fall iſt es vielmehr ein Fehler der Sprache, weil Dinge, die gar nichts gemein haben, ſchicklicher mit eigenen Wörtern benennt werden. Im andern Fall mag die Aehnlichkeit des Eindruckes einen abſtractern Begriff veranlaſſen, welchen das Wort, womit die Gegenſtände benennt werden, in ſeiner allgemeinern oder tranſcendenten Bedeutung vorſtellt. Auf dieſe Art gebrauchen wir die Wörter lang, kurz, welche eigentlich auf die Ausdehnung dem Raume nach gehen, bey der Zeit, und bald bey allem, was einer Dimenſion fähig iſt.

§. 341. Hingegen ſind wir faſt immer genöthigt, abſtracte Begriffe durch Wörter anzuzeigen, die von ſinnlichen Dingen hergenommen ſind, und einen ähnlichen Eindruck machen, weil wir ſolche Begriffe nicht vorzeigen können. Iſt aber einmal der Anfang zu ſolchen Benennungen gemacht, ſo iſt es wohl möglich, ſolche Begriffe unter ſich zu vergleichen, zuſammenzuſetzen, zu verbinden, ꝛc. und die dadurch veranlaßten oder herausgebrachten neuen Begriffe, mit neuen Namen zu belegen, wenn es ſich der Mühe lohnet (§. 200.). Man

thut aber auch in ſolchen Fällen beſſer, auf die Aehnlichkeit des Eindruckes zu ſehen, und ſtatt ganz neuer Wörter, abgeleitete, zuſammengeſetzte oder metaphoriſche zu nehmen. Wir merken nur an, daß ſolche Wörter ſchon anfangen, künſtlicher zu werden, als daß wir ſie noch zur zweyten Claſſe rechnen könnten. Sie machen auch die Grundlage der abſtractern Wiſſenſchaften aus, und wir könnten ſie mit dem bereits üblichen Namen von Kunſtwörtern, Terminis technicis, benennen, daferne nicht dadurch überhaupt alle nur in einzelnen Künſten und Wiſſenſchaften vorkommende Wörter verſtanden würden.

§. 342. Ueberhaupt können bey allen bisher in dieſer Abſicht betrachteten Claſſen von Wörtern Wortſtreite vorkommen. Es findet ſich aber ein merklicher Unterſchied dabey. Denn bey der erſten Claſſe (§. 338.) können die Wortſtreite unmittelbar durch Vorzeigung der Sache gehoben werden, und dieſes Mittel iſt in der Naturlehre, beſonders aber und leichter noch in der Meßkunſt, durchaus möglich. Da dadurch die Wörter mit der Sache ſelbſt verbunden werden, ſo hat man ſich öfters zu verwundern, wenn man theils Philologen findet, welche die Begriffe der Mathematiker nach der Etymologie beſtimmen; theils auch bloße Metaphyſiker antrift, die eben deswegen von mathematiſchen Dingen ſehr unrichtig denken, weil ſie die Begriffe nicht von der Sache, ſondern aus andern ganz abſtracten und viel unbeſtimmtern Begriffen herleiten wollen.

§. 343. Bey der zweyten Claſſe ſind die Wortſtreite ſchon ungleich häufiger und leichter. Sie begreift diejenigen Wörter, welche von ſinnlichen Dingen hergenommen ſind, in figürlichem Verſtande aber, wegen Aehnlichkeit des Eindruckes, abſtracte und zur Intellectualwelt gehörende Dinge vorſtellen. Es liegt dabey immer eine Vergleichung zum Grunde, welche einen

abſtra-

abſtracten Begriff unter einem ſinnlichen Bilde vorſtellt. Und dieſe Vergleichung muß unmittelbar ſeyn, daferne das Wort zu der zweyten Claſſe ſolle können gerechnet werden. Die Auseinanderſetzung der Vergleichungsſtücke, ſo weit ſie immer reichen mögen, klärt ſolche Begriffe am beſten und deutlichſten auf, und was in dem abſtracten Begriffe willkührlich und wankend ſcheinen möchte, wird dadurch auf ein nettes Ganzes gebracht, von welchem man um deſto weniger Urſache hat, abzugehen, weil die Aehnlichkeit des Eindruckes, welche den abſtracten Begriff bildet, dabey ganz zum Grunde liegt. Auf dieſe Art ſind z. E. in der Erfindungskunſt die Begriffe **Rückweg**, **Umweg**, **Abweg**, **Spur**, **Leitfaden**, **Lücke**, **Fragment**, ꝛc. von ſinnlichen Dingen hergenommen, und ſehr brauchbar und beſtimmt, wenn man die Vergleichungsſtücke dabey entwickelt und die Allegorie fortſetzt.

§. 344. Auf die erſtbeſchriebene Art zu verfahren, erhält man Klarheit und Deutlichkeit bey den abſtracten Begriffen, weil jede Vergleichungsſtücke durch die Vergleichung mit einem ſinnlichen Bilde auseinandergeſetzt werden. Die Möglichkeit, einander verſtändlich zu bleiben, gründet ſich darauf, daß andere die ihnen vorgezeigte Aehnlichkeit des Eindruckes ebenfalls empfinden können, wenn ſie von dem ſinnlichen Bilde klare Begriffe haben. Dieſe Forderung richtet ſich allerdings nach den beſondern Fähigkeiten einzelner Menſchen, und nach der Geſchicklichkeit und Bemühung, auch den Einfältigſten verſtändlich zu bleiben. Demnach gilt auch hievon, was wir in der Dianoiologie von den menſchlichen Fähigkeiten und Fertigkeiten überhaupt angemerkt haben. (§. 531. ſeqq. l. cit.)

§. 345. Hingegen bey der dritten Claſſe von Wörtern, wobey die Vergleichung mit ſinnlichen Bildern nicht unmittelbar iſt, ſondern welche durch andere ebenfalls abſtracte Wörter müſſen definirt werden, fällt die

Klarheit in der Vorſtellung größtentheils weg, und ſie geben häufigern Anlaß zu Wortſtreiten. Sie können auch nicht ſo unmittelbar durch genau paſſende ſinnliche Bilder aufgeklärt werden, und der Beweis, daß der Umfang des dadurch vorgeſtellten Begriffes richtig beſtimmt ſey, und nichts Willkührliches habe, iſt nicht immer ſo leicht.

§. 346. Bey dieſer dritten Claſſe haben wir gleichſam nur Worte und Begriffe gegen einander zu halten, weil wir ſetzen, daß die Sache entweder nicht im Ganzen oder auch gar nicht vorgezeigt werden könne, ſondern ſchlechthin ideal ſey, wohin überhaupt alle allgemeinere Verhältnißbegriffe können gerechnet werden (Dianoiol. §. 476. ſeqq.). Um nun die dabey vorfallenden Schwierigkeiten zu entwickeln, ſo werden wir die einzeln Fälle umſtändlicher auseinander ſetzen. Und da findet ſich gleich anfangs der Unterſchied, ob man den Begriff nach dem Wort einrichtet, oder ob man das Wort zu dem Begriffe wählt? Von dieſen zween Fällen kömmt der letztere gemeiniglich vor, wo jemand auf einen neuen Begriff verfällt, der beſonders benennt zu werden würdig ſcheint. Dieſer Fall kann aber auch vorkommen, wo der Begriff nicht neu iſt, ſondern nur dem Nachſinnenden neu ſcheint, dabey aber bereits unter einem andern Namen bekannt ſeyn kann. Letzteres kann allerdings zu Wortſtreiten Anlaß geben, wo man endlich findet, man habe unter verſchiedenen Namen einerley Begriffe verſtanden. Was aber vorzüglich hierüber anzumerken iſt, kömmt auf die Auswahl des Namens an. Hiezu nimmt man nun nicht Wurzelwörter, die noch gar nichts anders bedeuten, ſondern entweder abgeleitete, oder zuſammengeſetzte oder metaphoriſche Wörter, und da geſchieht es ſelten, daß dieſe Wörter den vorhabenden Begriff genau ausdrücken, und andere können mehr oder minder darunter verſtehen. Was nun der Erfinder des Begriffes hiebey zu thun hat, um Wortſtreite zu vermeiden, iſt, daß er durch eine

eine Definition den eigentlichen Umfang ſeines Begriffes beſtimme, und dabey nicht nur die Möglichkeit deſſelben erweiſe, ſondern auch durch tüchtige Gründe zeige, daß man nicht Urſache habe, dieſen Umfang weder weiter noch enger zu nehmen, und daß der Begriff an ſich ein nettes und erhebliches Ganzes vorſtelle. Auf dieſe Art wird der Name in ſo ferne gleichgültig, daß die Leſer ſich an ſeiner buchſtäblichen Bedeutung nicht ſo ſtrenge aufhalten, wie es geſchehen kann, wenn der Umfang des Begriffes willkührlicher iſt, oder wenigſtens zu ſeyn ſcheint.

§. 347. Der andere Fall, wo man nämlich den Begriff nach dem Wort richtet, kömmt mehrentheils vor, wo man ſich noch an keine Definition des Wortes gewöhnt hat. Denn da entſteht der Begriff aus den Fällen und Redensarten, in welchen man das Wort gehört hat. Und in der gemeinen Erkenntniß, ſo ferne nämlich dieſe der wiſſenſchaftlichen Erkenntniß entgegengeſetzt iſt, läßt man es bey dieſer Art, zu den abſtracten Begriffen zu gelangen, bewenden, (§. 310. ſeqq. und Dianoiol. §. 601.). Es iſt für ſich klar, daß nicht jedem für jedes Wort einerley Fälle und Redensarten vorkommen, und daß folglich auch nichts leichters und nichts häufiger iſt, als daß man in Abſicht auf den Umfang abſtracter Begriffe uneins ſey. Man wird hiebey eine der vornehmſten Quellen der Vorurtheile finden, die von der Auferziehung und Umſtänden jeder einzelner Menſchen herrühren, und die ſodann in ganze philoſophiſche Syſtemen einen augenſcheinlichen Einfluß haben. Die tiefer verſteckte Wortſtreite rühren bey ganzen Syſtemen ebenfalls daher, daß man ſchon für die Wörter, welche, andere zu definiren, gebraucht werden, Begriffe von verſchiedenem Umfange annimmt, und nicht ſelten die erſten Definitionen ſo einrichtet, damit man im Folgenden andere darauf bauen, und gewiſſe beliebte Sätze daraus herleiten könne.

§. 348. Das Mittel, ſolche Wortſtreite und bloß ſcheinbare Beweiſe zu vermeiden, iſt nun eben das, ſo wir vorhin (§. 346.) angegeben haben. Man muß das Willkührliche in dem Umfang der Begriffe aufheben, und eine Art von Nothwendigkeit dabey einführen, folglich jeden Begriff ſo beſtimmen, daß er für ſich ein nettes und vollſtändiges Ganzes vorſtelle. Man ſehe, was wir in dem dritten Hauptſtücke der Alethiologie (§. 135-158.) hierüber angemerkt haben. Man kann überhaupt auch anrathen, in abſtracten Wiſſenſchaften die Anzahl der Kunſtwörter lieber zu vermindern als zu vermehren. Sie dienen auch meiſtens nur zur Abkürzung der Ausdrücke, und verwandeln dieſe Kürze mehrentheils in eine Dunkelheit und wenigſtens ſcheinbaren Wortkram, weil nicht jeder ſich die Mühe nimmt, ſich alle die Wörter und ihre Definitionen ſo genau bekannt zu machen. So iſt z. E. in der ſcholaſtiſchen Weltweisheit viel Nützliches. Es liegt aber unter einem faſt ungeheuern Wortkrame gleichſam begraben.

§. 349. Wir haben ferner bereits ſchon in der Alethiologie (§. 156.) angemerkt, daß die Sprache lange nicht genug Wörter für jede Begriffe und ihre Modificationen hat, und daß man daher gleichſam genöthigt iſt, die Wörter der Sprache ſtuffenweiſe metaphoriſch zu machen, bis ſie bald vieldeutig werden, und einen unbeſtimmten Umfang in ihrer Bedeutung bekommen, der ſich in jeden einzeln Fällen aus dem Zuſammenhange der Rede näher beſtimmt, daferne es nicht unmittelbarer durch eine Definition geſchieht, wodurch man anzeigt, was man in einem vorgegebenen Falle durch dieſes oder jenes Wort verſtehe. Solche Definitionen ſind nun auf eine viel unmittelbarere Art Hypotheſen, nicht in ſo ferne der Begriff willkührlich iſt, ſondern in ſo fern man ihn durch das Wort benennt, ungefähr wie man in der Algeber die in die Rechnung gezogenen Größen durch Buchſtaben bezeichnet, ſchlecht-

hin um ſie von einander zu unterſcheiden und kurz vorzuſtellen. Unterläßt man aber ſolche Definitionen, ſo daß der genaue Verſtand des Wortes aus dem Zuſammenhange beſtimmt werden muß, ſo gilt hier, was wir bereits oben (§. 307-312.) angemerkt haben.

§. 350. Läßt man aber einem Worte einen noch unbeſtimmten Umfang der Bedeutung, ſo gebraucht es allerdings einige Behutſamkeit, wenn man daſſelbe zum Mittelgliede von Schlüſſen macht. Denn da könnte leicht der Oberſatz in einem ganz andern Umfange wahr ſeyn, als der Unterſatz, und ſo hätte man in der Schlußrede nicht drey, ſondern vier wirklich verſchiedene Glieder, und der Schlußſatz könnte ganz oder zum Theile falſch ſeyn, oder ſeine Glieder werden metaphoriſch, und da muß ſeine Richtigkeit für ſich geprüft werden. Auf dieſe Art laſſen ſich Allegorien fortſetzen, aber ſolche Schlüſſe ſind nur die Veranlaſſung dazu. So z. E. wenn man den Verſtand unter dem Bilde eines Lichtes vorſtellt, ſo läßt ſich allerdings viel von dem, was man von einem Lichte ſagen kann, metaphoriſch von dem Verſtande ſagen, und die Allegorie kann weit fortgeſetzt werden. Der Unterſatz in dieſen Schlüſſen iſt immer, daß der Verſtand ein Licht ſey, aber das Prädicat des Oberſatzes wird im Schlußſatze metaphoriſch, und muß geprüft werden, ob es als eine Metapher vom Verſtande könne geſagt werden. Denn da in ſolchen Schlüſſen fünf Glieder ſind, ſo dienen ſie nur als Anläſſe zu Vermuthungen, die deſſen unerachtet öfters glücklich ausfallen. Es iſt unſtreitig, daß von den ſo genannten glücklichen und unerwarteten Einfällen viele auf dieſe Art veranlaßt werden.

§. 351. Die ziemlich beſtimmte und in Vergleichung der Menge von Begriffen geringe Anzahl der Wörter einer Sprache macht ferner das Definiren der Begriffe und Wörter in vielen Fällen ſchwer und großentheils unmöglich. Denn es kömmt immer darauf an, ob die

Sprache Wörter habe, welche man zu der Definition gebrauchen müßte, und die den behörigen Umfang in der Bedeutung haben. Trift dieſes ſchicklich zu, ſo iſt es ſehr gelegentlich, weil man die Sprache nehmen muß, wie man ſie findet. Findet man aber dergleichen, ſo ſind dennoch ſolche Nominaldefinitionen öfters nichts anders als bloße Beſtimmungen der Bedeutung des Wortes, und woferne dabey nicht die Sache ſelbſt im Ganzen zum Grunde liegt, ſo ſieht es damit noch mißlicher aus. Denn da entſteht der Begriff, den man mit dem Worte verbindet, aus den Redensarten, in welchen das Wort gebraucht wird, und man richtet die Definition ſo ein, daß ſie dieſen Redensarten und Sätzen nicht zuwiderlaufe. Dieſe Sätze werden demnach bereits vorausgeſetzt, weil ſie der Grund ſind, warum man die Definition vielmehr ſo als anders einrichtet. Leitet man ſie demnach nachgehends aus der Definition her, ſo iſt klar, daß dieſes höchſtens nur in der Abſicht geſchehen könne, um die Definition dadurch wie auf die Probe zu ſetzen, nicht aber um dieſe Sätze daraus zu beweiſen, als welches ein logiſcher Circul wäre. Von dieſer Art iſt z. E. der ontologiſche Satz: Modi poſſunt adeſſe et abeſſe ſalua rei eſſentia. Denn die darinn angezeigte Möglichkeit wird vorausgeſetzt, wenn man die Begriffe des Weſens und der Modificationen definiren und die Definitionen beweiſen will (Dianoiol. §. 23. 22.). Und überhaupt will dieſer Satz nicht mehr ſagen, als daß wir den Sachen einerley Namen beybehalten, ohne auf gewiſſe kleinere Veränderungen zu ſehen, die ſie leiden. Und dieſes thun wir theils zur Abkürzung der Sprache, theils zum Behufe des Gedächtniſſes, theils auch weil die Veränderungen uns nicht immer in die Sinnen fallen, und mehrentheils auch der Zeit nach durch unmerkliche Stuffen gehen.

Phäno-

Phänomenologie
oder
Lehre
von
dem Schein.

Phänomenologie.

Erſtes Hauptſtück.
Von den Arten des Scheins.

§. 1.

Die menſchliche Erkenntniß hat nicht nur das beſonders, daß wir gleichſam genöthigt ſind, unſere Begriffe an Wörter und Zeichen zu binden, durch deren Vorſtellung wir uns die dadurch angedeuteten Begriffe und Bilder der Dinge wieder zu Sinne bringen, ſo gut wir uns derſelben errinnern können: ſondern die Art, wie wir nach und nach zu Begriffen und Vorſtellungen gelangen, bringt darinn noch eine andere Verwirrung hervor, die uns die Verſicherung von der Richtigkeit und Uebereinſtimmung der Begriffe mit den Dingen ſelbſt, in vielen Fällen und aus vielfältigen Urſachen ſchwer macht. Wir haben nämlich nicht ſchlechthin das Wahre dem Falſchen entgegen zu ſetzen, ſondern es findet ſich in unſerer Erkenntniß zwiſchen dieſen beyden noch ein Mittelding, welches wir den Schein nennen, und dieſer macht, daß wir uns die Dinge ſehr oft unter einer andern Geſtalt vorſtellen, und leichte das, was ſie

zu ſeyn ſcheinen, für das nehmen, was ſie wirklich ſind, oder hinwiederum dieſes mit jenem verwechſeln. Die Mittel, dieſes Täuſchwerk zu vermeiden, und durch den Schein zu dem Wahren durchzubringen, ſind demnach einem Weltweiſen, der durchaus das Wahre an ſich zu erkennen ſucht, um deſto unentbehrlicher, je mannigfaltiger die Quellen ſind, woraus die Blendungen des Scheins fließen. Die Theorie des Scheins und ſeines Einfluſſes in die Richtigkeit und Unrichtigkeit der menſchlichen Erkenntniß, macht demnach den Theil der Grundwiſſenſchaft aus, den wir die Phänomenologie nennen, und in dieſem erſten Hauptſtücke den Begriff davon entwickeln werden.

§. 2. Der Begriff des Scheins iſt ſowohl dem Wort als ſeinem erſten Urſprunge nach, von dem Auge oder von dem Sehen hergenommen, und ſtuffenweiſe auf die übrigen Sinnen und auf die Einbildungskraft ausgedehnt, und dadurch zugleich allgemeiner, und theils auch vielfach geworden. Hingegen iſt die Theorie des Scheins, ſo fern man nämlich etwas vollſtändiges verlangt, bisher faſt ganz bey dem Auge zurücke geblieben. In der That beut auch das Auge vielfachern Stoff zum Schein an, ſeine Structur iſt einfacher, und die Wege des Lichtes bekannter, und ſo war eine nähere Möglichkeit da, die Theorie des Sehens auf richtige und brauchbare Gründe zu bringen, und damit die mathematiſchen Wiſſenſchaften zu bereichern. Ueberdieß war die Optik oder Sehekunſt den Aſtronomen, welche aus der ſcheinbaren Geſtalt des Himmels auf die wahre Einrichtung des Weltbaues zu ſchließen hatten, viel zu unentbehrlich, als daß ſie nicht die ſchwerern optiſchen Lehrſätze längſt ſchon hätten aufſuchen und anwenden ſollen. In den neuern Zeiten haben die Fernröhren und Vergrößerungsgläſer neuen Stoff zur Erweiterung der optiſchen Wiſſenſchaften gegeben,

und ſo hat es allerdings an Anläßen, Fleiß und Bemühung für dieſen Theil der Phänomenologie nicht gefehlt, ſo ſehr auch die übrigen zurücke geblieben ſind.

§. 3. Es iſt unnöthig, viele Fälle hier anzuführen, wodurch der Unterſchied des Scheins und der wahren Beſchaffenheit der ſichtbaren Dinge, in ſo fern ſie ein Gegenſtand des Sehens ſind, gewieſen wird. Denn ſo weiß jedermann, daß einerley Dinge in größerer Entfernung kleiner, undeutlicher und blaſſer ſcheinen; daß ſie, von andern Seiten betrachtet, anders ausſehen; daß ihre Farbe ſich mit Abänderung des auffallenden Lichtes ändert; daß den Schiffenden die Ufer ſich zu entfernen, oder zu nähern, und überhaupt zu bewegen ſcheinen; daß ein Circul, ſchief betrachtet, ablang, und hinwiederum eine ablange Ovale, von gewiſſen Seiten betrachtet, rund ſcheinen könne ꝛc. Aus ſolchen und unzähligen andern täglich vorkommenden Fällen, weiß jedermann, daß die ſcheinbare Geſtalt und Anſehen der Dinge von ihrer wahren Geſtalt müſſe unterſchieden werden, und daß man von jener auf dieſe nicht ſo ſchlechthin ſchließen könne, weil es Fälle giebt, wo ganz verſchiedene Dinge ſich unſern Augen unter einerley Geſtalt zeigen. Alles dieſes iſt nun in der Optik ſo weit entwickelt und auf Grundſätze gebracht, daß man darinn von dem Schein der ſichtbaren Dinge einen ausführlichen Begriff geben kann. Man weiß nämlich, daß alles, was man anſieht, ſich auf dem Augennetze gleichſam abmalet; daß dieſes kleine Gemälde eben ſo in das Auge fällt, als die Gegenſtände ſelbſt, und daß von dem Schein der Gegenſtände gelte, was von dieſem kleinen Gemälde auf dem Augennetze kann geſagt werden, es mag nun die Figur, Größe, Entfernung, Lage, Farbe, Helligkeit, Ruhe oder Bewegung betreffen. Man hat daher in der Optik den Grundſatz angenommen, daß Dinge einerley ſcheinen, ſo fern ſie auf einer-

ley

ley Art in das Auge fallen. Und dieſer Grundſatz, auf jede Sinnen ausgedehnt, wird ſo lauten: daß einerley Empfindung entſtehe, wenn eben der Sinn einerley Eindruck leidet.

§. 4. Die Optiker ſind darinn noch weiter gegangen, und haben in der Perſpective Mittel angegeben, den Schein der ſichtbaren Dinge zu malen, oder wenigſtens ihre ſcheinbare Figur nach geometriſcher Schärfe ſo zu zeichnen, daß ſowohl die Gegenſtände ſelbſt, als die Zeichnung, aus den angegebenen Geſichtspunkten betrachtet, einerley Bild auf dem Augennetze machen, oder auf einerley Art in das Auge fallen. Und da der Schein von dem Wahren öfters ſehr verſchieden, ja ganz entgegengeſetzt ſeyn kann, ſo haben ſie beſonders in der Aſtronomie für den Schein eine eigene Sprache angenommen, und die Ueberſetzung aus derſelben in die wahre, und hinwiederum aus dieſer in jene gewieſen. Und dieſes macht in der That auch den Unterſchied zwiſchen der ſphäriſchen und theoriſchen Aſtronomie aus. Wir merken dieſes hier um deſto mehr an, weil, wenn wir die Phänomenologie als eine tranſcendente Optik anſehen, wir uns ebenfalls eine tranſcendente Perſpective, und Sprache des Scheins gedenken, und folglich dieſe Begriffe zugleich mit dem Begriffe des Scheins bis zu ihrer wahren Allgemeinheit erweitern können. Und in ſo ferne Dichter malen, ſo ferne wird auch ein Theil der Dichtkunſt zu dieſer tranſcendenten Perſpective oder Malerkunſt gerechnet werden können.

§. 5. Wenn wir den optiſchen Begriff des Scheins (§. 3.) auf jede Sinnen ausdehnen, ſo wird er überhaupt in dem Eindrucke beſtehen, den die empfundenen Dinge in den Sinnen machen. Dieſer Eindruck wird in Abſicht auf das Auge insbeſondere das Bild der Sache genennt, und das Bewußtſeyn, daß wir dieſes Bild empfinden, giebt den klaren Begriff von

dem

dem Schein der geſehenen Sache. In Anſehung der übrigen Sinnen haben wir, ſo viel mir bewußt iſt, in der Sprache kein Wort, welches überhaupt vorſtellte, was das Wort Bild in Anſehung des Auges vorſtellt, und vielleicht würde es zu hart ſeyn, wenn wir den Eindruck oder klaren Begriff, den uns jede Sinnen durch die Empfindung ihrer Gegenſtände geben, damit benennen, und z. E. das Bild der Wärme, des Schalles ꝛc. ſagen wollten. Indeſſen würde dieſe Benennung das ausdrücken, was uns dieſe Gegenſtände, der Empfindung nach, zu ſeyn ſcheinen.

§. 6. Bey dem erſt gegebenen Begriff des Scheins ſetzen wir voraus, daß die Empfindung durch eine wirklich außer uns ſich befindende Sache verurſacht werde, und in allen ſolchen Fällen ſteht der Begriff von dem, was dieſe Sache in der That iſt, mit demjenigen, den ſie durch die Empfindung in uns hervorbringt, in einer gewiſſen Verhältniß. Dieſe Verhältniß wird durch die Lage der Sache und des Sinnes, wodurch die Sache empfunden wird, dergeſtalt beſtimmt, daß ſich von der Empfindung auf die Beſchaffenheit der Sache, oder hinwiederum von dieſer auf jene ſchließen läßt. Erfahrung und Uebung hilft uns hierinn in vielen Fällen zu einer gewiſſen Fertigkeit, ungeacht die mathematiſche Genauigkeit bisher faſt allein in der Optik hat erhalten werden können, weil wir da Mittel haben, ſowohl den Schein als das Wahre in mehrerley Abſichten auszumeſſen.

§. 7. Es iſt aber erſt angeführte Vorausſetzung nicht allgemein, weil uns die Erfahrung Beyſpiele von dem Gegentheil giebt. Nämlich die Begriffe, die wir ſonſt durch die Empfindung einer wirklich außer uns vorhandenen Sache erlangen, können auch in uns erweckt werden, ohne daß die Sache vorhanden ſey, oder in die Sinnen wirke. So z. E. iſt das Läuten in

den

den Ohren jedermann bekannt. Im Schwindel ſcheint alles ſich umzudrehen, und im Traume ſtellen wir uns Dinge eben ſo lebhaft vor, als wenn ſie vorhanden wären. Die innere Wärme des Leibes miſcht ſich vielfältig in das Urtheil, ſo wir, der Empfindung nach, von der äußern Wärme fällen, und die Thermometer haben uns gelehrt, daß einerley Temperatur der Luft uns kalt und warm vorkommen könne. Ueberhaupt mengen ſich die aus innerlichen Urſachen herrührenden Bewegungen der Empfindungsnerven in die, ſo von den äußern Gegenſtänden herkommen, und erſt angezogene Erfahrungen zeigen, daß jene auch ohne dieſe allein wirken, oder ſie in der Wirkung überwiegen können. Von dem, was in hitzigen Fiebern, im Deliriren ꝛc. vorgeht, iſt hier unnöthig anzuführen, weil ſolche Zufälle ſich bey geſundem Zuſtande der Sinnen nicht einfinden.

§. 8. Indeſſen zeigen uns dieſe Beobachtungen eine beſondere Art und Quelle des Scheins an, welcher ſich, auch ohne von äußern Gegenſtänden veranlaßt zu werden, einfinden kann. Es kann daher Fälle geben, wo man in der That ſich aus andern Gründen, Kennzeichen und Verſuchen verſichern muß, ob ein ſolches Blendwerk vorgehe, oder die Sache wirklich ſey? Bey unerwarteten und unmöglich ſcheinenden Fällen zweifeln wir an der Wirklichkeit, und hinwiederum nach gar zu lebhaften Träumen ſtehen wir an, ob es nicht wirklich ſey?

§. 9. Aber auch dieſer Unterſchied iſt von den Idealiſten angefochten worden, als welche dieſe zweyte Art des Scheins ſchlechthin auf alles ausdehnen, was wir ſonſt wirklich außer uns zu ſeyn glauben. Sie machen zwiſchen dem, was wir wachend ſehen, und dem, was wir im Traume ſehen, keinen andern Unterſchied, als den, ſo zwiſchen einer zuſammenhängenden und nicht

zuſam-

zuſammenhängenden Einbildung ſtatt hat, und ſehen folglich die ganze Körperwelt ſchlechthin als einen bloſſen Schein an. Wir merken hier nur beyläufig an, daß dieſer idealiſche Schein etwas ganz beſonderes haben müßte. Denn nimmt man die Körperwelt als real an, ſo giebt ſie lauter zuſammenhängende Wahrheiten, weil keine Erfahrung der andern weder widerſpricht noch widerſprechen kann. Hingegen werden wir im Folgenden umſtändlicher zeigen, daß jeder andere Schein, als real angenommen, nicht durchaus mit ſich ſelbſt beſteht, und dadurch verräth, daß er nicht als real angenommen werden kann, ſondern das Reale, oder was die Sache an ſich iſt, erſt daraus geſchloſſen werden muß.

§. 10. Wir haben bisher die Arten des Scheins überhaupt angezeigt, die in Anſehung der Sinnen vorkommen. Es dehnt ſich aber der Schein auch bis in das Gnadenreich aus, und beſonders bieten uns das **Bewußtſeyn**, das **Gedächtniß** und die **Einbildungskraft**, verſchiedene Quellen des Scheins an, und die **Leidenſchaften** tragen nicht wenig dazu bey, die Verwirrung zu vermehren, weil ſie die Aufmerkſamkeit auf beſondere Seiten lenken, das Bewußtſeyn hemmen oder verſtärken, und die Einbildungskraſt zum Nachtheil der Vernunft und des Verſtandes reger machen, als es zur genauen und richtigen Erkenntniß und Prüfung der Wahrheit erfordert würde.

§. 11. Das **Bewußtſeyn** kömmt bereits ſchon bey den Empfindungen der äußern Sinnen vor. Einmal findet ſich in jeder Empfindung ungemein viel Mannichfaltiges, weil ſie individual, und daher durchaus beſtimmt iſt. Allein, wir ſind uns dieſes Mannichfaltigen niemals durchaus bewußt, und es bleiben in jeder Empfindung immer unbemerkte Stücke. Daher kann es geſchehen, daß bey Wiederholung der Empfindung

uns andere Stücke lebhafter vorkommen, und dieſes kann uns veranlaſſen, eine und eben die Sache für zwo verſchiedene Sachen anzuſehen, oder hinwiederum zwo verſchiedene Sachen für eine zu halten, oder eine für die andere zu nehmen. Es iſt für ſich klar, daß das Gedächtniß dazu beyträgt, wenn wir uns der Empfindung, wie wir ſie das erſtemal hatten, nicht mehr ganz errinnern.

§. 12. Sodann iſt es möglich, daß eine Empfindung, wovon wir uns nicht aller Theile bewußt ſind, nachgehends in uns auflebt, und uns auch einige von denen Stücken zu Sinne bringt, deren wir uns bey der Empfindung ſelbſt nicht bewußt waren, oder hinwiederum andere wegbleiben, deren wir uns bey der Empfindung wohl bewußt waren. Der Begriff der Sache wird dadurch offenbar gleichſam verunſtaltet, und die Urtheile, die wir bey der Empfindung über die Sache fällten, wollen ſich mit dem aufgelebten Begriffe der Sache nicht mehr durchaus reimen. Denn dieſer Begriff ſowohl als der, den wir bey der Empfindung der Sache hatten, ſtellen ſie von verſchiedenen Seiten vor. Und wenn auch beyden Seiten weiter nichts fehlt, als daß ſie die Sache nicht ganz vorſtellen, ſo können ſie widerſprechend ſcheinen, ohne daß ſie es in der That ſind.

§. 13. Das erſt betrachtete mehr oder mindere Bewußtſeyn der einzeln Theile einer Vorſtellung, kömmt aber nicht nur bey den Empfindungen der äußern Sinnen vor, ſondern es dehnt ſich überhaupt auf das ganze Gedankenreich aus, und bringt darinn ähnliche Verwirrungen hervor. Vorzüglich aber äußern ſich dieſe Folgen: 1. Bey Beurtheilung der Grade und des Werths der Dinge, wobey man noch keinen beſtimmten Maaßſtab hat, wie z. E. bey Beurtheilung der Schönheit und Vollkommenheit einer Sache. In ſol-

chen

chen Dingen ſind wir leicht geneigt, die äußerſten Grade, die wir kennen, für die zu nehmen, die an ſich die äußerſten ſind, und wo die Sache gar zu ſehr zuſammengeſetzt iſt, da ſind wir uns weder aller Theile, noch ihres Werthes bewußt, und die Summe kömmt uns bald größer bald kleiner vor, je nachdem das Bewußtſeyn vollſtändiger iſt, und je nachdem wir eine Sache zum Maaßſtabe der Schätzung annehmen. 2. Eben dieſe Veränderlichkeit findet ſich auch bey Beurtheilung der moraliſchen Gewißheit oder der wahrſcheinlichen Beweiſe. Sie können uns bald ſtärker bald ſchwächer vorkommen, je nachdem wir ſie uns lebhafter und ausführlicher vorſtellen. 3. Bey Beurtheilung der Beweggründe, etwas zu wollen oder nicht zu wollen, kann ſich ein ſolcher Wankelmuth ebenfalls einfinden, beſonders wo die Folgen des Entſchluſſes noch erſt wahrſcheinlich ſind, und die Guten gegen die Schlimmern, oder die Folgen des Thuns gegen die Folgen des Unterlaſſens müſſen abgewogen werden. Da iſt es ſchwer, ſich jedesmal aller bewußt zu ſeyn, und die, deren man ſich nicht bewußt iſt, werden leicht als gar nicht mit unterlaufend angeſehen, wenigſtens kann man ſie nicht in die Rechnung ziehen.

§. 14. Die Einbildungskraft giebt uns ebenfalls vielfache und ſehr erhebliche Quellen des Scheins an. Einmal mengt ſie ſich bey den meiſten Empfindungen ſo mit ein, daß wir Mühe haben, das aus der Empfindung entſtehende Bild rein, das iſt, ohne Einmiſchung von ehmals gehabten Vorſtellungen und Schlüſſen, zu erhalten. Daher kömmt es, daß ſehr oft als Erfahrung ausgegeben wird, was ſich nicht unmittelbar empfinden läßt, ſondern aus der Empfindung erſt geſchloſſen, oder von ganz fremden Bildern mit eingemengt wird. Man ſehe, was wir in dem achten Hauptſtücke

der Dianoiologie von ſolchen Fehlern des Erſchleichens angemerkt haben.

§. 15. Sodann iſt die Einbildungskraft die eigentliche Quelle jeder Hirngeſpinſter, Chimären, leeren Träume und Einbildungen. Sie unterſcheidet den von den Sinnen herrührenden Schein von dem wahren nicht, ſondern ſetzt die Bilder zuſammen, ſo unvollſtändig ſie auch ſeyn mögen, und läßt ſie als richtig gelten, ſo lange ſie keine Diſſonanz bemerkt, und jedesmal ſcheinen die Bilder vollſtändig, weil die Lücken darinn, als etwas Leeres, nicht empfunden werden können. Daher ſind die Ausſchweifungen der Einbildungskraft und ihre Jlluſionen und Blendwerke nicht ſelten, und es gebraucht viele Vernunft dazu, wenn man voraus beſtimmen ſoll, wie weit man ihr könne den Lauf laſſen, und wo die Grenzlinie anfängt, da man ſie wieder zurücke lenken muß, dafern man bey dem Wahren und Zuläßigen bleiben will.

§. 16. Der Schein, ſo hiebey vorkömmt, geht auf die Richtigkeit und Vollſtändigkeit der Begriffe, auf die Wahrheit der Sätze und Urtheile, und auf die Zuläßigkeit der Fragen (Dianoiolog. §. 430.). Dieſe Erforderniſſe müſſen in jedem Fall erwieſen ſeyn. Wenn wir uns aber in Ermanglung eines vollſtändigen Beweiſes, nur mit dem begnügen, daß wir einen Theil der Gründe wiſſen, und daß uns nichts dawider einfällt, ſo iſt auch nur noch der bloße Schein da, und die Frage, ob er mit der Wahrheit übereinſtimme, oder davon abweiche, iſt noch unentſchieden. Wie ſich aber dennoch nach dieſem Schein unſer Beyfall richte, haben wir in der Alethiologie (§. 179.) angezeigt, und (Dianoiol. §. 620. ſeq.) umſtändlicher aufgeklärt, wie eine Fertigkeit möglich ſey, durch Empfinden der in dem täuſchenden Schein vorkommenden Diſſo-

Diſſonanzen und Unvollſtändigkeiten denſelben leichter von dem wahren zu unterſcheiden.

§. 17. Endlich ſind die Leidenſchaften vielfältige Urſache, daß wir uns die Dinge anders vorſtellen, als ſie ſind, und folglich uns durch Blendwerk und Schein täuſchen laſſen. Einmal mengt ſich das Angenehme und Unangenehme bey jeden Empfindungen mit ein, und lenkt die Aufmerkſamkeit und das Bewußtſeyn mehr auf die angenehmere oder verdrüßlichere Seite der Sache, ſo daß wir von der andern abſtrahiren, nicht darauf achten, und ſie als gar nicht vorhanden anſehen. Und dieſes geht nicht nur bey den Empfindungen, ſondern auch bey jeden Bildern der Einbildungskraft vor. Luſt und Unwillen, Liebe und Haß, Verlangen und Furcht ꝛc. beſtimmen, ohne daß wir darauf merken, die Seite der Sache, die wir ſehen wollen, und ſtellen ſie uns als die einige und wichtigere vor, und zwar gemeiniglich mit einer merklichen Vergrößerung jeder Theile und Umſtände. Man muß die Vorzüge der Wahrheit genau zu ſchätzen wiſſen, wenn der Vorſatz, ſie, wie ſie an ſich iſt, zu finden, jede Affecten und ihre Blendwerke überwiegen ſoll. Es giebt faſt immer eine Seite, von welcher wir wünſchten, daß ſie nicht wäre, und dieſe muß man ſich ſo gut als die angenehmere gefallen laſſen, um den Werth und Unwerth der Sache genau zu wiſſen, weil man ſich ſonſt zuletzt doch nur würde betrogen finden, wenn ein unerwarteter und noch viel widrigerer Erfolg die Augen öffnet.

§. 18. Die Begriffe des **Leichtern** und **Mühſamern** haben mit den erſt betrachteten Begriffen des **Angenehmern** und **Unangenehmern** eine ſolche Verbindung, daß dieſe bey jenen immer mehr oder minder vorkommen. Sie beſtimmen bey jedem Menſchen von Kindheit auf den natürlichen Hang zu gewiſſen Verrichtungen, Geſchäfften und Arbeiten, und in Abſicht

auf die Erkenntniß beſtimmen ſie ebenfalls die Seite der Sache, die man lieber als andere betrachtet, und ſich daher bekannter macht. Der Mangel der Anläße, der Zwang der Auferziehung, und jede aus andern Quellen fließende Beſtimmung der Lebensart eines Menſchen, mögen hiebey viel ändern, aber auch nicht ſelten zeigt der Erfolg, daß man nicht mit dem Strome geſchifft iſt, das will ſagen, dem natürlichen Beruf nicht gefolgt, ſondern die Naturgaben ihrer Beſtimmung zuwider gebraucht hat. Die Fertigkeiten, die wegen der natürlichen Fähigkeiten auf einen hohen Grad hätten können gebracht werden, unterbleiben aus Mangel der Uebung, weil dieſe auf andere Seiten gelenkt wird. Wie es aber immer damit vorgeht, ſo iſt der Erfolg überhaupt dieſer, daß jeder Menſch durch Uebung und Gewohnheit nach und nach in einen gewiſſen Geſichtspunkt kömmt, aus welchem ſich ihm eine beſondere Seite der Dinge mehr als die übrigen aufdeckt, und das Hauptziel ſeiner Aufmerkſamkeit wird. Die Lücken, die dabey in ſeiner Erkenntniß bleiben, laſſen ebenfalls Unvollſtändigkeiten in ſeinen Urtheilen über die Sachen, und zwar beſonders in denen drey Abſichten, die wir vorhin (§. 13.) bey Betrachtung des Bewußtſeyns angezeigt haben.

§. 19. Die höhern Erkenntnißkräfte, der Verſtand und die Vernunft, ſollen uns eigentlich keine Quellen des Scheins geben, weil ſie es ſind, die durch jedes Blendwerk des Scheins durchdringen, und weil man in der That auch nur in ſo ferne Verſtand und Vernunft hat, in ſo ferne man genau und richtig denkt und ſchließt. So ferne man aber hierinn zurückbleibt, und unrichtige Begriffe und Schlüſſe für richtig anſieht, ſo ferne wird auch nur die Einbildungskraft und das Gedächtniß als der Grund ſolcher Fehler angegeben, weil ſie uns nebſt den Affecten verleiten, Vorſtellungen und Schlüſſe

Schlüſſe für richtig zu halten, die es bey genauerer Prüfung nicht ſind.

§. 20. Wir werden demnach die bisher angezeigten Quellen und Arten des Scheins ſo gegen einander halten, daß wir ihre Verhältniſſe und Unterſchiede überhaupt beſtimmen, und jede Art, ſo viel es die Sprache zuläßt, mit behörigen Namen von den übrigen zu unterſcheiden ſuchen. Die äußern Sinnen geben uns die zwo Arten an, die wir oben (§. 5—8.) betrachtet haben. Beyde haben das gemein, daß in den Empfindungsnerven eine Bewegung vorgeht, die uns das Bild einer Sache in den Gedanken vorſtellt. Hingegen unterſcheiden ſie ſich dadurch, daß dieſe Bewegung der Empfindungsnerven im erſten Fall durch eine wirklich außer uns vorhandene Sache verurſacht wird, im andern Fall aber keine ſolche Sache in die Sinnen wirkt, ſondern nur die Empfindungsnerven durch Flüſſe, wie bey dem Ohrenläuten, durch ſtärkere Bewegung der Lebensgeiſter, wie im Deliriren ꝛc. rege werden. Dieſe letztere Art des Scheins können wir füglich den organiſchen oder auch den pathologiſchen Schein nennen, weil in der That faſt immer dabey ein kränklicher oder demſelben ähnlicher Zuſtand des Sinnes und der Empfindungsnerven vorkömmt. Hingegen wird die erſte Art, wo nämlich die Sache wirklich da iſt, und den Eindruck in die Sinnen macht, am bequemſten der phyſiſche Schein genennt werden können, weil der Eindruck in der That phyſiſch iſt, und der Begriff, den die Empfindung veranlaßt, die Sache nicht ſo faſt, wie ſie an ſich iſt, ſondern nur, wie wir ſie empfinden, vorſtellt. Es giebt Fälle, wo dieſe beyden Scheine zuſammentreffen. So z. E. wenn die Säfte im Auge gelb oder trüb ſind, ſo kann man zwar etwan noch die Dinge ſehen, aber mit andern Farben, und undeutlicher. Eben ſo miſcht ſich die von der Galle herrührende Bit-

terkeit im Munde in den Geſchmack der Speiſen, die man koſtet, und die innere Wärme des Leibes in die Empfindung der äußern. So iſt es auch möglich, daß, wenn währendem Traum die Glocke läutet, oder ein ander Geräuſch entſteht, die Empfindung deſſelben ſich in den Traum einmengt.

§. 21. Was die Idealiſten ſich in Anſehung der Sinnen und der ganzen Körperwelt für eine beſondere Art des Scheins vorſtellen, haben wir bereits (§. 9.) angezeigt, und denſelben den idealiſtiſchen Schein genennt. Da derſelbe mit jeden anderen Arten des Scheins nichts gemein hat, ſondern für ſich zu betrachten iſt, ſo wenden wir uns zu dem Gedankenreiche, und werden überhaupt jede Bilder der Einbildungskraft, ſo fern ſie nämlich in Anſehung der oben (§. 16.) angezeigten Erforderniſſe nicht geprüft noch geläutert ſind, unter dem Namen des pſychologiſchen Scheins begreifen. Ins beſondere aber ſind ſie unter dem Namen von Chimären oder Hirngeſpinſter begriffen, wenn nichts wahres noch reales dabey zum Grunde liegt, ſo daß demnach in dem pſychologiſchen Scheine ein ähnlicher Unterſchied anzutreffen, wie der, ſo zwiſchen dem phyſiſchen und pathologiſchen in Anſehung der äußern Sinnen ſtatt findet, weil Hirngeſpinſter faſt immer Wirkungen einer in ſo ferne kranken, ſchwachen oder ungebändigten Einbildungskraft ſind.

§. 22. Den Schein, der von den Leidenſchaften herrührt, können wir überhaupt den moraliſchen Schein nennen, weil der Wille und die Affecten der Gegenſtand der Moral ſind, und die Begriffe des Guten und Böſen immer dabey mit unterlaufen. Dieſer Schein mengt ſich in die vorhergehenden Arten ſo mit ein, daß die Leidenſchaften den Geſichtspunkt und die Seiten der Sachen beſtimmen, die wir uns eheнder, leichter

und

und lebhafter als die übrigen vorſtellen, und von dieſen mehr oder minder abſtrahiren.

§. 23. Die bisher angeführten Urſachen und Quellen des Scheins finden ſich noch alle in uns ſelbſt. Sie gehören demnach in ſo fern in eine Hauptclaſſe, und wir können ſie die **ſubjectiven Quellen** des Scheins nennen, um ſie von zwoen andern Claſſen zu unterſcheiden, welche theils von den Objecten, theils von ihren Verhältniſſen gegen die ſubjectiven Urſachen herkommen, und daher die **objectiven** und **relativen Quellen** oder Claſſen des Scheins genennt werden können. Wir werden ſie noch anzeigen, um die Abzählung vollſtändig zu machen.

§. 24. Um wiederum bey den äußern Sinnen anzufangen, ſo beut uns die Optik in Abſicht auf das Auge verſchiedene hieher dienende Lehrbegriffe an, die wir allgemeiner zu machen und auf jede Empfindungen auszudehnen haben. Man weiß nämlich, daß die ſcheinbare Geſtalt oder das Bild der ſichtbaren Dinge, 1. von der Lage der Sache, 2. von den Mitteln, wodurch das Licht geht, ehe es auf die Objecte, und von dieſen in das Auge fällt, 3. von der Lage des Auges ſelbſt abhängt. Die Beſchaffenheit oder Art und Stärke des Lichtes, und die Reflexion deſſelben, tragen ebenfalls dazu bey, daß das Bild eine andere Farbe und Klarheit erhält, und an einem andern Orte geſehen wird, als an dem, wo die Sache ſelbſt iſt. Aus allen dieſen Urſachen ſieht das Auge jedesmal nur eine Seite der Sache, und zwar in determinirter ſcheinbaren Figur und Größe. Der Ort des Auges wird an ſich der **Geſichtspunkt** genennt, in Vergleichung mit der Sache aber ſagt man, **daß man ſie von dieſer oder jener Seite betrachte.** Endlich hängt die Deutlichkeit des Bildes von der Entfernung der Sache und von

den Mitteln ab, wodurch das Licht davon in das Auge fällt.

§. 25. In Abſicht auf die übrigen Sinnen haben wir ähnliche Umſtände zu bemerken. Am ähnlichſten ſind ſie allerdings bey dem Gehör, weil der Schall ebenfalls, wie das Licht, gerade geht, reflectirt wird, und durch Mauren und Wände durchdringt. Die Lage des Ohrs hat ebenfalls einen Einfluß auf die Empfindung des Schalles, und man kann noch ziemlich erkennen, woher er kömmt, und von welcher individualen Art der Körper er erregt wird. So hat in der Sprache jeder Buchſtab, und ſodann überhaupt jede Menſchenſtimme etwas ihr eigenes, ohne Rückſicht auf die Höhe und Stärke des Tones.

§. 26. Was nun aber in Abſicht auf jede Sinnen an der Sache geändert wird, und daher auch faſt immer eine bemerkbare Aenderung in der Empfindung derſelben hervorbringt, ändert den objectiven Schein der Sache. Entſteht aber in dem Schein eine Aenderung bey unveränderter Sache und einerley ſubjectiven Quellen des Scheins, ſo rührt ſie von den geänderten Verhältniſſen, z. E. der Lage der Sache und des Sinnes her, und man kann es dieſer Aenderung zuſchreiben, wenn man es auch nicht voraus weiß. Wir führen dieſes hier nur an, um den Unterſchied genauer zu bezeichnen, den wir zwiſchen den objectiven und relativen Quellen des Scheins zu machen haben.

§. 27. In Anſehung des Gedankenreiches ſind wir ſchon längſt daran gewöhnt, die Begriffe der Seiten und der Geſichtspunkte dabey zu gebrauchen, ſo wie wir etwan auch dem Verſtande Augen geben, und den Begriff des Sehens auch auf abſtracte Dinge ausdehnen. Die Seiten ſind nun hier die Verhältniſſe, in welchen eine vorgegebene Sache mit andern ſteht. Z. E. ein Geſchäffte, ein Vorhaben von allen Seiten betrach-

betrachten, will ſagen, auf die Urſachen, Mittel, Hinderniſſe, Umſtände, Schwierigkeiten, Folgen ꝛc. ſehen, und alles durchgehen, was damit in Verbindung ſteht, davon abhängt ꝛc. In ſo vielerley Abſichten eine Sache betrachtet werden kann, ſo viele einzelne Geſichtspunkte hat ſie auch. Und die Redensart, eine Sache näher betrachten, zeigt ebenfalls an, daß man zwiſchen dem Geſichtspunkt und der Sache ſich einen Abſtand gedenkt, welcher deſto kleiner iſt, je genauer und umſtändlicher die Sache in allen Theilen betrachtet wird. Umſtände bemerken und anzeigen, die die Sache aufklären und ihren Zuſammenhang enthalten, heißt Licht und Ordnung über dieſelbe ausbreiten, oder die Sache ins Licht ſetzen.

§. 28. Da demnach die Seiten der Sachen hier die Verhältniſſe ſind, die ſie zu andern Sachen hat, ſo iſt klar, daß jeder einzelne Geſichtspunkt dieſelbe auch nur vermittelſt der dazu gehörigen Verhältniſſe, und folglich weder durchaus, noch unmittelbar, wie ſie an ſich iſt, kenntlich macht, und daher nur die ſcheinbare Geſtalt derſelben zeigt. So ſagt man z. E. die Sache von dieſer Seite betrachtet, kömmt mir ſo vor, daß ꝛc. Denn allerdings ändert ſich die Geſtalt, wenn man ſie von andern Seiten betrachtet, und von einer Seite allein läßt ſich nicht immer die Sache, wie ſie an ſich iſt, vollſtändig erkennen.

§. 29. Die Verhältniſſe zwiſchen der Sache, die man ſich vorſtellt, und demjenigen, der ſie ſich vorſtellt, tragen ebenfalls viel zu dem Bilde oder Begriffe bey, den er ſich davon macht. Der Unterſchied, ob ſie ihm neu, oder ſchon bekannt ſey; ob er daran Antheil nehme, oder ob ſie ihm gleichgültig vorkomme; ob er in ſolchen Sachen ſchon Uebung habe, oder darinn noch unerfahren ſey; ob er mit voreingenommenem oder ruhigem Gemüthe ſie betrachte ꝛc. alles dieſes ändert an

der Sache nichts, weil ſie iſt, was ſie iſt. Hingegen hat es einen merklichen Einfluß auf den Begriff, den er ſich davon macht, und die Seite, die er ſich von der Sache vorſtellt, erhält dadurch ſehr individuale Beſtimmungen.

§. 30. Wir haben oben (§. 16.) ſchon angemerkt, daß in dem Gedankenreiche der Schein auf die Richtigkeit der Begriffe, auf die Wahrheit der Urtheile, und auf die Zuläßigkeit der Fragen gehe. Von dieſen dreyen Arten hat man bereits ſchon die zweyte beſonders herausgenommen, und das Wahrſcheinliche dem Wahren gewiſſermaßen entgegengeſetzt, und für das erſtere eine beſondere Vernunftlehre zu haben verlangt. Da das Wahrſcheinliche eine determinirte Art des Scheins iſt, und zwar eine ſehr ſpeciale, ſo macht dieſe Vernunftlehre einen einzeln und ſehr ſpecialen Theil der Phänomenologie aus. Das Wahrſcheinliche beſteht in einer unzureichenden Anzahl Verhältniſſe eines Satzes zu andern wahren oder auch nur wahrſcheinlichen Sätzen. Und dieſe Verhältniſſe zuſammengenommen, machen die Seite aus, von welcher der Satz in einem gewiſſen Grade wahrſcheinlich iſt (§. 27.). Scheint er, von einer andern Seite betrachtet, falſch zu ſeyn, ſo kömmt es auf eine Vergleichung der Grade, oder der Gründe und Gegengründe an, ob die Wahrſcheinlichkeit oder Unwahrſcheinlichkeit überwiege? Auf eine ähnliche Art läßt ſich die ſcheinbare Richtigkeit und Vollſtändigkeit der Begriffe, wie auch die ſcheinbare Zuläßigkeit der Fragen beſtimmen, als deren Theorie mit zu dem erſtbemeldten ſpecialen Theile der Phänomenologie gehört. Das Gute kann, eben ſo wie das Wahre, mit dem Begriffe des Scheins verbunden werden, weil zwiſchen gut ſcheinen und gut ſeyn, ein ähnlicher Unterſchied iſt (§. 13.).

§. 31. Ungeacht wir bisher die verſchiedenen Arten des Scheins jede beſonders und einzeln betrachtet haben, ſo finden ſie ſich doch in vorkommenden Fällen faſt immer beyſammen, daferne etwas reales dabey ſeyn ſoll. Der ſubjective Schein allein würde ein Traum, ein Hirngeſpinſt, eine leere Einbildung ſeyn. Der objective allein iſt eine bloße Möglichkeit, und ohne ein denkendes Weſen würde ihm immer das fehlen, was ihn zum Schein macht. Beyde müſſen nebſt dem relativen beyſammen ſeyn, wenn etwas reales zum Grunde liegen ſolle. Es kommen aber auch die beſondern Arten des ſubjectiven Scheins mehrentheils beyſammen vor. Denn bey den Empfindungen mengt ſich die Einbildungskraft mit ein, und die Affecten bleiben ſelten ganz weg. Es ſind wenige Theile der menſchlichen Erkenntniß, wobey man ganz gleichgültig bliebe, oder wo die Vorſtellung des Wahren nicht durch Affecten trübe gemacht, oder wo nicht Mühe und Vorſatz erfordert würde, das Wahre zu ſuchen und anzunehmen, wie man es findet. Sodann ſind die Empfindungen die Grundlage zu jeden andern und auch zu den abſtracteſten Begriffen, und es mengt ſich daher in dieſe faſt immer etwas von dem Schein, den jene veranlaſſen, und die Mühe, ſie ganz zu läutern und ſich über die Sinnen hinauszuſchwingen, ohne noch etwas mit ankleben zu laſſen, iſt öfters theils ſchwer, theils fruchtlos. So ſtuffenweiſe wir demnach zu abſtracten Begriffen gelangen, eben ſo ſtuffenweiſe muß auch der Schein vom Wahren getrennt werden, um letzteres rein zu haben, und ſicherer darauf zu bauen. Wir werden daher dieſer Ordnung folgen, und jede Quelle des Scheins beſonders vornehmen, um nachgehends deutlicher ſehen zu können, wie ſie ſich bey zuſammengeſetztern Vorſtellungen vermiſchen, und denſelben determinirte Geſtalten geben.

§. 32. Da wir unſere Empfindungen und Begriffe an Wörter und Zeichen binden, und dieſe ſtatt der Dinge ſelbſt, und öfters auch ſtatt der Begriffe gebrauchen, wie letzteres in der Algeber geſchieht, ſo läßt ſich auch ein hermenevtiſcher und überhaupt ein ſemiotiſcher Schein gedenken. Erſterer bey Auslegung der Zeichen, Reden und Schriften anderer; letzterer aber in Anſehung des Gebrauchs der Zeichen überhaupt. Allegorien, Metaphern, Mißverſtand, Vieldeutigkeit, ꝛc. ſind Quellen und Anläße zu ſolchem Schein, die ſich öfters in die ſubtilſten Sophiſmata einmengen, und die etymologiſche Bedeutung der Wörter geht nicht ſelten von der durch den Gebrauch eingeführten ab. So ſcheinen auch Streitende öfters in der Sache uneins zu ſeyn, da ſie bey genauerer Unterſuchung nur in den Worten von einander abgehen.

§. 33. Um hier eine ähnliche Verwirrung zu vermeiden, werden wir noch anmerken, daß wir den Schein überhaupt betrachtet, von dem, was wir bloßen Schein nennen, unterſcheiden müſſen. Bey letzterm liegt nichts reales zum Grunde, oder wenigſtens das Reale nicht, was ſonſt zum Grunde liegen könnte. So z. E. kann ein bloßer Wiederglanz ein Licht zu ſeyn ſcheinen, und das Falſche den Schein des Wahren, das Böſe den Schein des Guten haben. Hingegen bey dem Schein überhaupt betrachtet, laſſen wir hier unausgemacht, ob er nur Schein, oder mehr als bloßer Schein iſt, weil dieſes aus andern Gründen in jedem Fall erörtert werden muß.

Zweytes

Zweytes Hauptſtück.

Von dem ſinnlichen Schein.

§. 34.

Da unſere ganze Erkenntniß bey den Sinnen anfängt, ſo werden wir der Ordnung der Natur folgen, wenn wir die Quellen des Scheins, die ſie uns anbieten, zuerſt und beſonders zu betrachten vornehmen, zumal, da bald alle Redensarten, die wir in Anſehung des Scheins gebrauchen, von dem Auge hergenommen ſind. Wir haben in vorhergehendem Hauptſtücke den Schein, ſo von den Sinnen herrührt, bereits in den phyſiſchen und den organiſchen oder pathologiſchen eingetheilt, und können hier kürzlich anmerken, daß letzterer durchaus ſubjectiv iſt, bey dem erſtern aber ſowohl das ſubjective, als das objective und relative des Scheins vorkömmt.

§. 35. Die erſte Frage, die ſich hiebey anbeut, iſt dieſe: **Wie man in jeden beſondern Fällen erkennen könne, ob das, ſo wir zu empfinden glauben, ein bloß organiſcher oder aber ein wirklich phyſiſcher Schein ſey**, das will ſagen, ob es durch eine wirklich außer uns befindliche Sache gewirkt werde oder nicht? In Anſehung dieſer Frage merken wir voraus an, daß die Idealiſten ſie ungefähr ſo abfaſſen müſſen: Ob die Seele ſich ohne äußere Veranlaſſung eine Empfindung zu haben einbilde, oder ob ihre Einbildung unvollſtändig und unzuſammenhängend wäre, wenn ſie ſich nicht auch die äußere Veranlaſſung einbildete? Denn in der Sprache der Idealiſten iſt alles hypothetiſch, was die Körperwelt angeht, und unter der Bedingung, die Körperwelt ſey nur eingebildet, müſſen

müſſen ſie alles gelten laſſen, was davon erwieſen wird, wenn man die Bedingung ändert, und ſie als real annimmt, und ſtatt der leeren Einbildung von realen Empfindungen und Vorſtellungen redet.

§. 36. Wir halten uns aber hier bey dieſer idealiſtiſchen Sprache nicht auf, ſondern nehmen die Frage, wie wir ſie vorgetragen haben, um theils die Wege zu ihrer Auflöſung anzuzeigen, theils auch einzelne Fälle zu durchgehen, worinn ihre Erörterung ſtuffenweiſe leichter oder ſchwerer iſt. Da der organiſche Schein ſchlechthin ſubjectiv iſt (§. 20. 23.) ſo gilt von demſelben überhaupt alles, was von dem ſubjectiven Schein kann geſagt werden. Er dehnt ſich nämlich zugleich, und ſo lange die Urſache in uns fortwirkt, auf mehrere Objecte aus. So ſcheinen einem Gelbſüchtigen jede Dinge anders gefärbt, dem Schwindelnden ſcheint alles ſich umzudrehen, und in verdrüßlichen Stunden ärgert, was man ſonſt ſelbſt befehlen oder zulaſſen würde.

§. 37. Eine Hauptclaſſe des organiſchen Scheins ſind die Träume. Sie werden zwar bey dem Aufwachen faſt immer leicht als Träume erkennt, die wenigen Fälle ausgenommen, wo man es ſich faſt nicht ausreden kann. Die meiſten Träume haben an ſich etwas Ungereimtes, und das ſich in den Zuſammenhang der Welt nicht ſchickt. Oefters findet man des Morgens die Sachen noch, wie ſie vor dem Einſchlafen waren, und verſichert ſich dadurch, daß die gefürchtete oder gewünſchte Aenderung nicht in der Natur vorgegangen, ſondern nur erträumt geweſen ſey. Zuweilen hat man auch im Traum ſelbſt ein dunkles Bewußtſeyn, daß man träume. Und die Verſicherung, daß man kein Nachtwandler ſey, und daß man nur eine Nacht geſchlafen, macht bey dem Aufwachen alle Träume kenntlich, wobey man hätte auf ſeyn oder viele Tage zubringen müſſen. Bey jeden Träumen finden ſich Lücken, die

die in der wirklichen Welt ausgefüllt wären, geſchehene Dinge, die nicht geſchehen ſind, oder anders geſchehen wären ꝛc. Und auch dieſes macht die Träume als Träume erkennen, die wirklich erfüllt ſind. So kann man z. E. träumen, man höre einen Schuß, wenn in der That keiner geſchieht, oder man ſehe ein Feuer, wenn in der That Feuer ausbricht und das Zimmer helle macht ꝛc. Allein der Traum ſetzt die Geſchichte ganz anders fort, als ſie in der Natur vorgeht, oder als man ſie wachend würde erfahren haben. Sieht man hingegen wachend unmöglichſcheinende und unerwartete Dinge, z. E. einen Menſchen, den man ſchon längſt todt geglaubt hatte, ſo iſt man im Zweifel, ob man ſich irre, oder träume? Allein auch in ſochen Fällen muß das Aufklären des Zuſammenhanges jeder Umſtände beweiſen, daß das Geſehene oder Empfundene ein Stück der wirklichen Welt ſey. Man fragt der Veranlaſſung nach, warum man anders geglaubt hatte, und findet Irrung und Lücken darinn, hingegen Ordnung und Zuſammenhang in dem, was nun die Sinnen zeigen. Joſeph würde dem Jacob, wenn er ihn unverſehens beſucht hätte, ſeine Geſchichte und den Betrug ſeiner Brüder erzählt, und ihr Geſtändniß durch jede kleine Umſtände abgezwungen haben.

§. 38. Was wir hier vom Traume angemerkt haben, gilt auch vom Deliriren für den, der ſich darinn befindet. Er redet und handelt, wie wenn er in einer andern Welt wäre, und den Umſtehenden fällt es leicht in die Augen, daß der Zuſammenhang in den Handlungen und Reden mit der Vernunft anfange zu fehlen. Das Verdrehen der Augen und andere Gebärden, die Kunſt und Liſt nicht leicht nachahmt, geben ebenfalls den kranken Zuſtand der Sinnen und des Gemüths zu erkennen. Indeſſen muß man zuweilen auf alle dieſe Kennzeichen Acht haben, wenn man ſich verſichern will,

ob jemand wirklich delirire, oder anfange das Concept zu verlieren, oder ob nur allzulebhafte Vorſtellungen und Affecten ihm die Welt für kurze Zeit anders vorſtellen, als ſie iſt. Die Frage, ob man bey Sinnen ſey, giebt die Anläße zu erkennen, wo einer des andern Reden und Thun nicht mehr begreift, und wo es dem einen oder dem andern an Einſicht zu fehlen anfängt. Denn dieſe Frage läßt es noch unerörtert, und es kömmt darauf an, ob man ſich gegeneinander deutlicher erklären könne oder wolle, oder ob man es auf den Erfolg, auf Proben und Erfahrung müſſe oder wolle ankommen laſſen?

§. 39. Das Auge hat weiter keine Zufälle, als daß ſeine Säfte gefärbt oder trübe werden, und daß man nur in gewiſſer Entfernung deutlich ſieht. Erſteres iſt auch bey geringem Bewußtſeyn, wie die Objecte vorhin ausgeſehen, leicht zu erkennen, beſonders, wenn die Aenderung der Säfte nicht unvermerkt, wie bey zunehmendem Alter, ſondern ſchneller vergehen, wie bey der Gelbſucht oder andern Zufällen. Die Aenderung in der Farbe, Helligkeit und Deutlichkeit breitet ſich auf alle Objecte aus, ſo daß man ſicher genug ſchließen kann, daß weder das Licht noch die Objecte, ſondern das Auge ſich geändert habe. Die Grenzen des deutlichen Sehens laſſen ſich ausmeſſen, und folglich kann die Aenderung, ſo darinn vorgeht, auf Zahl und Maaß gebracht werden. Und dermalen hat man Augengläſer, ſo die Gegenſtände in jeder Entfernung deutlich vorſtellen. Uebrigens machen die ſogenannten Viſionarii, die wachend Geſichte ſehen, eine beſondere Claſſe von Menſchen aus, bey denen die Bilder der Einbildungskraft lebhaft genug ſind, die Eindrücke der äußern Sinnen zu verdunkeln, und ſich an der Vorſtellung von jenen zu verweilen. Verſchiedene Geſpenſtergeſchichten haben etwas mit ſolchen Viſionen gemein.

§. 40. Das Ohr iſt ebenfalls wenigen Zufällen unterworfen, wenn man die Abwechslungen in dem ſchärfern und ſchwächern Gehöre, und das Ohrenläuten ausnimmt. Letzters läßt ſich leicht erkennen, und allenfalls kann man andere darum befragen. Und auf das, ſo man nur halb oder mühſam hört, hat man nicht viel zu achten, weil es unverſtändlich iſt, und weil man dabey leicht überhört. Demnach muß das Nachfragen die Sache aufklären, oder wo es nicht angeht, thut man beſſer, nichts daraus zu ſchließen, als Verdacht zu ſchöpfen, oder übelgehörtes nachzuſagen.

§. 41. Hingegen hat das Gefühl der Wärme das beſonders, daß die Empfindung der innern Wärme des Leibes ſich in die Empfindung der äußern mit einmengt, und folglich das Urtheil über beyde, und beſonders über die letztere, unzuverläßig macht. Da wir aber nun Thermometer haben, ſo läßt ſich der Grad der äußern Wärme richtiger beſtimmen, und der Grad der innern kann darnach beurtheilt werden. Der Grundſatz dazu iſt, daß wir nicht den Grad der Wärme und Kälte ſelbſt, ſondern nur den Grad der Erwärmung und Erkältung der Gliedmaßen empfinden. So ſcheint uns die Temperatur der Keller im Winter warm, im Sommer kalt zu ſeyn, weil wir im Winter weniger, im Sommer mehr Wärme mit in den Keller bringen, oder beſſer zu ſagen, weil der innere Zufluß der Wärme gegen die Fläche des Leibes des Sommers geringer, des Winters größer iſt, als was in dem Keller weggeht.

§. 42. Die Grade der Empfindlichkeit des Gefühls überhaupt richten ſich nach der Feinheit, Auflebung und Ermüdung der Empfindungsnerven. Wer zu härterer Arbeit gewöhnt iſt, rohere Speiſen genießt, Wein oder ſtarkes Getränke häufiger zu ſich genommen, und hinwiederum wem ein Glied entſchlafen iſt, iſt unempfindlicher. So können auch andere ſtärkere Empfin-

dungen die ſchwächern verdunkeln, daß man ſich ihrer nicht bewußt iſt. Auch die Affecten können unempfindlich machen, wie etwan in der Hitze des Treffens empfangene Wunden nicht geachtet werden. Alle dieſe Urſachen, die den Grad der Empfindlichkeit des Gefühls ändern, werden durch die Vergleichung mit ähnlichen vorhingehabten Empfindungen, und dadurch, daß ſie ſich auf mehrere Objecte ausbreiten (§. 36.) entdeckt und beurtheilt.

§. 43. In den meiſten Fällen, wo wir Anſtand haben, ob wir wirkliche Dinge empfinden, oder ob wir die empfinden, die uns der Eindruck in die Sinnen da zu ſeyn glauben macht, iſt es rathſam und thunlich, andere Sinnen zu Hülfe zu nehmen, und aus den Umſtänden und dem Zuſammenhang der Dinge in der Welt hergenommene und dahin dienende Schlüſſe zu gebrauchen. Man glaubt z. E. eine Perſon dem Anſehen nach zu kennen, und verſichert ſich durch die Reden, ob ſie es iſt oder nicht? Man glaubt in einem Glaſe Waſſer zu ſehen, der Geruch verräth, daß es gebrannt iſt. Man glaubt einen Freund zu ſehen, man weiß aber gewiſſer, daß er abweſend iſt, ꝛc.

§. 44. Die bisherigen Betrachtungen leiten uns unvermerkt zu der Betrachtung des phyſiſchen Scheins, wo nämlich der Eindruck in die Sinnen in der That durch äußerliche Gegenſtände verurſacht wird. Dieſer Schein hat unzählige Stuffen, wodurch er endlich an den organiſchen gränzt. Der Anfang dieſer Stuffen iſt, wo die Sache durchaus ſo iſt, wie ſie empfunden wird, und wobey folglich Wahrheit und Schein zuſammentrifft. So z. E. ſcheint uns eine Kugel in jeden Umſtänden rund, wenn ſie durchaus beleuchtet oder ſelbſt licht iſt. Von dieſer Stuffe an gerechnet ſind die übrigen, wobey die Sache von dem Schein verſchieden iſt, und wo ſich in die Empfindung andere bloß von den

Sinnen und ihren Nerven herrührende Vorſtellungen mit einmengen, die das Bild der Sache ändern, und mehr hinzuſetzen, oder die Empfindung derſelben ganz verdunkeln, oder, wie bey dem durchaus organiſchen Schein, ganz allein ſind. Wir haben dieſe Vermiſchung der beyden Arten des Scheins, ſo von den Sinnen herrührt, bereits ſchon (§. 20.) angemerkt.

§. 45. Bey der Beurtheilung des phyſiſchen Scheins werden wir den vorhin ſchon (§. 3.) aus der Optik entliehenen und allgemeinen vorgetragenen Grundſatz gebrauchen: **daß nämlich einerley Empfindung entſtehe, wenn eben der Sinn einerley Eindruck leidet.** Was dieſes ſagen will, müſſen wir umſtändlicher anzeigen, und den Nachdruck eines jeden Wortes beſtimmen. Einmal iſt hier von **Empfindungen** und nicht von dem **Bewußtſeyn** deſſen, was ſie in ſich faſſen, die Rede. Es giebt ungemein zuſammengeſetzte Empfindungen, wovon wir uns lange nicht aller einzelnen Theile bewußt ſind, weil ſich die Aufmerkſamkeit nicht immer ſo weit ausbreitet, ſondern faſt immer vorzüglicher auf einige Theile als auf andere geht, und zuweilen ganz wegbleibt, oder durch die Gewohnheit unmerklich wird. Indeſſen wirkt die Empfindung immer ganz in die Gliedmaßen und Nerven des Sinnes, und bringt das Bild der Sache theils klar, theils auch dunkel in die Gedanken. Der Unterſchied beſteht darinn, daß wir uns des Klaren bewußt ſind, und uns deſſen leichter errinnern, da hingegen die dunkeln Theile des Bildes nachgehends in uns aufleben können, und uns etwas neuer und fremder vorkommen, oder daß wir ſie gar als eigene Einfälle anſehen, weil wir uns nicht errinnern, daß ſie Theile einer ehmaligen Empfindung waren (§. 12.).

§. 46. Sodann merken wir an, daß wir in erſtangeführtem Grundſatze unbeſtimmt laſſen, ob der **Eindruck**

druck von einerley, oder von verſchiedenen Sachen herkomme, oder ob er nur durch die Bewegung der Nerven in dem Sinne ſelbſt verurſacht werde? Letzteres wäre nur organiſcher Schein, von dem wir hier abſtrahiren. Erſteres aber zeigt an, daß wir aus der Identität der Empfindung nicht ſo ſchlechthin auf die Identität der Sache einen Schluß machen ſollen, weil die Erfahrung lehrt, daß verſchiedene Sachen ſich uns unter einerley Geſtalt vorſtellen können, zumal wenn wir von der Empfindung nur das nehmen, was wir uns davon bewußt ſind.

§. 47. Ferner verſtehen wir in angeführtem Grundſatz durch einerley Sinn, nicht nur dem Namen und der Art nach eben denſelben. Denn es ſind lange nicht alle Empfindungen mehrern Sinnen gemein, und die, ſo jedem Sinne eigen ſind, können an ſich ſchon nicht von andern verſtanden werden, ſo wenig man eine Farbe hört, den Schall ſieht, ꝛc. Sondern wir nehmen hier die Identität des Sinnes viel ſtrenger, und ſchlieſſen jede Aenderung aus, die in die Empfindung und ihre Grade einen Einfluß haben kann. So z. E. ſcheint ein Licht heller, wenn der Augenſtern mehr offen iſt. Es iſt auch empfindlicher, wenn man aus dem Dunkeln ans Licht kömmt. Der Hunger würzt die Speiſen, und wer geſalzen Waſſer gekoſtet hat, wird das nicht geſalzene, ſo er es gleich darauf trinkt, ſüß finden. Auf ſolche Umſtände hat man allerdings zu merken, wenn man Empfindungen beurtheilen und mit einander vergleichen will. Sie müſſen beyde male einerley ſeyn, oder wenn ſie verſchieden ſind, muß man den Unterſchied mit in die Rechnung ziehen. Ueberdieß werden auch die Sinnen durch zu lang anhaltenden Gebrauch ſtumpf, und die Empfindlichkeit der Nerven ſchwächer. Man gewöhnt ſich an eine Helligkeit, die anfangs blendete, wenn man ſie länger anſchaut, und ſie ſcheint minder

helle. Die Gewohnheit nützt die Lebhaftigkeit jeder Empfindungen ab, und macht darauf unachtſam.

§. 48. Auf dieſe Art genauer beſtimmt dient angezogener Grundſatz zur Vergleichung der Empfindungen, beſonders aber ihrer Grade. Denn da wir zwar mit den Sinnen die ſtärkern Unterſchiede der Grade bemerken können, ſo können wir doch die Verhältniſſe dadurch nicht genau beſtimmen, und der einzige Fall, wo es angeht, iſt, wenn die Grade gleich ſind, und die Empfindung zugleich geſchieht. So z. E. man ſieht zwey Objecte neben einander und gleich helle, ſo kann man allerdings den Schluß machen, ihre Helligkeit ſey nicht, oder wenigſtens nicht merklich, verſchieden. Man hört zween Töne auf einmal, ſo wird das Ohr auch geringe Unterſchiede empfinden, und daher leicht urtheilen, ob ſie einſtimmig ſind.

§. 49. Sind aber die Empfindungen verſchieden, ſo läßt ſich allerdings der Schluß machen, es müſſe entweder der Sinn oder der Eindruck oder beydes verſchieden ſeyn. Wenn nicht beydes iſt, ſo richtet ſich die Empfindung nach der Aenderung, ſo in dem Sinn, oder in dem Eindrucke iſt. Und es muß aus andern Gründen entſchieden werden, woran es liege? Die Aenderung, ſo in dem Sinne vorgeht, breitet ſich auf mehrere Objecte aus, und läßt ſich daher in vielen Fällen beurtheilen, wenn man bekannte Objecte zur Prüfung wählt. Findet ſich aber in dem Sinne keine Aenderung, ſo proportionirt ſich die Empfindung nach dem Eindrucke. Und in dieſen Fällen iſt es gut, wenn man Mittel hat, durch Aenderung des Objectes, ſeiner Lage ꝛc. den Eindruck in gegebener Verhältniß ſtärker oder ſchwächer zu machen, bis die Empfindung der Empfindung des andern Objectes, ſo man zum Maaßſtabe annimmt, gleich wird. So z. E. wenn die Klarheit zweyer Objecte, die ungleich weiß ſind, zu vergleichen iſt, ſo kann man auf

das Hellere das Licht ſchiefer fallen laſſen oder es weiter entfernen, bis beyde Objecte gleich helle ſcheinen, wenn man ſie auf einmal anſchaut. Die Beſtimmung, wie vielmal das Licht hat müſſen ſchwächer werden, giebt den Unterſchied und die Verhältniß der **Weiße** beyder Objecte an. Indeſſen ſind ſolche Vergleichungen, wobey wir es müſſen auf das Urtheil der Sinnen ankommen laſſen, nicht immer genau, weil kleinere Unterſchiede den Sinnen unmerklich ſind. Man hat daher allerdings auf Inſtrumente und andere Mittel zu denken, die Ausmeſſung genauer zu machen. Dergleichen ſind z. E. für das Gewicht die Wage, für die Wärme das Thermometer, für die Ausdehnung Maaßſtäbe, Zirkel, Winkelmeſſer, ꝛc. für die Zeit Uhren, ꝛc.

§. 50. Ungeacht aber der bisher betrachtete Grundſatz nur zur Vergleichung der Empfindungen dient, ſo reichen wir doch damit am weiteſten, weil wir es in vielen Fällen dabey müſſen bewenden laſſen. Man hat ſchon längſt die Anmerkung gemacht, daß uns das innere Weſen der Körper und ihrer Beſtandtheile wegen ihrer Kleinheit, und weil wir keine Sinnen und auch dermalen noch keine Inſtrumente dazu haben, faſt nothwendig unbekannt bleibe, und daß wir uns mit dem Aeußerlichen begnügen müſſen, was davon in die Sinnen fällt. Man ſetze ſogar, daß uns von den Körpern nur das bekannt bleibe, was ſie der Empfindung nach zu ſeyn ſcheinen, ſo wird doch immer die Vergleichung dieſer Empfindungen uns helfen, die Körper zu erkennen, ſie von einander zu unterſcheiden, aus dem einen Schein auf das Daſeyn oder Wegſeyn der andern und überhaupt auf die Verhältniſſe zwiſchen den Körpern zu ſchließen, und uns damit in Abſicht auf ihren Gebrauch fortzuhelfen.

§. 51. Sodann müſſen wir, ſo lange wir die Gründe zu Beurtheilung deſſen, was die Dinge an ſich ſind, noch

noch nicht haben, faſt nothwendig bey ſolchen Verglei⸗chungen der Empfindungen und des Scheins anfangen. So lange der Schein mit dem Wahren zuſammentrift, geht es damit richtig. Hingegen wo der Schein an⸗fängt, von dem Wahren abzugehen, da zeigen ſich nach und nach bey genauern Vergleichungen, Anomalien darinn, welche bey dem Wahren nicht ſeyn können und folglich den Schein verrathen. Auf dieſe Art iſt aus der anfänglich bloß ſphäriſchen Aſtronomie die theori⸗ſche erwachſen, worinn man den Weltbau ganz anders als nach dem Urtheil der Sinnen vorſtellt.

§. 52. Durch Bemerkung ſolcher Anomalien kann man allerdings endlich dahin gelangen, in den meiſten Fällen den Schein als Schein zu erkennen, und wo nicht das Wahre zu entdecken, doch wenigſtens zu ſchließen, daß es anders beſchaffen ſeyn müſſe. Was hiebey vorausgeſezt wird, iſt, daß nur das Wahre mit ſich ſelbſt und mit jedem andern Wahren beſtehe. Nimmt man daher einen in der That von dem Wahren verſchiedenen Schein als durchaus wahr an, ſo iſt die⸗ſes ein Irrthum, aus welchem es folglich immer mög⸗lich iſt, Widerſprüche herzuleiten (Alethiol. §. 171.). Hin⸗gegen bleiben ſolche Anomalien weg, ſo oft der Schein mit dem Wahren übereintrifft, und hinwiederum wenn in der That keine Anomalien können gefunden werden, ſo läßt ſich richtig der Schluß machen, daß der Schein von dem Wahren nicht abgehe. Denn ſonſt wäre es nothwendig möglich, Anomalien zu finden. Dieſes will nun allerdings nicht ſagen, als wenn ſie ſich von uns je⸗desmal ſogleich finden ließen, und aus unſerm nicht finden können wir eben nicht ſo unbedingt auf das nicht ſeyn einen Schluß machen. Inzwiſchen mag es unſtreitig Fälle geben, und giebt auch ſolche, wo wir gleichſam interimsweiſe oder bis auf genauere Unterſu⸗chung einen ſolchen Schluß gelten laſſen, und von dem

Schein, wie von dem Wahren reden, bis ſich etwan der Unterſchied zeigt. Und dieſes geht um deſto mehr an, weil wir ohnehin öfters aus der Sprache des Wahren in die Sprache des Scheins überſetzen müſſen, wo wir uns, wie es in der Aſtronomie geſchieht, im gemeinen Leben nach dem Schein richten wollen.

§. 53. Wir haben ferner dem Schein Begriffe zu danken, die ſich für ſich gedenken laſſen. So z. E. haben wir den Begriff der Ausdehnung von dem Auge und dem Gefühle, und wenn auch die ſcheinbare Geſtalt der Figuren nie mit der wahren zuſammentrâfe, ſo würde dieſes dennoch nicht hindern, Begriffe von Figuren überhaupt zu haben, und die Geometrie daraus herzuleiten, vermittelſt deren wir aus der ſcheinbaren Geſtalt und Figur der Dinge ihre wahre finden können. Der geometriſche Grundſatz, daß Figuren, die einander decken, gleich ſind, iſt von dem Schein unabhängig, und führt folglich unmittelbar zu dem Wahren. Wir können eben dieſes von der Dauer, von der Bewegung, und überhaupt von den einfachen Begriffen und ihren Grundſätzen anmerken, die wir in dem zweyten Hauptſtücke der Alethiologie, als die Grundlage zu dem Wahren in unſerer Erkenntniß betrachtet haben.

§. 54. **Wenn in dem Schein eine Aenderung vorgeht, ſo geht auch in der That eine Aenderung vor. Es bleibt aber noch unausgemacht, ob ſie in dem Objecte, oder in dem Sinn oder in der Verhältniß von beyden, oder in zwey oder in allen dieſen drey Stücken vorgehe. Hingegen aber giebt die Aenderung im Schein das Relative von der wirklichen Aenderung an.** Wir haben dieſe drey Sätze hier zuſammengenommen, weil ſie gleichſam drey Theile eines Satzes ſind. Der erſte beweiſt ſich dadurch, daß der Schein verurſacht wird, und ſich daher ohne die Aen-

derung

derung der Urſachen nicht ändert. Der zweyte Theil zählt die Urſachen des Scheins ab, weil der ganze Schein aus dem ſubjectiven, objectiven und relativen zuſammengeſetzt iſt, und folglich die wirkliche Aenderung entweder in dem Sinn, oder in dem Object, oder in ihrer Verhältniß, oder in zwey oder in allen drey Stücken vorgehen muß. Welches aber hievon ſtatt habe, läßt ſich aus der Aenderung des Scheins nicht ſchließen, weil dieſer nur die Summe oder Differenz von den drey Urſachen angiebt. Wird aber die Summe vor und nach der Aenderung verglichen, ſo giebt der Unterſchied das Relative in der Aenderung an.

§. 55. Wir wollen dieſen Lehrſatz durch Beyſpiele von der localen Bewegung erläutern. Die Sonne ſcheint in 24 Stunden 360 Grade eines Circuls zu durchlaufen. Dieſer Schein kann hervorgebracht werden, es ſey, daß die Erde, oder die Sonne ruhe, oder beyde ſich bewegen. Dreht ſich die Erde und die Sonne zugleich, ſo giebt der Schein nur die Summe oder Differenz der Bewegung an; die Summe, wenn die Richtung entgegengeſetzt iſt, die Differenz, wenn ſie nach einerley Gegend geht. Und in beyden Fällen beträgt es in 24 Stunden 360 Grade, ohne daß wir aus dem Schein noch ſchließen könnten, was der Erde oder der Sonne davon beſonders zuzuſchreiben iſt. Auf eine ähnliche Art giebt das Copernicaniſche Syſtem nur die relative Bewegung der Erde um die Sonne an, und dieſe iſt elliptiſch, da hingegen die wahre cycloidiſch iſt. Die Empfindung der Wärme giebt uns ähnliche Beyſpiele. Wir kommen in ein Zimmer, und finden es das erſtemal wärmer als das andere. Jedesmal urtheilen wir nach dem Unterſchied der Wärme des Leibes und des Zimmers. Dieſen Unterſchied finden wir geändert, und die Aenderung zeigt uns nur das Re-

lative an. Denn an ſich konnte das erſtemal das Zimmer wärmer, oder der Leib kälter geweſen ſeyn, als das andere mal, oder es kann beydes zugetroffen haben. So iſt auch überhaupt jede Empfindung ſchwächer, es mag nun der Sinn ſtumpfer oder der Eindruck vom Object in der That ſchwächer, oder beydes zugleich ſeyn. Die Aenderung in der Empfindung giebt nur das Relative in der Sache an. Was demnach jede Urſache für ſich beyträgt, muß aus andern Gründen gefunden werden.

§. 56. Hiezu dient nun der oben ſchon angeführte Satz, daß die Aenderung in dem ſubjectiven Theile des Scheins ſich weiter ausbreite, und einen *Iſochroniſmum* mit ſich bringe, das will ſagen, ſich zugleich auf mehrere Objecte ausdehne. So iſt man in der Aſtronomie nun ſchon daran gewöhnt, jede Bewegung, die zugleich das ganze Firmament betreffen müßte, als viel natürlicher der Erde zuzuſchreiben. Die tägliche Umwälzung des Himmels, die jährlichen Anomalien der Planeten, die Aberration des Lichtes ꝛc. ſind Beyſpiele davon. Die Aenderung in dem ſcheinbaren Ort der Dinge, welche bloß von der geänderten Stelle des Zuſchauers herrührt, wird die Parallaxe genennt. Und wenn wir dieſen Begriff allgemeiner machen wollen, ſo werden wir durch Parallaxe überhaupt den ſubjectiven Theil des Scheins verſtehen können. Sie dehnt ſich auf jede Dinge aus, die wir mit geändertem Sinne empfinden, und beſteht in dem Unterſchied der Empfindung, ſo fern er von der Veränderung des Sinnes und ſeiner Lage herrührt.

§. 57. Wenn dieſe Veränderung des Sinnes und ſeiner Lage nicht an ſich uns bekannt iſt, ſo iſt erſterwähnter Iſochroniſmus in dem veränderten Schein jeder Objecte, ſo wir mit dem Sinne empfinden, das einzige Mittel, denſelben zu entdecken, ungeacht der Schluß nicht

nicht unmittelbar und nach aller Schärfe gemacht werden kann. Es iſt aber an ſich ſehr unwahrſcheinlich, daß alle Objecte zu gleicher Zeit und mit einem male einerley oder wenigſtens ähnliche Veränderungen ſollten gehabt haben, ohne daß die Urſache davon anzugeben wäre, wie es z. E. bey den Erdbeben, bey der täglichen und jährlichen Erleuchtung und Erwärmung der Erdfläche ꝛc. geſchieht. Indeſſen läßt ſich dieſer Schluß als eine Veranlaſſung anſehen, aus andern Gründen zu unterſuchen, ob nicht in dem Sinne oder in ſeiner Lage eine Veränderung vorgegangen, welche die in dem Schein der Objecte beobachtete Veränderung verurſachen kann. Findet ſich dieſes, ſo iſt die Sache durchaus erörtert. Sie iſt es ebenfalls, wenn man von den Objecten aus andern Gründen weiß, daß ſie unverändert geblieben, oder in ihren Veränderungen bey der dermaligen Einrichtung der Natur eines ſolchen Iſochroniſmi nicht fähig ſind.

§. 58. Der relative Theil des Scheins läßt ſich an ſolchen Veränderungen erkennen, die in dem Schein eines Objectes vorgehen, ohne daß weder das Object noch der Sinn eine Veränderung erlitten, von welcher jene herrühren könnten. Es kömmt derſelbe demnach von der Lage der Sache und des Sinnes, beſonders aber auch von den Urſachen her, die die Empfindung erwecken, oder ihre Modificationen ändern können. Da ſolche Aenderungen ſtuffenweiſe verſchieden ſeyn können, ſo wird auch eine von ſolchen Stuffen gleichſam zum Modell oder Maaßſtabe der übrigen genommen. Wir wollen es durch Beyſpiele erläutern. Die Farbe der Körper hängt von dem Lichte ab, welches ſie beleuchtet. Des Nachts läßt ſich Scharlack und Schwarz kaum unterſcheiden. Bey dem Lampenlichte ſcheint blau und grün faſt einerley Farbe zu haben. Eine gleiche Mauer an der Sonne oder am Schatten,

iſt nicht nur an Helligkeit, ſondern an Weiße verſchieden. Es fragt ſich demnach, bey welchem Lichte die Körper ihre natürliche Farbe zeigen? Die weiße Farbe des Lichtes wird dazu gewählt, und ungeacht noch ganz unbeſtimmt iſt, wie ſie weiß ſeyn ſoll, ſo wird ſie dennoch bey Beurtheilung der wahren Farbe der Körper zum Grunde gelegt. Die ſcheinbare Figur der Körper hat ähnliche Abwechslungen. Man muß jede Seite gerade vor ſich anſchauen, wenn man ihre natürliche Geſtalt ſehen will, und auf dieſe werden jede Abwechslungen bezogen, welche ſich äußern, wenn man ſie ſchief anſchaut. In Anſehung der Speiſen bemerken wir ähnliche Abwechslungen, und wer die feinern Unterſchiede verſchiedener Weine empfinden will, muß darauf denken, die Zunge und den Gaumen nicht durch Koſtung ſcharfer, bitterer oder anderer Speiſen und Getränke unempfindlich zu machen, oder dadurch die Empfindungen zu vermengen, und ſo auch den Wein nicht in Fäſſer gießen, worinn die Hefen und folglich der Erdguſt von andern ganz verſchiedenen Arten Weins iſt.

§. 59. Wenn die Urſachen des relativen Scheins bekannt ſind, ſo kann man denſelben voraus wiſſen, oder deſſen Rechnung tragen. Widrigenfalls verfällt man ſehr leicht in den Fehler, daß man ihn als von der Sache ſelbſt, oder von den Sinnen oder von beyden herrührend anſieht. So z. E. ſieht man das Licht der Sonne für gelber an, als es an ſich iſt, weil die Luft, durch die es geht, von den blauen Stralen deſto mehr auffängt, je gröſſer der Weg der Sonnenſtralen durch die Luft, und je näher folglich die Sonne dem Horizont iſt. Denn am Horizonte ſcheint ſie nicht nur gelb, ſondern roth, und der Wiederglanz dieſer rothen Stralen in den Wolken iſt es, was die Morgen- und Abendröthe ausmacht. Man würde unrichtig denken, wenn man

man dieſe Abwechslung in der Farbe des Sonnenlichtes der Sonne ſelbſt oder dem Auge zuſchreiben wollte.

§. 60. Um den relativen Theil des Scheins der Dinge zu entdecken, iſt es gut, die Umſtände der Sache auf alle Arten abzuwechſeln. Man ſchreibt dieſe Regel nicht nur für den Schein, ſondern auch für die wahren Eigenſchaften vor, wenn man das Weſentliche von dem Zufälligen trennen will. So zeigen uns die Verſuche in luftleerem Raume, was in den Körpern von dem Daſeyn der Luft herrührt, und folglich denſelben nicht unmittelbar zugeeignet werden kann. Die Geometrie geht hierinn noch weiter. Denn indem ſie uns lehrt, wie aus den in zween Ständen gemeſſenen Winkeln ein ganzes überſehbares Feld in Grund gelegt werden kann, ſo will dieſes eben ſo viel ſagen, als aus der an zween Oertern obſervirten ſcheinbaren Lage der Gegenſtände auf dem Felde ihre wahre Lage zu beſtimmen. Denn die gemeſſenen Winkel geben an jedem Rande die ſcheinbare Lage an, da hingegen zu der wahren Lage nicht nur die Winkel, ſondern auch die wahren Entfernungen gehören.

§. 61. Der objective Theil des Scheins der Dinge läßt ſich ebenfalls aus den Aenderungen der Sache ſelbſt erkennen, wenn man dieſe aus andern Gründen weiß, oder ſie daraus ſchließen kann, daß der ſubjective und relative Theil des Scheins ungeändert geblieben ſind, oder keinen Einfluß in die bemerkte Aenderung des Scheins der Sache haben. Die Hauptfrage aber, die wir hiebey zu unterſuchen haben, betrifft den Unterſchied deſſen, was in den Körpern wahr, real und Schein iſt. Damit ſind nun allerdings die Idealiſten am geſchwindeſten fertig, weil ſie die ganze Körperwelt als einen bloßen Schein anſehen. Sie reichen aber mit dieſer kurzen Auflöſung der Frage nicht weit, weil ſie bey ihrem allgemeinen Schein noch eben die Unterſchiede

ſchiede zu machen haben, die wir zwiſchen dem Realen und dem Schein machen müſſen, wenn wir Zuſammenhang und Ordnung von dem Unzuſammenhängenden und Verwirrten trennen wollen.

§. 62. Wir werden in dieſer Abſicht die Begriffe, welche wir durch die Sinnen von den Körpern haben, genauer betrachten. Die drey allgemeinſten ſind die **Ausdehnung**, die **Solidität** und die **Beweglichkeit**. Der erſte ſtellt uns den **Raum**, der zweyte die **Ausfüllung** des Raums mit etwas, das wir **Dichte** oder **Materie** nennen können, und der dritte die Möglichkeit, den Ort zu verändern oder bewegt zu werden, vor.

§. 63. Außer dieſen drey Begriffen, welche ſich auf alle Körper ausdehnen, und worauf die Theorie ihrer Structur, ihrer Veränderungen und ihres Mechanismus beruht, geben uns die Sinnen noch eine Menge von andern Begriffen, die nicht ſo allgemein ſind. Dahin rechnen wir die Begriffe der **Farben**, des **Schalls**, des **Geruchs**, des **Geſchmackes**, der **Härtigkeit**, **Flüßigkeit**, der **Wärme** und **Kälte**, des **Schmerzens** rc. Von dieſen iſt nun vornehmlich die Frage, ob es nur Bilder ſind, unter welchen ſich uns die Körper vorſtellen, oder was davon den Körpern ſelbſt könne zugeeignet werden? Wie ferne hierinn die Sprache des Wahren von der Sprache des Scheins abgehe, und wie ferne letztere ohne Nachtheil des Wahren gebraucht und beybehalten werden könne?

§. 64. Um die Beantwortung dieſer Fragen deutlicher zu machen, wollen wir den Begriff der Farben beſonders vornehmen, und ſehen, was die Verſuche und die Anatomie des Auges uns hierüber angeben. Daß eine Mauer weiß ſcheine, dazu wird allerdings Licht erfordert, weil ohne Licht nichts ſichtbar iſt. Die Camera obſcura, mit welcher ſich das Auge durchaus vergleichen

gleichen läßt, zeigt uns, daß jede lichte und beleuchtete Objecte ſich darinn abmalen, und ein gleiches Gemälde findet ſich auch auf dem Augennetze. Bis dahin kommen folglich die von den Objecten in das Auge fallende Lichtſtralen, ſo, daß wir eigentlich nicht die Objecte, ſondern dieſes kleine Gemälde oder den Eindruck der Lichtſtralen empfinden. Demnach wird die weiße Farbe nicht ſo faſt der Mauer, als den Lichtſtralen, die ſie zurücke wirft, zugeſchrieben werden können, und der Mauer bleibt nichts, als daß ſie eine Structur in ihren kleinſten Theilen habe, die das Licht, ſo wie es auffällt, zurück wirft, und nach genauern Verſuchen nicht einmal alles. Die Lichtſtralen bringen die Geſichtsnerven in Bewegung, und dieſe erweckt in uns den Begriff der Farbe der Mauer, oder eines jeden ſichtbaren Gegenſtandes. Ob die Lichtſtralen an ſich die Farbe haben, iſt eine Frage, die nicht gemacht werden kann, weil ſie die Objecte ſichtbar machen, an ſich aber nicht ſichtbar ſind. Wir können demnach den Begriff der Farben weder den Objecten noch dem Lichte zueignen, ſondern er gehört in das Gedankenreich, und wird durch die Structur der Objecte und die daherrührenden Modificationen der Lichtſtralen nur veranlaßt. Wenn wir alſo ſagen: die Mauer iſt weiß, eine Roſe iſt roth ꝛc. ſo reden wir die Sprache des Scheins, und gebrauchen ſie Abkürzungsweiſe. Denn ſonſt müßten wir ſagen: die Objecte werfen die Lichtſtralen ſo zurücke, daß uns z. E. die Mauer weiß, die Roſe roth ꝛc. zu ſeyn ſcheint, oder die Begriffe dieſer Farben in uns erregt werden.

§. 65. Dieſe Betrachtung dehnt ſich auf die übrigen vorhin (§. 63.) angeführten Begriffe aus. In Anſehung des Schalls iſt ſie noch offenbarer. Die Luft iſt zur Fortpflanzung deſſelben nothwendig. In dem tönenden Körper bemerkt man nur eine zitternde Bewegung, welche Undulationen in der Luft hervorbringt,

und den Begriff des Schalles durch die Erſchütterung der Gehörsnerven erregt. Wir ſind auch um deſto weniger gewöhnt, den Ton dem Körper zuzueignen, weil er in Bewegung muß geſetzt werden, um einen Ton von ſich zu geben. Bey den Empfindungen der übrigen Sinnen findet ſich ebenfalls, daß eine Bewegung dabey vorgehe, die von den empfundenen Objecten in den Empfindungsnerven verurſacht wird, und den Begriff erregt, der jeder Empfindung eigen iſt. Wir merken noch an, daß dieſe Bewegung einen gewiſſen Grad der Stärke haben müſſe, um den Begriff mit einem Bewußtſeyn zu erwecken.

§. 66. Obwohl demnach die (§. 63.) angeführten Begriffe uns die Körper nur unter einem ſinnlichen Bilde und dem Schein nach vorſtellen, ſo iſt dennoch dieſer Schein real, ſo oft die Begriffe wirklich durch äußerliche Gegenſtände erweckt werden, und daher nicht bloß ſubjectiv, ſondern zugleich objectiv iſt. Es ſetzt derſelbe in den Körpern eine zu jeder Art der Empfindung erforderliche Structur und mechaniſche Wirkung in die Empfindungsnerven voraus. Und ſo ferne wir dieſe Structur und den Mechaniſmum erklären können, ſo ferne iſt uns auch die wahre Sprache und die Ueberſetzung aus derſelben in die Sprache des Scheins bekannt. Widrigenfalls ſind wir an die letztere gebunden, und gebrauchen ſie auch überhaupt zur Abkürzung der Ausdrücke, und weil uns die Körper nach derſelben am bekannteſten ſind.

§. 67. Daß aber die wahre phyſiſche Sprache ſich auf die drey (§. 62.) angeführten Begriffe der Ausdehnung, Solidität und Beweglichkeit gründe, erhellet aus der Allgemeinheit dieſer Begriffe, weil wir ohne dieſelben keinen Körper gedenken können. Man mag ſich einen Körper vorſtellen, oder er mag wirklich exiſtiren, ſo ſind dieſe drey Begriffe weſentliche Stücke davon.

Hin-

Hingegen fällt mit dem Licht die Farbe, mit der Luft der Schall und Geruch weg. Der Geſchmack iſt auch nicht bey allen, und die Wärme ebenfalls zufällig ꝛc. Demnach ſind alle dieſe Begriffe den Körpern nicht weſentlich, ſondern bloße Modificationen und Möglichkeiten. Auch die Veränderungen in den Körpern laſſen ſich ohne die Begriffe der Ausdehnung, Solidität und Beweglichkeit nicht gedenken, und der Eindruck, den ſie in die Sinnen machen, muß ebenfalls ſich daraus begreiflich machen. Demnach beruht die wahre phyſiſche Sprache auch da noch auf dieſen Begriffen, wo ſie am nächſten an die Sprache des Scheins grenzt. Wir werden nun noch unterſuchen, wie ferne wir in Anſehung der Empfindungen die wahre Sprache erreichen können.

§. 68. Aus dem bisher geſagten erhellet, daß dieſe Sprache in der Erklärung des Mechaniſmi beſtehe, nach welchem die Objecte einen Eindruck in die Sinnen machen, und ſie dehnt ſich auf jede Ausmeſſung der Grade aus, die dabey vorkommen, es ſey, daß wir die Grade der Empfindung unmittelbar mit den Graden der wirkenden Urſache, oder wenigſtens mit den Graden einer andern Wirkung vergleichen, die dieſe Urſache in dem Körper ſelbſt äußert, und die ausmeßbar iſt. Je umſtändlicher und vollſtändiger wir alles dieſes in Abſicht auf jede Sinnen und Empfindungen erreichen können, deſto vollſtändiger und brauchbarer wird auch die wahre Sprache, und ihre Ueberſetzung in die Sprache des Scheins. Wir wollen die bereits vorhandenen Beyſpiele nach dieſem Leitfaden durchgehen.

§. 69. Hiebey hat nun das Auge beträchtliche Vorzüge, weil die Wege des Lichtes und die Theorie des Sehens in der Optik bereits auf Gründe gebracht ſind. Man konnte am Rande des Schattens den Weg des Lichtes ſehen, wie er gerade fortgeht, oder nach gewiſſen

Geſetzen gebrochen oder reflectirt wird. Dieſe Geſetze ſind nun ebenfalls ſo weit entdeckt, als ſie zur Beſtimmung des Weges in jeden Fällen dienen, und dadurch ließe ſich die Theorie des Bildes zu Stande bringen, welches ſich von jeden ſichtbaren und angeſchauten Objecten auf dem Augennetze abmalt. Die Größe und Figur deſſelben iſt ausmeßbar, und das ganze Bild der Grund zur Theorie des optiſchen Scheins, weil ſich unſer Urtheil von dem Schein der ſichtbaren Dinge ganz nach dieſem Bilde richtet. Wo wir hierinn noch zurücke bleiben, iſt die genaue Ausmeſſung der Helligkeit und Farbe, weil wir beydes noch mit dem Auge ſchätzen müſſen. Es fehlt uns ein Inſtrument, welches die Grade der Helligkeit und Farbe ungefähr ſo anzeigte, wie das Thermometer die Wärme, die Wage das Gewicht ꝛc. anzeigt. So dann bleiben wir in der Theorie von dem ſcheinbaren Orte der ſichtbaren Dinge, und in der phyſiſchen Theorie der Materie des Lichtes und des Mechaniſmi ſeiner Fortpflanzung, Brechung und Zurückprallung noch ſo weit zurück, daß wir noch nicht alle Erſcheinungen daraus erklären und noch weniger unbekannte vorausſehen können.

§. 70. Wie ſich das Auge gleichſam ſelbſt ausgeholfen hat, ſo hat es auch bey Erklärung der übrigen Sinnen, und beſonders des Gehörs, gute Dienſte gethan. Die zitternde Schwünge geſpannter Saiten ſind ſichtbar. Sie ließen ſich in einigen Fällen abzählen, und mit der Länge, Dicke und Spannung der Saiten, wie auch mit der Empfindung des Tones ſelbſt vergleichen. Dieſes gab den Anfang zur Theorie der Töne und ihrer Harmonie und Diſſonanz, welche man ſodann auf Glocken, Pfeifen und andere tönende Körper auszudehnen, und die Theorie der Undulation der Luft oder der Fortpflanzung des Schalles ebenfalls auf Gründe zu bringen ſuchte. Hingegen beut uns das Ohr kein

ſicht-

ſichtbares Bild an, worauf ſolche Undulationen gleichſam eingeprägt wären. Wir müſſen es bey dem Hören bewenden laſſen, und können nur noch die Empfindung der Töne mit der Anzahl der undulirenden Schläge vergleichen, welche den Schall fortpflanzen.

§. 71. Die Empfindung der Wärme würde noch dermalen ſich ſelbſt überlaſſen ſeyn, wenn man nicht in den neuern Zeiten bemerkt hätte, daß die Wärme noch auf eine andere Art, nämlich durch die ausdehnende Kraft, kenntlich und der Ausmeſſung fähig iſt. Nachdem man aber dieſes gefunden, ſo laſſen ſich die Grundſätze vom Gleichgewichte und dem Beharrungsſtande dabey anwenden, und ſelbſt die Empfindung der Wärme und Kälte auf eine mathematiſche Theorie bringen. Das Sonnenlicht, welches zugleich empfindlich erwärmt, und durch Gläſer in beliebiger Verhältniß ſtärker und ſchwächer gemacht werden kann, giebt ebenfalls Verſuche an die Hand, wodurch die Theorie der Wärme ſich erweitern läßt.

§. 72. Dem Gefühl haben wir die drey Grundbegriffe der Ausdehnung, Solidität und Beweglichkeit zu danken, auf welchen die wahre phyſiſche Sprache beruht. Mit dieſen ſind die Begriffe des feſten, harten, weichen, zähen, flüßigen ꝛc. in naher Verbindung, und laſſen ſich durch Theorie und Verſuche nach ihren Graden und Modificationen ſehr ausführlich entwickeln. Das Gefühl iſt unter allen Sinnen der unmittelbarſte, und führt daher an ſich ſchon näher zu dem, was die Körper ſind. Denn das Auge ſieht ſie nur vermittelſt des Lichtes, das Ohr bedarf der Luft, um das Hörbare in ihrer zitternden Bewegung zu empfinden. Der Geruch empfindet nur die Ausflüſſe, und der Geſchmack nur die ſalzichten Theile. Demnach ſtellen uns dieſe vier Sinnen nur die Modificationen der Körper vor. Hingegen haben wir den Begriff des

etwas, welches das weſentliche der Körper ausmacht, und ſie von dem leeren Raume unterſcheidet, dem Gefühl zu verdanken, und können die Theorie der Structur und des Mechaniſmus der Körperwelt daher leiten, weil wir mit dem Begriffe der Ausdehnung die Geometrie, und mit den Begriffen der Solidität und Beweglichkeit die Phoronomie und Dynamik gleichſam in unſerer Gewalt haben.

§. 73. Wir können uns aber nicht die Rechnung machen, daß uns die Structur und der Mechaniſmus der Körperwelt ſo bald werde durchaus bekannt werden. Es ſind uns weder alle Materien bekannt noch alle empfindbar. Und auch bey den empfindbarn bleibt die Structur derſelben in den kleinſten Theilen unſern Sinnen verborgen. Demnach wird es immer Fälle geben, wo wir an die Sprache des Scheins gebunden bleiben, ſo wie wir ſie abkürzungsweiſe auch da gebrauchen, wo uns die wahre bekannt geworden. Der Schein dient uns immer, die Körper von einander zu unterſcheiden. Wir werden demnach nun unterſuchen, wie er dazu gebraucht werden könne.

§. 74. Hiezu nehmen wir nun als einen Grundſatz an, daß die **Individualien in dem Objecte, ſo ferne ſie in die Sinnen einen Eindruck machen, auch in den Theilen dieſes Eindruckes und den daher entſtehenden Empfindungen und Begriffen individual ſind.** Vermög dieſes Satzes beut jede Art der Körper und auch jeder einzelne Körper den Sinnen etwas an, wodurch er von jeden andern unterſchieden und erkennt werden kann. Es giebt aber allerdings Fälle, wo dieſes Individuale mühſamer entdeckt wird, und gleichſam aufgeſucht werden muß, es ſey, daß man die Sache auf Proben ſetze, oder mehrer Sinnen dazu gebrauche, oder Uebung dazu erforder werde, oder aus den Umſtänden und dem Zuſammen

hang

hang der Dinge in der Natur Schlüſſe ziehen müſſe, die den Anſtand aufheben ꝛc.

§. 75. So z. E. wenn man einen durchaus vergüldeten ..d einen wirklich güldenen Becher vor ſich hat, ſo wird das Auge ſie nicht unterſcheiden. Hingegen kann das Ohr aus der Verſchiedenheit des Klanges den Unterſchied des Metalls bemerken, und zwar auf eine gedoppelte Art, wenn beyde von gleicher Figur und Größe ſind. Unter eben dieſer Bedingung wird ſich auch ein Unterſchied am Gewichte bemerken laſſen. Die Chymie und Metallurgie geben eine Menge von Proben an, wodurch jede Mineralien und Metalle und ihre Grade geprüft werden können, welche die Sinnen nicht zureichend beurtheilen würden. In der Aſtronomie hingegen hat man aus der Einrichtung des Weltbaues den Schluß gemacht, daß die Erſcheinungen am Himmel, die nicht den 24ſtündigen Umlauf mit den Sternen gemein haben, nicht zum Firmamente gehören, ſondern nur in der Luft ſind.

§. 76. Wir können aus dieſen Beyſpielen ſehen, daß die Wiederholung der Empfindung einer Sache in jeden Umſtänden und Abwechslungen, die genauere Kenntniß dieſer Umſtände und der Geſetze ihrer Veränderungen dazu beytragen, dieſelbe kenntlicher zu machen, und ſie von andern, die nur den Schein davon haben, zu unterſcheiden. So irren wir uns ſelten in Anſehung der Dinge, mit welchen wir täglich umgehen, oder die den Gegenſtand unſerer Lebensart und Beſchäfftigung ausmachen, und in unbekanntern Dingen ſind wir gewöhnt, diejenigen zu fragen, die Uebung und Erfahrung darinn haben. Ein Juwelierer, der täglich Edelgeſteine von jeden Arten unter Händen hat, macht ſich ihre Kennzeichen dergeſtalt bekannt, daß er ſie nicht nur von einander, und die wahren von den falſchen unterſcheiden, ſondern auch die Grade ihrer Feinheit und

Güte ſchätzen kann. Man iſt eben ſo in allen Dingen, wo Verfälſchung und Betrug mit unterläuft, auf feinere Unterſcheidungsſtücke des Wahren von dem Falſchen bedacht, um ſich nicht durch nachgeäften Schein blenden zu laſſen. Und dieſes iſt auch alles, was man für ſolche Fälle anrathen kann, wo man Betrug, Schaden und Verſpottung zu befahren hat, wenn man den Schein von dem Wahren, und das Falſche von dem Aechten nicht zu unterſcheiden weiß. Uebrigens giebt es auch Fälle, wo Kenner ſich irren, und wo ihre Scharfſichtigkeit und Sorgfalt nicht ausreicht, den Betrug zu bemerken, oder wo die Sache ſelbſt die feinern Proben nicht zuläßt. Die Archimediſche Probe, die Verfälſchung einer güldenen Krone durch den Unterſchied des Gewichts zu entdecken, iſt bey einem ſolchen Anlaſſe erfunden worden. Die Krone ſollte ganz bleiben, allenfalls ſie ächt befunden würde.

§. 77. Ueberhaupt betrachtet, machen die gar zu große Aehnlichkeit zwoer verſchiedener Sachen, und hinwiederum die gar zu große Veränderung einer gleichen Sache, die Fälle aus, wo uns der Schein am leichteſten täuſcht, und zwar ohne Rückſicht auf das, was der Mangel des behörigen Bewußtſeyns der Aufmerkſamkeit und Uebung dazu beytragen kann. Der erſte Fall, wo nämlich die Aehnlichkeit täuſcht, begreift zween ſpecialere Fälle unter ſich. Denn einmal können zwey Indiuidua einander ſehr ähnlich ſeyn, und uns verleiten, eines für das andere zu nehmen. In vielen Fällen hat dieſes nichts zu ſagen. So z. E. wenn man von jemand Geld zurückzufordern hat, und man ſieht nur auf die Summe, ſo wäre es unnöthig, und mehrentheils unmöglich, eben die Stücke wiederzufordern, die man ausgeliehen. Hingegen vertauſcht man ſolche Dinge, die ein Pretium affectionis haben, nicht gern gegen andere oder nachgemachte von gleicher Art. Man iſt auch

längſt ſchon daran gewöhnt, die Sachen, ſo leicht verlohren gehen oder verwechſelt werden können, z. E. Hausgeräthe, Leinenzeug, Bücher ꝛc. zu bezeichnen, um ſie auf die leichteſte Art kenntlich zu machen, zumal wenn ſie durch den Gebrauch abgenutzt, und daher ihre Individualkennzeichen täglich verändert werden.

§. 78. Sind aber nicht Indiuidua, ſondern ein Indiuiduum mit der Art zu vergleichen, ſo kömmt es allerdings auf die Kennzeichen der Art an, und auf Proben, die das Indiuiduum aushalten muß, dafern es zu der Art gehören ſoll. Dieſes iſt ſchon mehr wiſſenſchaftlich. Man kann auch nicht ſagen, daß uns weder jede Arten der Dinge, noch jede von ihren Kennzeichen bekannt ſind, ſo ſehr man ſich in den neuern Zeiten hat angelegen ſeyn laſſen, die Naturgeſchichte vollſtändiger zu machen. Wer viel mit einer Art von Dingen umgeht, macht ſich allerdings ihre Kennzeichen und Proben beſſer bekannt, und muß es thun, wenn das Irren Schaden bringen würde. Die Kennzeichen und Proben der Metalle, Mineralien, Kräuter, Steine, Krankheiten ꝛc. ſind in dieſer Abſicht wichtig, und noch immer mehrerer Vollſtändigkeit fähig. Wir merken hiebey an, daß es ſehr ſchwer, und mehrentheils unmöglich iſt, alles Individuale, ſo in den Empfindungen liegt, mit Worten auszudrücken, und daher die öftere Wiederholung der Empfindung der Sachen in jeden Umſtänden vor der Beſchreibung derſelben viel voraus hat (§. 76.).

§. 79. Der andere Fall, wo nämlich eine Sache durch merkliche Veränderungen nach und nach unkenntlich wird, und daher als eine ganz verſchiedene Sache vorkommen kann, findet ſich auf vielerley Arten bey den meiſten Dingen in der Natur. Was man dabey thun kann, iſt, daß man die Veränderungen und die Geſetze derſelben ſtuffenweiſe bemerke. Dieſe Bemerkungen

R 4 machen

machen einen weſentlichen Theil der Naturgeſchichte aus. Das Wachsthum der Pflanzen und Thiere, die Verwandlungen der Nahrung in jede Säfte, die Aufloſung, Fäulniß, Verweſung, Vermoderung ꝛc. jede chymiſche Proceſſe der Natur und Kunſt gehören ſämtlich hieher. Und da ſolche Veränderungen in den kleinſten Theilen vorgehen, ſo läßt ſich der Mechaniſmus davon ſelten oder gar nie erklären, daher muß man es faſt nothwendig bey der Bemerkung der Ingredientien und der daraus erfolgenden ſcheinbaren Veränderungen bewenden laſſen. Dadurch erhalten wir ſtatt der wiſſenſchaftlichen Erkenntniß, eine bloß hiſtoriſche, zumal wo die wirkenden Urſachen unempfindbar ſind, und ihr Daſeyn erſt aus der erfolgten Veränderung muß geſchloſſen werden, wie z. E. wenn ein Stück Eiſen durch die Länge der Zeit magnetiſch wird.

§. 80. Die bisher (§. 77. ſeqq.) betrachteten zween Fälle, ſind die äußerſten von ſehr vielen andern, wo bey Vergleichung der Dinge Aehnlichkeiten und Verſchiedenheiten zuſammentreffen, und wo die Frage, ob ſie einerley ſind, oder zu einer gleichen Art gehören, oder verſchieden, oder von verſchiedener Art ſind, leichter entſchieden wird. Die Vergleichung der Aehnlichkeiten hat ſchon längſten zu der Eintheilung der Dinge in Arten und ſtuffenweiſe höhere Gattungen Anlaß gegeben. Wir werden hier nicht wiederholen, was wir in den zwey erſten Hauptſtücken der Dianoiologie hierüber angemerkt haben, wo von dem Unterſchiede der Begriffe und ihren Eintheilungen die Rede war, in ſo ferne ſie ohne Rückſicht auf den Unterſchied des Wahren und des Scheins, überhaupt nur als Begriffe zu betrachten vorkamen. Hier aber, wo wir auf dieſen Unterſchied ſehen, können wir überhaupt anmerken, daß wir die Eintheilung der körperlichen Dinge in Arten und Gattungen, noch gröſtentheils nur in der Sprache des

Scheins haben, und uns ſtatt der wahren Unterſchiede der Arten noch immer nur mit Kennzeichen begnügen müſſen, wenn wir ſie mit Worten kenntlich machen wollen. Denn der Anblick, und überhaupt die Empfindungen, machen uns dieſelbe durch ihre Bilder (§. 5.) auf eine ganz individuale Art (§. 74. 76.) bekannt, und wir dürfen dabey weiter nichts, als mit dieſen Empfindungen die Namen verbinden. Sollen ſie aber durch Worte kenntlich gemacht werden, ſo nehmen wir die in die Sinnen fallenden Theile, Figur ꝛc. dadurch ſie am kenntlichſten ſind, wie z. E. bey den Edelgeſteinen, die Figur, welche ſie durch die Chryſtalliſation erhalten, bey den Kräutern die Anzahl, Figur und Lage der Blätter, Staubfäden ꝛc. ihrer Blumen. Solche Beſchreibungen dienen aber nur, die Arten kenntlich zu machen, ohne uns von ihrem Weſen, Eigenſchaften, Wirkungen, Verhältniſſen ꝛc. das geringſte anzugeben, als welches durch Verſuche gefunden werden muß, weil der Weg, es aus ſolchen Kennzeichen zu ſchließen, zu weit, und noch unbekannt, und vermuthlich auch nicht zureichend iſt.

§. 81. In ſo ferne die Begriffe der Ausdehnung, Solidität und Beweglichkeit, die Grundlage zu der wahren phyſiſchen Sprache ſind, in ſo ferne dient auch alles, was wir von der ſcheinbaren Geſtalt der Körper mit dieſen Eigenſchaften derſelben in Verbindung bringen können, zu der Vergleichung und Verbindung der wahren Sprache und der Sprache des Scheins. Letztere müſſen wir gebrauchen, wo uns die Körper noch weiter nicht als nach den Empfindungen bekannt ſind, und ſich uns folglich nur noch durch den Schein kenntlich machen. Wir können ſie auch gebrauchen, weil dieſer Schein real, und an Geſetze gebunden iſt, und weil das Individuale in den Körpern auch den objectiven Schein derſelben individual macht

 (§. 74.).

(§. 74.). Was wir aber von erſterwähnten dreyen Begriffen und ihren Modificationen und Verhältniſſen in die Sprache des Scheins mit einmengen, iſt immer mehr oder minder von der wahren Sprache hergenommen. So z. E. haben wir durch das Gefühl einen Begriff von der Härtigkeit eines Körpers. Vergleichen wir damit die Begriffe der Ausdehnung, Solidität, Theile, Zuſammenſetzung, und der zuſammenhängenden oder drückenden Kräfte, ſo bringen wir endlich den Schluß heraus, daß der Körper dadurch hart ſey, weil er durch äußerliche Gewalt in Stücke getrennt werden muß, und weil ohne eine ſolche Gewalt ſeine Theile beyſammen bleiben. Dadurch beſtimmen wir zwar nur die Bedingungen, unter welchen ein Körper durch das Gefühl den Begriff der Härtigkeit in uns erweckt. Dieſer Begriff wird aber dadurch mit der Vorſtellung der Sache ſelbſt in Verbindung gebracht. Es iſt überhaupt mit den Begriffen, ſo uns die Empfindungen veranlaſſen, immer eine wirkliche Eigenſchaft und Modification der Körper ſelbſt verbunden, die uns anzeigt, was die Sache an ſich iſt, ſo bald wir ſie durch die Structur und den Mechanismus der Körperwelt erklären können.

§. 82. Nach den bisher angebrachten Betrachtungen wenden wir uns nun zu der Erörterung der Frage, wo Schein und Wahres in Anſehung der Empfindungen zuſammentreffe? Es verſteht ſich für ſich, daß hier nicht von dem organiſchen, ſondern realen phyſiſchen Schein die Rede iſt. Dieſe Frage haben wir durch die bereits angeſtellten bisherigen Unterſuchungen ſo weit erörtert, daß wir die Begriffe der Farben, des Schalles, ꝛc. (§. 63.) ſchlechthin in das Gedankenreich verwieſen, und dabey angemerkt haben, daß ſie, in ſo fern ſie phyſiſcher Schein ſind, oder uns die Körper unter ſinnlichen Bildern vorſtellen, jedesmal

durch

durch wirkliche Eigenſchaften und Modificationen der Körper, und vermittelſt eines dabey vorgehenden Mechanismus veranlaßt oder in uns erweckt werden. Alle dieſe von den Sinnen herrührende Begriffe haben das beſonders, daß der Mechanismns, wodurch ſie erweckt werden, ſelbſt von uns nicht empfunden wird. Wir müſſen ihn durch Schlüſſe, anatomiſche Obſervationen und Verſuche herausbringen, und auch dieſes iſt uns bisher noch nicht durchaus gelungen. Es iſt daher allerdings betrachtenswürdig, daß diejenigen Theile der Structur und des Mechanismus in der Körperwelt, die wir wegen der Feinheit nicht einzeln empfinden, und ſie uns folglich nicht unter den Begriffen der Ausdehnung, Solidität und Beweglichkeit durch unmittelbare Empfindungen vorſtellen können, uns unter Bildern empfindlich ſind, die den Körpern ſelbſt nicht anders als ein Schein können beygelegt werden. Hingegen wo die Ausdehnung, Solidität und Beweglichkeit, wie bey großen und feſten Körpern, in die Sinnen fällt, da ſtellen wir uns dieſe Eigenſchaften nicht unter fremden Bildern, ſondern an ſich vor, und empfinden ſie auch als ſolche. Die Vergößerungsgläſer helfen uns dieſe Betrachtung durch die Erfahrung beſtätigen, weil ſie dieſe drey Begriffe auch da noch empfindbar machen, wo das bloße Auge höchſtens nur Farben ſieht. Die Beobachtung der rothen Kügelchen, die dem Blut die Farbe geben, und ihrer Bewegung, die deſſelben Umlauf augenſcheinlich machen, mag hier zum Beyſpiele dienen.

§. 83. Ungeacht wir demnach das Wahre in den Empfindungen nur bey den Begriffen der Ausdehnung, Solidität und Beweglichkeit zu ſuchen haben, weil die übrigen ſinnlichen Begriffe (§. 63.) uns nur Schein zeigen, ſo kann man doch nicht ſagen, daß dieſe drey Begriffe und ihre Modificationen ganz ohne Schein

ſind.

ſind. Denn die wahre Ausdehnung, Solidität und Bewegung iſt von der empfundenen oder ſcheinbaren faſt immer verſchieden. Indeſſen giebt es Fälle, wo ſie zuſammentreffen, und die Beſtimmung derſelben macht demnach die Auflöſung der erſt vorgelegten Frage (§. 82.) vollſtändig. Wir ſind nicht geſonnen, dieſelbe hier ſo vollſtändig vorzutragen, weil wir einen beträchtlichen Theil der Optik ausſchreiben müßten, ſondern werden nur einige Beyſpiele anführen. Die ſcheinbare Größe iſt der flache oder auch der ſolide Winkel, den die Objecte im Auge machen. Man kann leicht zeigen, daß es möglich iſt, einen gleichſeitigen Triangel ſo anzuſchauen, daß die ſcheinbare Größe jeder Seite ebenfalls gleich iſt. Hier trifft demnach Wahrheit und Schein zuſammen. Der Triangel iſt und ſcheint gleichſeitig. Wiederum ein Körper, der ſich mit gleicher Geſchwindigkeit in einem Circul bewegt, oder bewegt wird, in deſſen Mittelpunkt oder Axe das Auge iſt, wird auch eine ſcheinbare gleiche Geſchwindigkeit haben. In Anſehung der Solidität iſt das Gefühl nicht empfindlich genug, die kleinern Unterſchiede in der Härtigkeit der Körper zu bemerken, ungeacht es bey weichern die Grade noch ziemlich unterſcheidet, und bey gleich weichen ebenfalls eine bemerkbare Gleichheit fühlet.

§. 84. Es geben uns aber überhaupt die Sinnen die Grade der Empfindungen nicht genau an, und die kleinern Unterſchiede zwiſchen denſelben ſind uns unmerkbar. Wir finden dieſes in denen Fällen, wo wir das Urtheil des Sinnes durch Wiederholung der Empfindung oder durch andere Proben prüfen können. So z. E. wenn auf dem Felde einerley Winkel mehrmalen gemeſſen wird, ſo findet ſich faſt immer ein kleiner Unterſchied. Zwo Farben können uns gleich ſcheinen, wenn wir ſchon aus den Ingredientien offenbar wiſſen, daß ſich ein kleiner Unterſchied zeigen ſollte. Zwo Hellig-

keiten

keiten ſcheinen uns gleich, wenn auch der Abſtand des Lichtes uns verſichert, daß ſie um $\frac{1}{50}$ oder noch merklichern Theil verſchieden ſind. In Anſehung der Töne zeigt uns die Länge der Saiten ebenfalls, daß wir die kleinern Unterſchiede nicht bemerken. Das Augenmaaß, die Schätzung der Gleichheit zweyer Gewichter, zweener Grade der Wärme ꝛc. ſind noch unzuverläßiger, wenn wir Zirkel, Maaßſtab, Wage und Thermometer zur Prüfung gebrauchen. Solche Schätzungen können zuweilen zutreffen. Denn wenn in der That eine Gleichheit da iſt, ſo würde es Unachtſamkeit oder eine Veränderung in dem Sinne anzeigen, wenn ſie uns merklich ungleich vorkäme. Wird aber die Beobachtung mehrmalen wiederholt, ſo fällt dieſes zufällige Uebereinſtimmen weg. Und wo man es in der That muß auf das Urtheil der Sinnen ankommen laſſen, da iſt die Wiederholung deswegen dienlich, weil ſich aus allen das Mittel nehmen läßt. Dieſes wird, wofern man nicht vorſetzlich ſorglos ſeyn oder fehlen will, zuverläßiger, als jede einzelne Schätzung, für ſich betrachtet, ſeyn.

§. 85. Aus der erſt angeſtellten Unterſuchung und Auflöſung der (§. 82.) vorgelegten Frage erhellet, daß wir den phyſiſchen Schein in zwo ganz verſchiedene Hauptclaſſen eintheilen können, wenn wir ihn mit dem Wahren, das dabey zum Grunde liegt, vergleichen. Zu der erſten Claſſe gehören die Begriffe der **Farben**, des **Schalls**, ꝛc. (§. 63.) welche uns die Dinge unter ganz fremden Bildern vorſtellen, und wobey folglich der Schein von dem Wahren **der Art nach** verſchieden iſt, weil das, was wir uns unter dieſen Begriffen vorſtellen, nicht in den Körpern ſelbſt iſt, ſondern nur durch die Structur und den Mechanismus derſelben veranlaßt wird. Zu der andern Claſſe gehören die drey Begriffe der **Ausdehnung**, **Solidität** und **Beweglichkeit**

lichkeit

lichkeit (§. 62.) mit ihren Beſtimmungen, Modificationen und Verhältniſſen. In Anſehung dieſer Begriffe iſt der Schein von dem Wahren nicht der Art nach, ſondern höchſtens nur den Graden nach verſchieden, und daher geht auch die Sprache des Scheins von der wahren Sprache bey dieſer zweyten Claſſe nicht in den Worten, ſondern nur in dem Gebrauch der Worte ab. Z. E. Was uns ausgedehnt zu ſeyn ſcheint, iſt auch in der That ausgedehnt; wo eine ſcheinbare Bewegung iſt, da iſt auch in der That eine Bewegung ꝛc.

§. 86. Man ſieht leicht, daß ſich die Ueberſetzung aus der Sprache des Scheins in die wahre, und hinwiederum aus dieſer in jene, nach dem erſt angezeigten Unterſchiede beyder Claſſen richten muß. So ferne die ſcheinbare Ausdehnung und Bewegung, daher auch die ſcheinbare Figur, Größe, Lage, Ort, Entfernung, ꝛc. mit der wahren, nach dem Urtheil des Auges muß verglichen werden, dafür hat man in der Optik längſt ſchon Gründe feſtgeſetzt, ſowohl um aus dem Wahren den Schein, als auch hinwiederum aus dem Schein das Wahre zu beſtimmen. Wir haben ſchon oben (§. 69.) angemerkt, daß die Beſtimmung des ſcheinbaren Orts der Dinge und ihrer Entfernung noch etwas zurückbleibe, und aus gleichen Gründen iſt auch die Beſtimmung der ſcheinbaren Wölbung des Himmels noch einer vollſtändigern Theorie bedürftig. Uebrigens haben ſich die Aſtronomen die optiſchen Lehrſätze bisher noch am meiſten zu Nutze gemacht, aus der ſcheinbaren Lage und Bewegung der Sterne die wahre zu finden, und hinwiederum aus dieſer jene vorauszuſagen.

§. 87. Hingegen iſt die Ueberſetzung aus der Sprache des Scheins in die wahre, und hinwiederum aus dieſer in jene, in Anſehung der Begriffe der erſten Claſſe ganz anders beſchaffen, und bleibt noch in den meiſten Fällen weit zurücke. Wir haben oben (§. 69. ſeqq.)

ſeqq.) geſehen, wie ferne es uns hiebey noch dermalen gelungen, wenigſtens Vergleichungen der Grade des Wahren mit den Graden des Scheins zu beſtimmen, und etwas von dem Mechanismo, ſo bey den Empfindungen vorgeht, zu entdecken. So haben wir auch (§. 58.) bey der Betrachtung des relativen Theiles des Scheins angezeigt, in welchen Fällen derſelbe etwas Abſolutes oder Natürliches hat, worauf die übrigen Fälle, da der Schein durch die Umſtände geändert wird, bezogen werden müſſen. Denn darauf hat man allerdings Achtung zu geben, wenn man den Schein, den jeder Körper nach jeden Arten der Empfindungen an ſich hat, von den zufälligen Aenderungen unterſcheiden will, die nicht von dem Körper ſelbſt, ſondern von mitwirkenden Urſachen und Umſtänden herrühren.

§. 88. Wir müſſen noch anmerken, daß es in Anſehung der zweyten Claſſe leichter iſt, die Sprache des Scheins und des Wahren zu vermengen, und dadurch Irrthum und Verwirrung in unſere Erkenntniß zu bringen, als bey der erſten Claſſe. Denn bey der zweyten Claſſe kommen beyde Sprachen in den Worten überein, weil die Begriffe der Ausdehnung, Solidität und Beweglichkeit nebſt ihren Modificationen die Grundlage zu beyden ſind. Hingegen ſo bald man einmal weiß, daß die Begriffe der Farben, des Schalles, ꝛc. nur Bilder ſind, unter welchen uns die Körper ihre uns unempfindbare Structur und Mechaniſmus vorſtellen, ſo weiß man ein für allemal, daß dieſe Bilder ſchlechthin zu der Sprache des Scheins gehören, welche hiebey von der wahren auch in den Worten abgeht. Es iſt aber bey der erſten Claſſe leichter, einen Schein mit dem andern zu verwechſeln, weil eine Sache den Schein der andern haben kann (§. 74. ſeqq.).

§. 89. Da bey den Körpern immer eine Eigenſchaft, Modification, ꝛc. zum Grunde liegt, welche durch die

Empfindung derſelben ſolche Bilder in uns erregt, ſo können wir dieſe Bilder gewiſſermaßen als Zeichen ſolcher Eigenſchaften und Modificationen anſehen, die durch Geſetze der Natur mit denſelben verbunden ſind. Sie ſind Zeichen, ſo fern wir überhaupt jede Wirkung als ein Zeichen ihrer vorhandenen Urſache anſehen können. Und wir können ſie für nicht mehr als Zeichen anſehen, ſo bald wir ein für allemal wiſſen, daß ſie nicht den Körpern ſelbſt zukommen, ſondern durch die Structur und den Mechanismus derſelben, vermittelſt der Empfindung in uns erregt werden. Es iſt uns auch dieſe Benennung nur deswegen ungewöhnter, weil uns dieſe Structur und Mechanismus nicht in die Sinnen fällt, und auch dermalen noch nicht durch Schlüſſe genug entdeckt iſt. So z. E. wiſſen wir nunmehr in Anſehung der Farben ſo viel, daß ein Körper abſolute weiß iſt, wenn er die Lichtſtralen in eben der Verhältniß zurücke wirft, in welcher ſie auffallen, und je genauer letzteres iſt, deſto mehr nähert ſich die Farbe des Körpers dieſer abſoluten Weiße. Wir können demnach vermög dieſes Satzes die weiße Farbe an jedem Körper, der ſie hat, als ein Zeichen anſehen, daß die Structur ſeiner Theile zu einer ſolchen proportionirten Zurückwerfung des Lichtes müſſe eingerichtet ſeyn. Und ſollte uns dieſe Structur künftig noch genauer und für jede Grade bekannt werden, ſo würde ſich die Bedeutung des Zeichens eben ſo weit erſtrecken. So ſind wir ſchon gewöhnt, jede Helligkeit als ein Zeichen der Gegenwart eines Lichtes anzuſehen, wenn wir auch das Licht ſelbſt nicht ſehen.

§. 90. Wenn wir demnach die Sprache des Scheins gebrauchen, und z. E. ſagen, ein Körper ſey weiß, roth, blau ꝛc. ſo legen wir der bezeichneten Sache den Namen und Begriff des Zeichens, oder der wirkenden Urſache den Namen des dadurch veranlaßten Begriffes

bey.

bey. Und darinn beſteht folglich der Irrthum, den wir mit unterlaufen laſſen, wenn wir die Sprache des Scheins für die wahre anſehen. Sehen wir ſie aber als eine Aufhäufung von Metonymien und Metaphern an; ſo fällt dieſer Irrthum weg, weil wir in den Sprachen ſolche Verwechslungen der Namen in Menge haben. Und da iſt es genug, daß wir ſie als ſolche erkennen.

§. 91. Aus allem bisher geſagten erhellet, daß die Körperwelt ſich uns in allewege nur nach ihrem Schein zeigt. Denn auch die wenigen Fälle, wobey Wahrheit und Schein zuſammentrifft (§. 83.), ſind auch von der Art, daß wir dieſe Uebereinſtimmung beweiſen müſſen. Man hat daher in der Aſtronomie längſt ſchon die Sorgfalt gehabt, die Beobachtungen und Erfahrungen in der Sprache des Scheins vorzutragen, um nicht das, ſo man wirklich erfahren oder beobachtet hat, mit den daraus gezogenen Schlüſſen zu vermengen. Dieſe Regel wird auch in der Verſuchkunſt vorgeſchrieben, und ſollte, wenn man genau gehen will, bey jeden Erfahrungen, Beobachtungen und Verſuchen gebraucht werden. Ihre Ausübung, und die Vorſchriften dazu, machen einen beträchtlichen Theil der transſcendenten Perſpective aus, wovon wir oben (§. 4.) den Begriff gegeben haben. Hier haben wir ſie nur noch in Abſicht auf die Sinnen zu betrachten, und werden daher nach dem, ſo wir ſchon in dem achten Hauptſtücke der Dianoiologie angebracht haben, noch folgende Anmerkung darüber machen.

§. 92. Einmal iſt es bey denen (§. 85.) angeführten Begriffen der zweyten Claſſe leichter, die Erfahrungen, Beobachtungen und Verſuche genau in der Sprache des Scheins vorzutragen, weil die ſcheinbare Ausdehnung und Bewegung nicht nur in die Augen fällt, ſondern ausgemeſſen, und folglich nach aller Schärfe

beſtimmt werden kann. Damit darf man nur aufzeichnen, was man wirklich ausmißt, und diß ſind ordentlich Zeit und Winkel, weil die ſcheinbare Ausdehnung durch Winkel gemeſſen, und zur Beſtimmung der ſcheinbaren Bewegung, die Zeit mit in die Rechnung gezogen werden muß. Hievon geben bald alle Aſtronomiſche Obſervationen Beyſpiele, und es war den Aſtronomen leichter, und faſt das einzige, was ſie thun konnten, ſich mit Ausmeſſung der Zeit und Winkel zu beſchäfftigen, und beydes ſo, wie ſie es befunden, aufzuzeichnen. Man hat auch Urſach, das, ſo jemand aus ſeinen Beobachtungen ſchließt, dahingeſtellt ſeyn zu laſſen, dafern er nicht dieſe angiebt, und ausführlich zeigt, wie er die Schlüſſe daraus gezogen. Es iſt leicht, Umſtände zu vergeſſen, ſich zu überrechnen, ſich im Schließen zu übereilen ꝛc.

§. 93. Bey den Begriffen der erſten Claſſe (§. 85.) geht es hingegen nicht ſo leicht an, die Beobachtungen von den Schlüſſen, ſo man daraus zieht, zu trennen, und in der Beſchreibung der Beobachtungen nichts anders zu benennen, als was wir unmittelbar empfinden. Man würde öfters dadurch ohne Noth in eine faſt lächerliche Weitläuftigkeit fallen, wenn man ſtatt des Namens der Dinge und ihrer Theile, die Figur, Farbe, ſcheinbare oder wahre Größe ꝛc. anzeigen wollte. Dieſes thut man nur in Anſehung ganz unbekannter Dinge. Und ſolche Beſchreibungen ſind mehrentheils ſo mangelhaft, daß man die Sache daraus nicht erkennen würde. Man iſt daher längſt ſchon darauf verfallen, ſolche Beſchreibungen durch Gemählde, Figuren, Modelle, ꝛc. abzukürzen, und dadurch die Dinge denen kenntlicher zu machen, die ſie ſelbſt noch nicht geſehen haben. Bey bekannten und täglich vor Augen ſchwebenden Dingen begnügt man ſich allerdings kürzer mit dem Namen der Sache, und in zweifelhaftern Fällen, oder wo man ſorgfältiger ſeyn muß, ſich zu verſichern, ob es eben die

Sache

Sache ſey, die man ſich vorſtellt, oder die den Namen hat, kömmt es auf die oben ſchon (§. 74. ſeqq.) angegebenen Vorſichtigkeiten an, das, was man empfindet, von allem zu unterſcheiden, was wir wegen Aehnlichkeit der Empfindung damit verwechſeln könnten.

§. 94. Wir haben eine Menge Wörter in der Sprache, wodurch wir gleichſam abkürzungsweiſe ſehr zuſammengeſetzte Dinge, Veränderungen und Handlungen benennen können. In einzelnen Fällen aber kann es geſchehen, daß wir ſolche Dinge, Veränderungen und Handlungen nicht ganz, ſondern nur zum Theil ſehen oder empfinden, und folglich den nicht empfundenen Theil durch Schlüſſe herausbringen müſſen, es ſey, daß wir deſſen Daſeyn aus dem wirklich Empfundenen oder aus andern Gründen erweiſen können. Will man demnach hiebey ſorgfältig verfahren, ſo iſt allerdings nothwendig, das Empfundene einzeln und ſtückweiſe anzuzeigen, und ſodann auch die Schlüſſe, wodurch man das übrige beſtimmt, aus einander zu ſetzen, beſonders wo das, ſo man durch Schlüſſe beſtimmt, ohne dieſelbe mehrerley Beſtimmungen leiden könnte, wie z. E. die Abſichten bey Handlungen, die Urſachen bey Veränderungen, ꝛc. Es iſt für ſich klar, daß man öfters auch den Umfang von der Bedeutung der Wörter genauer beſtimmen und angeben müſſe, die man bey ſolchen Erfahrungen und Beobachtungen gebraucht, damit nicht ſtatt des Irrthums, den man in der Sache vermeiden will, aus den Worten ein anderer entſtehe.

Drittes Hauptſtück.

Von
dem pſychologiſchen Schein.

§. 95.

Wir ſind in vorhergehendem Hauptſtücke bey dem unmittelbar von den äußern Sinnen herrührenden Schein ſtehen geblieben, und haben denſelben an ſich betrachtet, ohne noch zu ſehen, wieferne die dadurch veranlaßten Begriffe ſich auch ihrem Schein nach in das abſtractere Gedankenreich einmengen, oder wieferne ſelbſt auch die äußern Sinnen Quellen und Urſachen des pſychologiſchen Scheins ſind, zu deſſen Unterſuchung wir nun fortſchreiten werden. Die Erörterung dieſer Frage wird um deſto erheblicher, weil die von den Sinnen herrührenden Begriffe die Grundlage und der Anfang zu unſerer abſtracten Erkenntniß ſind. Und da iſt allerdings zu vermuthen, daß ſich der ſinnliche Schein auch in dieſe einmenge, und darinn das Scheinbare mit dem Wahren vermiſche. Ueberdieß läuft bald in allem, was wir von Körpern und der Körperwelt reden, die Sprache des Scheins und die wahre Sprache durch einander, theils weil erſtere zur Abkürzung dient, theils weil wir letztere noch lange nicht durchaus wiſſen. Die Frage iſt demnach, wieferne deſſen unerachtet wahre Verhältniſſe beſtimmt werden können, und wieferne ſelbſt der Schein uns zu richtigen abſtracten Begriffen führe?

§. 96. Ueber dieſe Frage können wir nun verſchiedene zu ihrer Auflöſung dienende Anmerkungen machen. Einmal macht uns der ſinnliche Schein die Körper kenntlich, und zwar deſto genauer, je vollſtändiger er iſt,

(§. 74. ſeqq.). Beſonders aber dienen uns die daherrührenden Begriffe als natürliche und genau paſſende Zeichen von Eigenſchaften der Körper, die nicht ſelbſt in die Sinnen fallen, ſondern erſt durch Schlüſſe müſſen gefunden werden (§. 89. 82.). Sodann wie ſich uns auch immer die Körper nach ihrem Schein zeigen, ſo findet ſich der Begriff der Solidität, und daß es Dinge ſind, mit dabey, und in Anſehung des Auges würde die Empfindung der Ausdehnung, Figur und Bewegung wegfallen, wenn die Körper nicht durch Licht und Farben ſichtbar wären. So iſt auch bey jeden ſichtbaren Handlungen Figur und Bewegung ſichtbar. Und in ſo ferne mengt ſich in das Scheinbare der Körperwelt immer viel Wahres mit ein, welches ausgeleſen und beſonders betrachtet werden kann.

§. 97. Wir machen ferner in vielen Fällen aus dem Schein, den uns die Körper zeigen, ein Hauptwerk. Die Färbe- und Malerkunſt, die Muſik und der feinere Theil der Kochkunſt ſind Proben davon. In dieſer Abſicht hat auch der Schein, als Schein betrachtet, ſeine Grade, Verhältniſſe, Harmonien und Annehmlichkeiten. Ueberdieß ſind die Theile des Scheins ſo mit einander verbunden, daß man, wenigſtens mittelſt der Erfahrung, von dem einen auf die andern ſchließen kann. Und wo wir das Reale oder Wahre bereits wiſſen, da giebt uns der Schein daſſelbe und deſſen Grade an, weil ſich die ſcheinbaren Grade nach den wahren richten, ſo oft nichts organiſches ſich mit einmengt. Endlich können wir auch in den meiſten Fällen aus der Aehnlichkeit des Scheins auf die Aehnlichkeit der Eigenſchaften ſchließen, die den Schein in unſern Sinnen veranlaſſen, ſo unbekannt uns ihre Structur und Mechaniſmus noch ſeyn mag; wiewohl wir dieſe Aehnlichkeit, ohne anderweitige Gründe zu haben,

nicht wohl weiter ausdehnen können, als die Empfindungen des Aehnlichen im Schein gehen.

§. 98. Um nun zu der Betrachtung des pſychologiſchen Scheins den Weg zu bahnen, wollen wir anmerken, daß die Bewegung, die bey den Empfindungen in den Empfindungsnerven vorgeht, zwar bis in das Gehirn fortgepflanzt wird, aber auch in demſelben, allem Anſehen nach, andere ungleich feinere Bewegungen und Empfindungen erregt. Ich ſage, allem Anſehen nach. Denn dieſe Nerven und Fibern werden immer feiner, je näher ſie dem Gehirne liegen, und in dem Gehirne ſelbſt verlieren ſie ſich aus dem Geſichte. Die Bewegung geht dabey aber allerdings nicht verlohren, ſondern ſcheint ſich, wegen der Communication der anliegenden Theile, auszubreiten, und dadurch in jedem Theile ſchwächer zu werden. Das Bewußtſeyn, daß wir nicht in den Gliedern ſondern im Gehirne, und zwar in einem gewiſſen Punkt deſſelben, denken, deſſen Ort wir, wie den Ort jeder innern Empfindung von Schmerz, Reiſſen, Drücken, ꝛc. gleichſam anzeigen zu können glauben, macht glaublich, daß daſelbſt gleichſam die **Werkſtätte der Seele** iſt, dahin ſich jede von den Empfindungsnerven herrührende Bewegungen concentriren, und wo gleichſam die Zügel ſich vereinigen, womit der Wille den Leib und jede Glieder in Bewegung ſetzt, und lenkt. Ein Fall, den man thut, und wodurch das Gehirn erſchüttert wird, verurſacht in demſelben allerdings nur mechaniſche und körperliche Veränderungen. Daß man aber dadurch das Bewußtſeyn und Gedächtniß verlieren kann, lehren uns einige Erfahrungen. Und ſo giebt es bey vielen die Erfahrung auch, daß ein allzuſtarkes Nachſinnen Kopfweh oder Schmerz in dem Gehirne und deſſen einzeln Theilen verurſachen könne; daß man nach dem Eſſen überhaupt zum Nachdenken weniger aufgelegt iſt, und ſtarke Getränke an-

fangs die höhern, ſodann die untern Erkenntnißkräfte, und endlich gar die Sinnen betäuben und für eine Zeitlang unbrauchbar machen können. Dieſe und mehrere dergleichen Erfahrungen zeigen, nicht nur, daß das Syſtem der Gedanken von dem phyſiſchen Zuſtande des Gehirns abhängt, ſondern auch, daß die feinern Gedanken ſich ſtuffenweiſe nach den feinern Fibern und Bewegungen in dem Gehirne richten, und mit denſelben leiden, ſo unbekannt uns deſſen Structur und Mechanismus und die Gemeinſchaft der Seele und des Leibes ſeyn mag.

§. 99. So viel iſt gewiß, daß, wenn wir dieſe Structur und den Mechaniſmus des Gehirns durchaus wüßten, die Theorie davon uns in Abſicht auf das Gedankenreich und den pſychologiſchen Schein eben den Dienſt thun würde, den uns die Anatomie des Auges in der Optik thut (§. 3. 4. 69.). Beſonders würde ſich die Aehnlichkeit des Eindruckes, den die Gegenſtände verſchiedener Sinnen und ſogar auch die Dinge der Intellectualwelt in uns machen, und wodurch wir zu abſtractern und tranſcendenten Begriffen gelangen, und in der Sprache Metaphern einführen, ꝛc. daraus umſtändlicher entwickeln laſſen. Wir haben ſie in der Alethiologie und Semiotik, in Ermanglung dieſer Theorie, ſchlechthin nur als eine Erfahrung angenommen, und den Gebrauch davon ebenfalls aus Beyſpielen angezeigt.

§. 100. Indeſſen können wir hier ſo viel annehmen, daß, wenn eine Empfindung durch die Bewegung der Nerven und Fibern bis in das Gehirn fortgepflanzt wird, und ſich theils communicirt, theils gleichſam gegen den Siz der Gedanken convergent wird, daß wir, ſage ich, von jeden dieſen Bewegungen Empfindungen haben, und zwar deſto ſtärkere, je ſtärker ſie an ſich ſind. Beſonders aber macht die Communication der Bewegung, daß uns auch ähnliche vorhin gehabte Empfindungen

dungen wiederum zu Sinne kommen, die theils durch directe oder auch durch communicirte Bewegungen waren erregt worden. Die unvermerkte Einmengung fremder Bilder in die Empfindungen mag ebenfalls daher entſtehen, wenn das Bewußtſeyn, daß ſie fremd ſind, und die behörige Aufmerkſamkeit, fehlt. So können auch die Fehler und Gebrechen der feinern Fibern einen Mangel und Verwirrung der daherrührenden Empfindungen und Gedanken nach ſich ziehen, und die Affecten, welche mit heftigern Bewegungen begleitet ſind, das Bewußtſeyn der feinern Empfindungen hemmen, welches bey ruhigerm Gemüthe ſtatt hat. Man kann ſich auch gedenken, daß bey Fortpflanzung der Bewegung jede folgende und feinere Fiber in Ruhe ſeyn ſollte, daferne in den daraus entſtehenden Empfindungen alles objectiv ſolle genommen werden können. Was demnach von Bewegung ſchon wirklich da iſt, wird zu dem ſubjectiven Theile dieſer Empfindungen gerechnet werden müſſen, der ſich auf dieſe Art in den objectiven mit einmengt.

§. 101. Wenn aber auch alles dieſes kann zugegeben werden, ſo iſt es doch nur ein ungefährer Schattenriß der wahren Sprache. Denn vollſtändig ſollten wir jede Fiber benennen, ihre Communication mit den anliegenden beſtimmen, und den klaren Begriff, den ſie beſonders erregt, und der ein Bild der Empfindung iſt, anzeigen können, um auf dieſe Art die Verbindung der wahren Sprache und der Sprache des Scheins vollſtändig zu machen. Aber in allem dieſem bleiben wir noch durchaus zurücke, weil die erſt angeſtellten Betrachtungen kaum noch das Allgemeine davon angeben. Wir werden uns daher von der Betrachtung des Gehirns, der ſo genannten innern Sinnen und ihres Mechaniſmus, zu den **Gedanken** ſelbſt wenden und das Gedankenreich nach Anleitung der

Erfahrung, folglich ſtatt der Urſachen, die Wirkungen betrachten.

§. 102. Zu dieſem Ende werden wir uns nach der Art und Weiſe umſehen, wie wir zu allgemeinen, abſtracten und tranſcendenten Begriffen gelangen, und da wird ſich leicht zeigen, daß die in der Semiotik (§. 12. ſeq.) bereits angezeigte Nothwendigkeit der Sprache und Zeichen, viel dazu beytrage. Denn die Sprache würde unendlich weitläuftig werden, wenn wir für jede Indiuidua, ſo uns die Körperwelt darbeut, und für jede Theile, Modificationen und Veränderungen derſelben, eigene Wörter und Zeichen haben müßten. Solche eigene Namen gebrauchen wir nur für die Indiuidua, die wir aus beſondern Gründen von andern zu unterſcheiden haben, dergleichen die Namen einzelner Perſonen, Städte, Häuſer, Flüſſe ꝛc. ſind. Um dieſe Weitläuftigkeit abzukürzen, wäre es ſehr natürlich, daß ſich die Urheber der Sprachen nach Aehnlichkeiten umſähen, und ähnliche Dinge, Theile, Modificationen, Handlungen, Verhältniſſe ꝛc. mit einerley Namen benennten. So würden die Thiere, Pflanzen, Metalle, Steine ꝛc. nach ihrer Art benennt, ohne daß man ſich an den Individualunterſchieden und Varietäten aufhielte. So erhielten auch die ähnlichen Glieder und Theile verſchiedener Arten von Thieren und Pflanzen einerley Namen, und die Namen der Handlungen und Verrichtungen ſind auch großentheils von dem Begriffe der Art der Thiere unabhängig, ſo oft ſie nämlich bey allen oder auch bey mehrern eine Aehnlichkeit haben. Eben dieſes läßt ſich auch von den Namen der Veränderungen, Figur, Verhältniſſe, Geſtalt, Farbe, Zahl ꝛc. anmerken. Die Bedeutung ſolcher Wörter würde unvermerkt weiter ausgedehnt, weil es ſehr natürlich wäre, neuempfundenen Dingen und ihren Theilen den Namen von ſolchen zu geben, deren Empfindung ähnlichen

Eindruck machen. Wir haben daher auch Wörter in der Sprache, die ſich auf die Gegenſtände mehrerer Sinnen erſtrecken, dergleichen z. E. das Wort ſchön iſt, welches Farben, Figur, Geſtalt, Ton, Muſik, Gedanken, Geiſt ꝛc. als ein Beywort zugeſetzt wird, und in ſo ferne tranſcendent iſt.

§. 103. Hierüber können wir anmerken, daß, wo Wörter von ſo weitläuftiger Ausdehnung zu definiren ſind, es viel darauf ankomme, ob die Sprache mehr andere Wörter von gleicher Ausdehnung habe? Wo dieſes nicht iſt, da iſt man gleichſam genöthigt, den Begriff in Claſſen zu theilen, und jede beſonders zu definiren. Sodann können wir hier den Begriff der Varietät allgemeiner machen, den man bisher in der Kräuterkunde gebraucht hat, um dadurch die Abwechslungen anzuzeigen, die bey einer gleichen Art von Pflanzen vorkommen, dergleichen z. E. die Farben bey den Tulpen, Nelken ꝛc. ſind. Dieſer Begriff läßt ſich ebenfalls auf Handlungen ausdehnen, die von ihrer Abſicht, Urſache, Wirkung ꝛc. her benennt, und daher, aller übrigen Unterſchiede und Abänderungen ungeacht, in eine Claſſe geſetzt werden.

§. 104. Das Wahre in den Begriffen kömmt darauf an, daß ſie möglich ſeyen, und ein für ſich gedenkbares Ganzes vorſtellen. Dieſes macht ſie richtig und vollſtändig. Die Merkmale, die man zuſammennimmt, müſſen ſich können zuſammennehmen laſſen, und es muß keines wegbleiben, das zu den übrigen mit gehört, damit keine Lücke in dem Begriff bleibe. Was hiebey überſehen oder aus der Acht gelaſſen wird, das macht den Begriff nur ſcheinbar, oder dem Schein nach richtig, und es iſt ein bloßer Schein, ſo oft in dem Begriffe noch entweder unbemerkte Widerſprüche oder unbemerkte Lücken ſind, oder gar beydes vorkömmt. Iſt hingegen der Begriff an ſich richtig, aber

wir

wir ſind weder durch Beweiſe noch andere Proben davon verſichert, ſo daß wir denſelben nur annehmen, weil uns nichts dawider einfällt, ſo iſt es zwar an ſich kein leerer Schein, aber wir können ihn noch nicht als real erkennen. Ueberhaupt finden ſich die Widerſprüche leichter in Begriffen, die wir aus andern einfachern oder einfacher ſcheinenden zuſammenſetzen. Hingegen, wenn wir Begriffe von wirklichen Dingen abſtrahiren, ſo iſt es ſehr leicht, Merkmale aus der Acht zu laſſen, die wir hätten mitnehmen ſollen, und dieſes macht den abſtrahirten Begriff unvollſtändig, oder es bleiben Lücken darinn, die ſich nur dann entdecken, wo in vorkommenden Fällen die weggelaſſenen Merkmale oder ihre Folgen mehr in die Sinnen fallen. Wird aber ein Begriff nicht von wirklichen Dingen, ſondern von andern Begriffen abſtrahirt, ſo iſt es auch möglich, die Widerſprüche und Lücken von dieſen ganz oder zum Theil in den abſtrahirten Begriff zu nehmen. Die Lücken in einem Begriffe geben irrige verneinende Sätze, weil man die weggelaſſenen Merkmale von dem Begriffe ausſchließt. Die Widerſprüche aber führen auf Sätze, die einander ganz oder zum Theil aufheben.

§. 105. So ferne auch in dem Gedankenreiche der Schein vom Wahren abgeht, ſo ferne können wir, um ihn zu entdecken, Vergleichungen anſtellen, wie wir es im vorhergehenden Hauptſtücke, in Abſicht auf den von den Sinnen herrührenden Schein (§. 50. ſeqq.), angegeben haben. Wie hiezu apogogiſche Beweiſe dienen, haben wir in der Dianoiologie (§. 379.) angezeigt, und durch ein an ſich offenbares Beyſpiel erläutert, wie wir bey der Vergleichung unſerer Gedanken anfangen zu merken, daß etwas irriges mit unterlaufe, und folglich ihre Richtigkeit nur ſcheinbar war. Denn wenn wir Vorſtellungen gegen einander halten, und können ſie

nicht zuſammenreimen, ſo iſt nothwendig entweder ein Widerſpruch oder eine Lücke darinn, es ſey, daß wir ſie zu weit ausdehnen, oder überflüßiges mit einmengen, oder Umſtände und einſchränkende Bedingungen aus der Acht laſſen ꝛc. Hierüber kann man das ganze neunte Hauptſtück der Dianoiologie nachſehen, wo wir von der Verwandlung der gemeinen Erkenntniß und ihrer einzeln Theile in eine wiſſenſchaftliche gehandelt haben. Denn in der gemeinen Erkenntniß iſt Schein und Wahres noch ungetrennt, und beydes mit dem Irrigen vermengt.

§. 106. Ueberhaupt dehnt ſich in dem Gedankenreiche der bloße Schein ſo weit als der Irrthum aus. Denn wer in einer Sache ſich irret, dem ſcheint das Falſche wahr, oder das Wahre falſch zu ſeyn. Er ſtellt ſich die Sache anders vor, oder bildet ſie ſich anders ein, als ſie iſt. Hingegen trifft auch nicht immer Wahres und Schein zuſammen. Es giebt Wahrheiten, die uns der Verſtand ganz anders einſehen lehrt, als die Einbildungskraft ſie uns vorſtellt. Die wahren *Paradoxa* oder widerſinnigen Sätze ſind von der Art. Sie ſcheinen anfangs nicht das zu ſeyn, was ſie bey reiferer Ueberlegung wirklich ſind. So giebt es auch öfters Dinge, die uns nur deswegen unglaublich oder unmöglich vorkommen, weil wir ſie uns ganz anders vorgeſtellt hatten.

§. 107. Der Gebrauch der allgemeinen und abſtracten Begriffe beſteht darinn, daß wir ſie und deren Theorie auf einzelne oder beſondere Fälle anwenden können. Denn was wir überhaupt von einer ganzen Art, Gattung, Claſſe ꝛc. wiſſen, dürfen wir nicht in jedem Falle beſonders wieder aufſuchen, oder es auf die Erfahrung ankommen laſſen. Die Hauptfrage hiebey iſt nun, ob ein vorgegebener allgemeiner Begriff in einem vorgegebenen beſondern Falle vollſtändig vorkom-

me? oder ob er nur vorzukommen ſcheine, oder ob das Gegentheil vorzukommen ſcheine? Iſt nun der vorgegebene Fall ſehr zuſammengeſetzt, mit vielen Nebenumſtänden verwickelt, ſo daß der darinn liegende allgemeine Begriff aus mehrern Theilen muß zuſammengeleſen werden: ſo iſt klar, daß uns auch in jeden dieſen Theilen der Schein täuſchen kann, und da kann öfters ein einziger Umſtand, den man etwan überſieht, die Sache ganz ändern. Am ſchwerſten geht es hiebey, wo das Weſentliche von dem Begriffe nicht in die Sinnen fällt, wie z. E. die Abſicht bey Handlungen, deren Moralität man unterſuchen will, die Aufrichtigkeit in ſolchen Fällen, wo man auf Treu und Glauben zu gehen hat. Dieſe Schwierigkeit äußert ſich ſelbſt auch bey Beurtheilung ſeiner eigenen Handlungen. Man hat längſt ſchon das menſchliche Herz als ein betrüglich Ding angegeben. Es iſt ſchwer, ſich ſelbſt nicht zu heucheln, und ſeine Schwäche nicht ſtärker zu glauben, als ſie wirklich iſt. Man wird auch Mühe finden, ſo unpartheyiſch gegen ſich ſelbſt zu ſeyn, bey einer Handlung genau zu beſtimmen, was Temperament, Eigennutz, Ruhmbegierde, Hoffnung, Furcht, natürliche Fähigkeit und Leichtigkeit, Luſt, Neid, Trotz ꝛc. dazu beygetragen haben, daß man ſie gethan hat. In Anſehung vieler Affecten kann man ſich Ruhe träumen, bloß, weil ſie wie unter der Aſche glimmen, und nur auf Anläße warten. Und auf dieſe macht man ſich nicht immer gefaßt. Die Liebe zur Wahrheit, und die Beſorgniß des Selbſtbetrugs, muß alle dieſe Schwierigkeiten überwinden, weil dadurch ärgere Folgen vermieden werden (§. 17.).

§. 108. In Anſehung der Moralität der Handlungen, hat man allerdings die Handlung an ſich betrachtet, von der Abſicht des Handelnden zu unterſcheiden. Die Handlung und ihre Folgen können an ſich gut ſeyn, ohne

ohne daß ſie auf des Thuenden Rechnung zu ſtehen komme, wenn nämlich ſeine Abſicht nicht viel taugte. Da wir auch die Abſicht nicht immer ſo genau noch ſo gewiß entdecken können, ſo müſſen und können wir uns allerdings an der Betrachtung der Handlung und ihrer Folgen begnügen, und ſie, wo ſie gut ſind, geſchehen laſſen, und da Einhalt thun, wo es zu weit gehen, oder wo ſich ſchlimmes mit einmengen würde. So iſt es auch möglich, daß jemand bey einer Handlung oder Sache anfangs an keinen Misbrauch derſelben denkt, oder dieſen Gedanken ſo ſehr in ſeinem Herzen verſteckt, als wenn er nicht da wäre, beſonders wo die Aeußerung des Vorhabens, ſie zu misbrauchen, die Sache würde ins Stecken gerathen machen. Iſt ſie aber geſchehen, ſo fällt auch dieſe Beſorgniß weg, und die Verſuchung iſt nun da, die Sache zu misbrauchen, im Trüben zu fiſchen, zu des andern Nachtheil ſeinen Nutzen befördern ꝛc. Da es ſchwer iſt, ſolche Tücke des Herzens vorauszuſehen, ſo iſt unſtreitig das rathſamſte, wo es geſchehen kann, ſich für jeden Vorfall eine freye Diſpoſition zu menagiren, oder ſich nur Schritt für Schritt einzulaſſen. Wer aber die Möglichkeit fürs künftige auf eine einzige einſchränkt, der hat es allerdings ſich ſelbſt zuzuſchreiben, wenn ſie Umſtände mit ſich bringt, die ſich, ſo gern er wollte, nicht mehr ändern laſſen.

§. 109. Die abſtracten Begriffe ſind in einzeln Fällen mit Nebenbeſtimmungen, Zufälligkeiten und Varietäten vermengt, und zeigen ſich daher auch unter ſehr verſchiedenen Geſtalten, auch da, wo man ſie kaum ſuchen würde. Hingegen an ſich betrachtet, ſollen ſie ihrer Natur nach unveränderlich ſeyn, und ein für allemal ihre weſentliche Merkmale behalten. Es iſt zwar möglich, daß die Bedeutung des Wortes nach und nach metaphoriſch, allgemeiner oder gar tranſcendent wird, dabey aber bleibt der anfängliche Begriff

deſſen

deſſen unerachtet, wie er war, und wenn er für ſich betrachtet, etwas ganzes, nettes und einer Theorie würdiges vorſtellt, ſo bleibt die engere Bedeutung des Wortes dennoch, oder es erhält, mehrerer Deutlichkeit halber, eine nähere Beſtimmung. Man ſehe, was wir in Anſehung dieſer Fälle in der Dianoiologie (§. 50.) in der Alethiologie (§. 153. ſeqq.), und in der Semiotik (§. 200. 348.) angemerkt haben.

§. 110. Dieſe Unveränderlichkeit allgemeiner und abſtracter Begriffe will aber nicht ſagen, daß auch unſere Vorſtellung derſelben eben ſo unveränderlich ſey. Es iſt allerdings möglich, daß wir ſie bald ſo, bald anders nehmen, und etwan ihren Umfang und den Beweis davon vergeſſen, oder ihre Anwendbarkeit auf beſondere Fälle wechſelsweiſe glauben und in Zweifel ziehen, zumal wenn der Beweis aus vielen einzeln Theilen beſteht, deren man ſich aller bewußt ſeyn muß, um ſeiner Vollſtändigkeit verſichert zu ſeyn. Es kann dieſes beſonders bey den ſogenannten moraliſchen und hiſtoriſchen Beweiſen geſchehen, wovon letztere auf Glaubwürdigkeiten, erſtere auf den aus einem Satze gezogenen Folgen und Aufhebung der Einwürfe beruhen, und wo die Induction in beyden Fällen vollſtändig ſeyn muß.

§. 111. Wenn uns daher ein allgemeiner Begriff anders vorkömmt, ſo iſt die Urſache des geänderten Scheins ſubjectiv, und daher in uns ſelbſt zu ſuchen, und zwar fehlt es theils an dem Bewußtſeyn, und theils auch, wenn die Einbildungskraft fremdes Zeug mit einmengt, oder uns den Begriff in ſcheinbaren Verhältniſſen mit andern vorſtellt, die uns an deſſen Richtigkeit zweifeln machen. Beydes kann auch vorkommen, wenn wir die Sache nicht an ſich, ſondern nur vermittelſt ihrer Verhältniſſe zu andern, folglich von gewiſſen Seiten betrachtet, uns vorſtellen. Dieſe

verſchie-

verſchiedene Arten des pſychologiſchen Scheins haben wir bereits in dem erſten Hauptſtücke angezeigt, und werden ſie nun umſtändlicher betrachten.

§. 112. Das Bewußtſeyn hat überhaupt den Erfolg, daß wir geneigt ſind, aus dem Mangel des Bewußtſeyns auf das nicht ſeyn zu ſchließen, und daher die Begriffe, ſo wie wir ſie uns jedesmal vorſtellen, als vollſtändig anzuſehen, ungeacht ſie es nicht ſind. Dieſes kann vorkommen, es ſey, daß wir nur einige Beſtimmungen vergeſſen, oder daß wir ſie in der That nie gewußt haben. In beyden Fällen bleibt in der Vorſtellung des Begriffes eine Lücke, und die Theorie davon reicht nicht ſo weit als die Sache ſelbſt. So wenn man zu dem Begriff eines Körpers nur die Ausdehnung, zu dem Begriff der Unſterblichkeit der Seele nur die Immaterialität nimmt, ſo reicht man damit nicht aus, weil ein Körper ſolid iſt, und den Raum ausfüllt, und weil man zu dem nicht ſterben, das nicht vernichtet werden, und das Bewußtſeyn mitnehmen muß.

§. 113. Noch leichter aber fällt man in dieſen Fehler, bey der Abzählung der Arten, Glieder, Fälle ꝛc. die zu einer Gattung oder Claſſe gehören. Wir haben die Schwierigkeiten, ſolche Abzählungen vollſtändig zu machen, und ſie zu beweiſen, in dem zweyten Hauptſtücke der Dianoiologie angezeigt. Bey mehreren Arten der Möglichkeit einer Sache, bey mehrern möglichen Abſichten einer Handlung, Auslegungen einer Rede ꝛc. ſcheint uns öfters die, ſo uns beyfällt, ſo einleuchtend, als wenn ſie die einzige wäre, ſo, daß wir uns nur nicht in Sinn kommen laſſen, andere zu ſuchen. Bey Dingen, die wirklich geſchehen ſind, oder geſchehen werden, hat von ſolchen Möglichkeiten allerdings jedesmal nur eine ſtatt. Ob es aber eben die ſey, die wir uns ſogleich dabey vorſtellen, das iſt eine andere Frage, die durch genaueres Aufſuchen der Umſtände erörtert werden

den muß, und in gerichtlichen Fällen öfters nicht geringe Weitläuftigkeiten nach ſich zieht. Daß übrigens ein bloßer Schein ſo tief einwurzeln könne, erhellet aus denen Fällen, wo ſich jemand eine an ſich irrige Sache nicht will ausreden oder aus dem Sinn bringen laſſen. Zuweilen iſt auch in der That etwas Pathologiſches dabey, zumal wenn die Ungereimtheit in die Augen fällt, oder der Eigenſinn aus Affecten entſteht, oder hypocondriſche Verwirrungen der Einbildungskraft die Gedanken auf eine Seite hinreißen, bis der Anfall aufhört. So iſt man auch geneigt, einem Menſchen, dem man aus Vorurtheil oder andern Gründen nicht traut, alles was er thut, um ſich das Zutrauen zu erwerben, auch wenn er es aufrichtig meynt, von der verkehrten Seite her und zur Vermehrung des Mistrauens auszulegen. Die Unterſchiede der Scheinheiligkeit und wahren Frömmigkeit ſind in vielen Fällen ebenfalls ſchwer zu erkennen. Denn da letztere nirgends ohne mit unterlaufende Fehler, Mängel, Verſäumniſſe ꝛc. iſt, ſo kömmt es vielmal darauf an, ob man dieſe zum Beweiſe, daß das übrige nur Schein ſey, gebrauchen, oder deſſen unerachtet, das Gute in ſeinem Werthe laſſen will. Man ſehe, was wir oben ſchon (§. 107.) über die Beurtheilung der Moralität der Handlungen angemerkt haben. Da überhaupt kein Menſch weder durchaus fromm, noch durchaus gottlos und laſterhaft iſt, ſo iſt es allerdings Uebereilung und blinde Liebe oder blinder Haß, wenn man jemand auf dieſe Extremitäten ſetzt, und entweder alles oder gar nichts zutraut, ohne zu beſtimmen, was man ohne Bedenken thun oder laſſen kann. Eine allgemeine Entſcheidung wäre allerdings kurz und bequem, ſie geht aber bey der wirklichen Beſchaffenheit der Menſchen ſo unbedingt nicht an.

§. 114. Was man ſich überhaupt von einer Sache bewußt iſt, können wir eine Seite derſelben nennen.

Dieſe iſt öfters aus mehrern kleinern zuſammengeſetzt, deren jede entweder einzelne Theile oder einzelne Verhältniſſe zu andern Sachen vorſtellt. Der Mangel des Bewußtſeyns der übrigen Theile und Verhältniſſe wird von uns nicht immer empfunden, und dieſes macht, daß wir die Eigenſchaften, Einrichtungen und Veränderungen anderer Dinge, die damit verflochten ſind, nicht genau noch vollſtändig beurtheilen können, beſonders wo die wirkenden Urſachen und Triebfedern verſteckt ſind, oder wie es bey Intriguen geſchieht, verſteckt werden, ſo daß man, wenn man Gründe hat, ſich mit dem äußern Schein nicht zu begnügen, öfters Mühe findet, ganz **hinter die Sache zu kommen**, das **Innere davon zu entdecken, zu finden, was die Sache an ſich iſt** ꝛc.

§. 115. Die erſtgegebene Erklärung der Seiten einer Sache, iſt von der Sache ſelbſt hergenommen, und folglich objectiv. Hingegen liegt der Grund, warum wir uns nicht mehr oder minder davon vorſtellen, größtentheils in uns ſelbſt. Es kömmt auf den Grad der **Aufmerkſamkeit**, der **Scharfſinnigkeit** und des **Witzes**, und auf den **Vorrath von allgemeinen Sätzen** an, die wir zur Entwicklung der Sache anwenden müſſen, um die bemerkten Theile mit einander zu vergleichen, ihre Verbindung und Zuſammenhang zu entdecken, und die Lücken auszufüllen. Dieſes, nebſt den Umſtänden und Anläßen, die man vor ſich findet, die Sache näher zu betrachten, macht den pſychologiſchen Theil des **Geſichtspunkts** aus, aus welchem ſich uns die Sache vorſtellt. Nimmt man noch den Zuſtand und die Fertigkeit der Sinnen, des Leibes und des Gemüths dazu, ſo läßt ſichs beſtimmen, wie viel oder wie wenig ein Menſch von einer vorgegebenen Sache überſehen kann, weil man auf dieſe Art den **Geſichtspunkt** deſſelben, und ſeine **Lage** gegen die Sache

voll=

vollſtändig beſtimmt hat. Denn da müſſen wir alles zuſammennehmen, was in dem Menſchen ſelbſt ein Grund iſt, warum er ſich eine Sache vielmehr ſo, als anders vorſtellt. Die genauere Einſicht in verſchiedene Arten von Sachen, hängt von den natürlichen Fähigkeiten, von den durch Uebung erlangten Fertigkeiten der Kräfte des Verſtandes, und von der durch Erfahrung und Theorie erlangten Erkenntniß derſelben ab. Und überhaupt lernt man das Blendwerk des Scheins näher kennen, wenn man bey jedem Irrthum, den man entdeckt, ſorgfältiger unterſucht, woher er gekommen. Denn es laufen immer Sätze mit unter, die wahr geſchienen haben, und je allgemeiner dieſe ſind, auf deſto mehrere Fälle breitet ſich auch der Schein der Wahrheit aus, den man eben deswegen, weil er leer iſt, zu vermeiden hat. Von ſolcher Art Sätze ſind die Vorurtheile und vorgefaßten Meynungen, wodurch man am häufigſten zu Irrthümern verleitet wird, weil ſie allem, was man aus denſelben oder mittelſt derſelben ſchließt, den Schein der Wahrheit geben, und folglich mit den ſubjectiven Urſachen des ſinnlichen Scheins viel gemein haben (§. 56.).

§. 116. Ein höherer Grad des pſychologiſchen Scheins, ſo fern er nur Schein iſt, wird *ſpecios* genennt. Man gebraucht dieſe Benennung vornehmlich, wenn jemand einer ganz oder zum Theil irrigen Meynung das Anſehen der Wahrheit zu geben ſucht, und dazu viele ſcheinbare Argumente aufhäuft. Geſchieht dieſes wiſſentlich und mit dem Vorſatz, einem andern die irrige Meynung oder Ausſage, nach welcher er ſeine Entſchließungen richten würde, glaublich zu machen, ſo ſagt man, daß er ihm einen blauen Dunſt vor die Augen mache, oder ihn hinter das Licht führe, zumal wenn man mit den Worten noch Werke und Anſtalten verbindet, den Fallſtrick noch ſcheinbarer zu ver-

verdecken. Eben dieſes geht auch vor, wo nur ein Theil der Sache, oder die ſchönere oder die häßlichere Seite derſelben vorgezeigt, die andere aber verſchwiegen, hinterhalten oder bedeckt wird. Da in ſolchen Fällen immer Widerſprüche und Lücken vorkommen, wovon erſtere gehoben, letztere ausgefüllt werden müſſen, wenn die Sache durchaus mit der Wahrheit beſtehen ſoll, ſo iſt allerdings auch hier das **Schritt für Schritt gehen** (Alethiol. (§. 213. ſeqq.), und zwar ſowohl in Anſehung des Beyfalls als auch der Entſchließung und Handlungen, das Mittel, die Sache ins **Reine zu bringen**, und dabey ſicher zu verfahren, oder die **rechte Form** beyzubehalten, und zu fordern, daß ſie beybehalten werde. Zumuthungen, wovon man weder den Zuſammenhang mit dem vorgehenden, noch das Ziel, wohin ſie führen ſollen, vollſtändig einſieht, haben an ſich ſchon immer das Anſehen, daß Einfalt, Unwiſſenheit, Misverſtand oder Vorſatz ſie veranlaſſen, und daher mehrere Aufklärung dabey nöthig ſey, ehe man denſelben zufolge mehr thut, als was man ohne Bedenken oder aus andern Gründen, und öfters auch um die fernere Aufklärung zu veranſtalten, thun kann (§. 108.).

§. 117. Bey Vernunftſchlüſſen können nicht nur die Vorderſätze, ſondern auch die Form eine bloß ſcheinbare Richtigkeit haben, und ſo kann auch hinwiederum die Form unrichtig zu ſeyn ſcheinen. Letzteres kömmt vor, wenn die Vorderſätze verſetzt oder auch umgekehrt, oder durch gleichbedeutende Wörter und Redensarten ausgedruckt werden. Erſteres aber findet ſtatt, wenn das Wort, ſo das Mittelglied ausdrückt, eine unbemerkte Vieldeutigkeit hat, und in jedem der zween Vorderſätze eine andere Sache vorſtellt. Die verſteckteren Fehler in der Form der Schlüſſe und Beweiſe werden *Sophismata* genennt, und man findet ihre verſchiedenen Arten

in den Anweiſungen zur Vernunftlehre angezeigt. Dafern aber der Fehler nicht in den Worten liegt, ſo läßt ſich mit Umkehrung und Verwandlung der Sätze jeder Schluß leicht in die rechte Form bringen, und dadurch wird der Fehler, ſo in der Form war, in die Materie gebracht, und öfters auch der Schlußſatz geändert.

§. 118. In Anſehung der Worte kann ſich ebenfalls etwas bloß ſcheinbares in die Definitionen und Angebung der Urſachen und Gründe einmengen. Eine Definition ſoll den Umfang eines Begriffes entweder durch Angebung der weſentlichen Merkmale, oder der Verhältniſſe zu andern Begriffen und Sachen beſtimmen. Gebraucht man aber nur grammatiſche Umſchreibungen oder gleichbedeutende Wörter, ſo giebt man nur die Bedeutung des Worts auf eine grammatiſche Art an, und man weiß von der Sache ſelbſt weder mehr noch minder, als nur, daß ſie noch mit andern Wörtern benennt werden kann. Auf eine ähnliche Art, wenn man die Urſache von der Wirkung her benennt, ohne ſie auf eine andere und von der Wirkung unabhängige Art kenntlich zu machen, ſo weiß man dadurch von der Urſache weder mehr noch minder, als man zuvor wußte. Denn daß die Wirkung eine Urſach habe, iſt für ſich klar, und eben ſo, daß die Urſach diejenige ſey, die die Wirkung hervorbringt, daran iſt kein Zweifel. Wenn man demnach auf die Frage, warum der Magnet das Eiſen anziehe, nur ſo viel antwortet, daß er eine anziehende Kraft habe; ſo iſt dieſes nur ein Schluß, den man aus der Vorausſetzung der Frage macht, nicht aber eine Angebung der Urſache. Denn dieſe Angebung ſollte in einer aus andern Verſuchen gefundenen Anzeige der wirkenden Materie, der Structur und des Mechaniſmus beſtehen. Die Schulweisheit hatte vormals eine Menge ſolcher leeren Definitionen und Angebungen von Urſachen und Gründen. Es ſind auch

nicht alle ſo unmittelbar und einfach, und bey den verdecktern geht man öfters wie in einem größern Circul herum, ehe man findet, daß man wiederum da iſt, wo man angefangen hat. Solche Arten von Circuln haben wir bereits in der Dianoiologie (§. 680. ſeqq.) betrachtet, und können ebenfalls das Scheinbare in der Zuläßigkeit der Fragen hier übergehen, weil wir in der Dianoiologie (§. 425. ſeqq.) umſtändlich unterſucht haben, wieferne ſich Irrthum und Unvollſtändigkeit darinn befinden kann, welches, ſo lange es noch unbemerkt iſt, die Frage zuläßig ſcheinen macht (§. 106.).

§. 119. Man ſetzt überhaupt die Einbildungskraft dem Verſtande, und zwar beſonders dem ſo genannten reinen Verſtande, entgegen. Durch dieſen verſteht man ſubiectiue betrachtet, das Vermögen der Seele, ſich die Dinge durchaus deutlich vorzuſtellen, obiectiue aber die Begriffe, die zu dieſer Deutlichkeit gebracht ſind, und in ſo ferne ſie dahin gebracht ſind. Die Einbildungskraft läßt Schein und Wahres ungetrennt. Die Abſonderung des Wahren von dem Schein, iſt das Werk des Verſtandes, und ſo fern es demſelben darinn gelingt, ſo ferne wird er rein genennt. Man fragt hiebey, wie ferne es uns möglich ſey, daß wir uns Wahrheiten ohne ſinnliche Bilder deutlich vorſtellen können? Wir wollen aber genauer unterſuchen, was dieſe Frage eigentlich ſagen will, und ob ſie nicht müſſe in andere aufgelöſt, oder ob ſtatt derſelben nicht einige andere müſſen gemacht werden?

§. 120. Um bey den Gegenſtänden der äußern Sinnen anzufangen, welche ohnehin der Einbildungskraft den erſten Stoff zu ihren Bildern geben, ſo haben wir in vorhergehendem Hauptſtücke ausführlich angezeigt, wie dabey das Wahre von dem Schein getrennt werden müſſe, und wie ſich der phyſiſche Schein in zwo

Haupt-

Hauptclaſſen theile, daß bey der einen die Sprache des Scheins von der wahren Sprache nur in dem Gebrauch der Worte, bey der andern aber in den Worten ſelbſt abgehe, die wahre Sprache aber einerley Worte behalte und gebrauche. Wir haben dabey angemerkt, daß die Bilder der Farben, des Schalls ꝛc. nicht die Sache ſelbſt vorſtellen, ſondern gleichſam nur Zeichen davon ſind (§. 89.), und daß hingegen die Bilder der Ausdehnung, der Solidität und Beweglichkeit, die Sache ſelbſt vorſtellen, doch ſo, daß die Sprache des Scheins dabey optiſch, die wahre aber geometriſch und mechaniſch iſt, und mit Beybehaltung der Worte eine in die andere überſetzt werden kann. In dieſer Abſicht kann man allerdings ſagen, daß die reine Mathematik und ihre Anwendung auf die Chronometrie und Mechanik, ein Werk des reinen Verſtandes ſey, weil dabey das Phyſiſche von dem Optiſchen durchaus getrennt werden kann.

§. 121. So ferne die Begriffe der Ausdehnung, des Raums, der Zeit, und der Dauer, nur auf die Geometrie, Mechanik und Chronometrie angewandt werden, hat es noch, ſo viel mir bewußt iſt, keine erhebliche Schwierigkeiten gegeben. Hingegen hat man in der Metaphyſik derſelben deſto mehrere finden wollen, und ſie nicht anders zu heben gewußt, als dadurch, daß man dieſe Begriffe für bloße Bilder der Einbildungskraft angebe. Dieſe Schwierigkeiten liegen nicht in den Begriffen ſelbſt, als welche einfach ſind, und eben deswegen keine innere Widerſprüche haben können (Alethiol. §. 4.). Sie können daher auch nur aus der Vergleichung dieſer Begriffe mit andern Begriffen entſtehen, und auch nur darinn haben ſie ſich geäußert. Dahin gehören z. E. die Fragen: ob der Raum von den Körpern unabhängig ſey, ob er für ſich exiſtire, ob er habe müſſen erſchaffen werden, ob er vor Erſchaffung

der Welt geweſen ſey, oder wenn der Raum nichts iſt, ob die Körper im nichts ſeyn können ꝛc. Es iſt hier der Ort nicht, die Vorausſetzungen dieſer Fragen zu unterſuchen, oder die etwan in den Worten liegende Unbeſtimmtheit und Vieldeutigkeit aus einander zu ſetzen. So viel iſt für ſich klar, daß von dem Begriffe des Raums, der an ſich einfach iſt, und daher durch innere Merkmale nicht definirt werden kann, viele fremde Bilder müſſen getrennt werden, die die Einbildungskraft gar zu leicht damit verbindet. **Locke** in ſeinem **Werke von dem menſchlichen Verſtande** hält ſich bey dieſen Unterſuchungen weitläuſtig auf, und ſo wird man auch in dem erſten Hauptſtücke der Alethiologie (§. 43. 48. 49. 50.) hieher dienende Betrachtungen finden. Allem Anſehen nach trägt auch die Sprache dazu bey, daß, indem ſie **Raum** und **Zeit** durch Subſtantiva ausdrückt, und **alle Redensarten darnach einrichtet**, dieſe beyde Begriffe als körperliche Subſtanzen anſehen macht. Dieſes mag die Schwierigkeit, dieſe beyden an ſich einfachen Begriffe rein zu denken, noch merklich vermehren.

§. 122. Läßt man aber die Begriffe der Ausdehnung, Zeit, und Bewegung als wahre Begriffe gelten, ſo bleibt auch in dem Bilde davon viel, das mit zu der reinen Vorſtellung gehört, und der reine Verſtand kann davon nicht abſtrahiren, weil es zur Sache ſelbſt gehört. In Anſehung der meiſten übrigen Wahrheiten, und beſonders der abſtracten, müſſen wir anmerken, daß, ſo ferne die ſinnlichen Bilder ſie nicht an ſich vorſtellen, der reine Verſtand allerdings davon abſtrahirt, und abſtrahiren muß, daferne die Vorſtellung ohne ſolche Bilder ſeyn ſoll. Dadurch aber erhalten wir nur ſo viel, daß wir das, ſo an der Sache iſt, uns vermittelſt der Wörter und anderer dafür angenommenen Zeichen vorſtellen müſſen. So finden wir in den Zahlen nicht wohl

wohl anders einige Deutlichkeit, als in ſo weit wir ſie durch Ziffern vorſtellen. In dieſer Abſicht können wir ſagen, daß wir, vermittelſt der Sprache und anderer Zeichen, unſere Erkenntniß über die Bilder und Grenzen der Einbildungskraft hinaus ſchwingen, wovon uns die Algeber ein vollkommeneres Beyſpiel giebt.

§. 123. Die Einbildungskraft hat in ihren Bildern immer etwas Individuales, ſo oft ſie ſich nicht bloß die Wörter, ſondern die Sache vorſtellt. Wir finden dieſes in den Träumen, wo ſie gleichſam allein wirkt. Und wenn wir uns auch wachend eine Sache, z. E. einen Triangel, Circul oder andere Figur vorſtellen wollen, ſo geben wir ihm ſogleich einen Ort, Größe und Lage. Das heißt: wir ſtellen uns die Sache in Gedanken gleichſam vor Augen. Bey abſtracten Begriffen giebt uns die Einbildungskraft ein Exempel, oder einzeln Fall, ſo klar oder dunkel wir uns auch deſſen mögen bewußt ſeyn. Demnach wenn wir das Abſtracte rein denken wollen, ſo ſtellen wir uns eigentlich nur die Worte, und zwar mit dem Bewußtſeyn vor, daß ſie etwas Wahres und Allgemeines ausdrücken oder anzeigen, welches ſich auf jede durch die Worte vorgeſtellte Fälle anwenden laſſe. Und ſo ferne wir darinn richtig verfahren, ſo ferne thut uns die ſymboliſche Erkenntniß eben den Dienſt, den wir von dem reinen Verſtand erwarten könnten.

§. 124. So bald wir einmal einen Vorrath von allgemeinen Sätzen haben, ſie mögen nun Grundſätze, Forderungen oder Erfahrungsſätze ſeyn, ſo giebt uns die Lehre von den Schlüſſen die Möglichkeit an die Hand, aus der Verbindung ſolcher Sätze neue Schlußſätze zu ziehen, und dadurch auf neue Verhältniſſe der Dinge zu kommen, die wir ſodann als Begriffe anſehen, mit Namen benennen und die Theorie davon fortſetzen

können. Es iſt für ſich klar, daß dieſe Sätze gemeinſame Glieder haben müſſen, um dadurch in Schlußreden verbunden werden zu können. Dieſes aber vorausgeſetzt, ſo iſt die ganze Operation gleichſam bloß mechaniſch oder ſemiotiſch, weil ſich die Schlußreden in Formeln vorſtellen laſſen. Uebrigens geht man in der Algeber hierinn weiter und ſicherer, weil man, ſo bald eine Aufgabe in ihre Gleichungen gebracht iſt, von der Bedeutung der Buchſtaben ganz abſtrahirt, und nur auf die Stelle und die Zeichen + — · : $\sqrt{}$ ꝛc. zu ſehen hat, um die Auflöſung nach allgemeinen Regeln zu Ende zu bringen. Hingegen in der Rechenkunſt müſſen wir uns der Bedeutung der Ziffern, und in der Sprache der Bedeutung der Wörter beſtändig bewußt ſeyn, zumal wenn uns die durch die Wörter vorgeſtellte Begriffe andere Begriffe zu Sinne bringen ſollen, die mit jenen in Verbindung ſtehen.

§. 125. Auf die erſt angezeigte Art können wir durch Schlüſſe zu ſehr allgemeinen und abſtracten Begriffen und deren Verhältniſſen gelangen, und ſo gar uns etwan darinn verſteigen, das will ſagen, auf abſtracte Speculationen gerathen, die entweder gar nicht oder mühſam brauchbar gemacht werden können. Zu dieſem Ende merken wir an, daß das Brauchbare immer wiederum zu dem Individualen zurücke führen ſoll, weil der eigentliche Gebrauch eines Satzes in jedem Fall individual iſt. Demnach gebraucht ein Satz, der ſich von dem Invidualen zu weit entfernt, noch mehrere andere ſtuffenweiſe minder abſtracte, auf welche er in einer förmlichen Theorie angewandt werden muß, damit man dadurch dem Individualen näher komme, und ſo wird nicht der abſtracte Satz, ſondern die daraus gefundene ſpecialere in vorkommenden Fällen angewandt.

§. 126. Aus den bisherigen Anmerkungen über die (§. 119.) vorgelegte Frage erhellet nun ſo viel. 1. Daß

es

es Fälle giebt, wo auch der reine Verſtand die Bilder der Einbildungskraft beybehält. 2. Daß aber auch in dieſen Fällen die ſymboliſche Erkenntniß die Vorſtellung erleichtere und deutlicher machen helfe. 3. Daß bey abſtracten Begriffen die Einbildungkraft individuale Beſtimmungen mit einmenge, von welchen der reine Verſtand abſtrahiren muß. 4. Daß dieſes Abſtrahiren nicht wohl anders geſchehe, als indem wir Begriffe und Urtheile durch Worte oder Zeichen ausdrücken, mit dem Bewußtſeyn, daß ſie allgemein, wahr und richtig ſeyn. 5. Daß man auf dieſe Art vermittelſt des Abſtrahirens und der Schlüſſe die abſtracte Erkenntniß weit über die Einbildungskraft hinaufſchwingen könne, aber auch, um ſie brauchbar zu machen, in der Anwendung ſolcher abſtractern Erkenntniß ſie dem Individualen wiederum näher bringen müſſe. Uebrigens haben wir bereits (§. 97.) angemerkt, daß auch der Schein uns allgemeine Sätze und Verhältniſſe anbiete, die ſich auf eben ſo allgemeine Verhältniſſe in der Sache ſelbſt gründen. Jene können ohne dieſe aus der Erfahrung gefunden werden, und ſo lange uns dieſe unbekannt ſind, müſſen wir uns mit jenen begnügen, und können es um ſo mehr thun, da der gemeine Gebrauch faſt mehr die Sprache des Scheins als die wahre fordert (§. 66. 73.).

Viertes

Viertes Hauptſtück.
Von dem moraliſchen Schein.

§. 127.

Die bisher betrachteten Arten und Quellen des Scheins würden die einzigen ſeyn, daferne wir in Abſicht auf das Wahre und Irrige gleichgültig blieben. So aber iſt die menſchliche Natur nicht beſchaffen, und die Wahrheiten, wobey ſich nicht Angenehmes oder Widriges, oder überhaupt die Begriffe des Guten und Schlechten mit einmengen, ſind ſehr ſelten. Man hat die Geometrie, und die damit verbundenen Wiſſenſchaften, als ſolche angeſehen, weil wir darinn die Sachen nehmen, wie ſie ſind, und weil die geometriſchen Wahrheiten mit den Begriffen des Glückes und Unglückes, der Furcht und Hoffnung, ꝛc. keine unmittelbare Verbindung haben. Indeſſen kann man doch nicht in Abrede ſeyn, daß ſich nicht öfters Ruhmbegierde und andere Leidenſchaften mit einmengen, und wie es bey ſo vielen gefehlten Quadraturen des Circuls geſchehen, Uebereilung und fehlerhafte Schlüſſe veranlaſſen, die man bey ruhigerm Gemüthe gar leicht würde haben entdecken und vermeiden können. In Anſehung jeder andern Wahrheiten, die uns näher angehen, oder wobey ſich Luſt und Unluſt, Furcht und Hoffnung mit einmengen, bleiben wir lange nicht ſo gelaſſen, daß es uns gleichgültig wäre, ob ſie wahr oder nicht wahr ſind, und die Fälle, wo man das Wahre nach dem Vortheil ſchätzt, und nur glaubt, weil man wünſcht, oder nicht glaubt, weil man fürchtet oder verabſcheut, ſind gar nicht ſelten. Man weiß, auf wie vielerley Arten Religion und Sittenlehre theils ganz, theils ſtückweiſe, geglaubt, verworfen, nach den Trieben des Herzens umgeändert,

ändert, oder in andere Formen gebracht werden, und wie ſchwer es dabey iſt, nicht nur die Wahrheit, ſondern auch den wahren Grad der Erheblichkeit eines jeden Satzes zu beſtimmen, und bey der einmal feſtgeſetzten Beſtimmung zu bleiben.

§. 128. Wir haben den Einfluß der Leidenſchaften in die Veränderungen des Scheins bereits in dem erſten Hauptſtücke kürzlich angezeigt, und den daher rührenden Schein moraliſch genennt (§. 17. 18. 22.), theils um ihn durch ein eigenes Wort von dem phyſiſchen und pſychologiſchen zu unterſcheiden, theils auch, weil in der That der Wille, die Leidenſchaften und die Begriffe des Guten und Böſen Gegenſtände der Moral ſind. Wir werden aber, ohne uns bey dem Worte aufzuhalten, ſtückweiſe anzeigen, was wir unter dem moraliſchen Schein verſtehen, und wie weitläuftig ſich die Theorie deſſelben ausbreite.

§. 129. Zu dieſem Ende merken wir an, daß man in der Sittenlehre längſt ſchon das wahre Gute von dem Scheingut unterſchieden hat, weil zwiſchen gut ſcheinen und gut ſeyn allerdings ein Unterſchied iſt. Wir haben die Theorie dieſes Unterſchiedes oben ſchon (§. 30.) als einen ſpecialen Theil der Phänomenologie angegeben. Es iſt aber dieſe Theorie faſt nichts anders, als eine Anwendung der Lehre des phyſiſchen und pſychologiſchen Scheins auf das Gute. Wir haben daher in vorgehendem Hauptſtücke einige Fälle davon als Beyſpiele angeführt (§. 107. 108. 113. 116.), und werden hier nur die erſten Grundbegriffe dazu angeben, und die verſchiedenen Arten des Scheinguten beſtimmen. Wir merken demnach an, daß es bey Beurtheilung des Guten auf eine Schlußrede ankomme. Der Unterſatz zeigt die Beſchaffenheit der Sache an. Der Oberſatz aber giebt an, daß eine Sache von ſolcher Beſchaffenheit gut ſey. In Anſehung dieſer Schlußrede können

nun auf verſchiedene Arten Lücken und Fehler vorkommen. 1. Wenn die Sache die vorgegebene Beſchaffenheit gar nicht, oder nur zum Theil hat. 2. Wenn nebſt dem, ſo wir davon wiſſen, noch andere Eigenſchaften dabey ſind, die das daran bemerkte Gute wieder verderben, fruchtlos machen, oder überwiegen. 3. Wenn Umſtände mit unterlaufen, die das Gute unbrauchbar machen, oder ſchlimmeres mit einmengen. 4. Wenn es ganz oder zum Theil falſch iſt, daß die vorgegebene Beſchaffenheit der Sache, für ſich betrachtet, gut ſey. 5. Wenn das Gute daran nur in den nächſten Folgen gut, in den entferntern ſchlecht iſt. 6. Wenn das Gute nicht erheblich genug iſt, und ſtatt deſſen beſſeres geſucht und erlangt werden kann. In welcher von dieſen Abſichten wir uns nun in jedem Fall irren, ſo wird das Gute, ſo wir dabey zu ſeyn glauben, ein **Scheingut** genennt, es ſey, daß es in der That ſchlecht iſt, oder vom ſchlechten überwogen wird, oder ein größeres Gut verhindert, und zwar wiederum entweder für ſich betrachtet, oder in vorgegebenen Umſtänden, und ſo auch entweder in Abſicht auf jede Folgen, oder nur in Abſicht auf einige.

§. 130. Sodann können wir anmerken, daß das Gute in jeden einzelnen Fällen theils individuale Beſtimmungen erhält, auf die man mit zu ſehen hat, theils mit individualen Umſtänden in den Zuſammenhang der Welt verflochten wird, theils auch verhältnißweiſe betrachtet, und mit der Summe des Guten, das ein Menſch in ſeinen Lebensumſtänden erlangen und wirken kann, verglichen werden muß. Wir haben bereits in dem zweyten Hauptſtücke der Alethiologie (§. 105. ſeqq.) die erſten Gründe der Agathologie kurz angezeigt, und dabey beſonders angemerkt, daß das Gute keine beſtmmte Einheit hat, ſondern nach mehrern Dimenſionen von o bis ins Unendliche geht. Und da die Anzahl und Vielfältigkeit ſeiner Folgen in jeden Abſichten muß

beſtimmt werden, ſo iſt man auch längſt ſchon gewöhnt, den Ausdruck zu gebrauchen, daß, um die Güte einer Sache oder Handlung vollſtändig zu beſtimmen, man ſie von allen Seiten betrachten, und das Gute und Schlechte dabey gegen einander abwägen müſſe. So viele Seiten man aus der Acht läßt oder überſieht, ſo viele Lücken bleiben auch, und man läßt ſich durch den Schein blenden oder irre machen, wenn man nur die ſchönere oder hinwiederum nur die ſchlimmere Seite allein betrachtet. Man ſehe, was wir oben (§.13.) hierüber angemerkt haben.

§. 131. Ueberhaupt kömmt es in vorgedachter Theorie (§. 129.) auf den Begriff des Guten und deſſen Anwendung auf einzelne Fälle an (§. 107.). Hierinn geht aber der Begriff des Guten von dem Begriff des Wahren ab. Denn was an ſich wahr iſt, iſt auch in jeden Umſtänden und für jede Menſchen wahr, weil da höchſtens nur einzelne Beſtimmungen hinzukommen, die aber dem an ſich Wahren nicht widerſprechen können. Hingegen mag zwar das an ſich Gute gut heißen, es können ſich aber in beſondern Fällen Umſtände mit einmengen, die alles wieder verderben, und wenn auch dieſes nicht iſt, ſo geht der Wille auf das Beſſere, und dieſes hat in Abſicht auf jedes Gute ſtatt, weil das Gute keine abſolute Einheit hat. Daher iſt auch das Beſte, das wir kennen oder deſſen wir uns bewußt ſind, noch nicht das beſte Mögliche, und in ſo ferne kann auch hier das oben (§. 13. No. 1.) angemerkte Täuſchwerk des Scheins vorkommen. Die Beſtimmung der größten Summe des Guten, das ein Menſch in ſeinem Leben erlangen und wirken kann, wenn man ſeine Kräfte, Naturgaben und äußerliche Umſtände mit der möglichen Dauer des Lebens vergleicht, fordert eine Theorie, an die ſichs noch dermalen nicht gedenken läßt, weil die Ausmeſſung der Grade des Guten vorerſt auf Gründe gebracht

bracht werden muß. Die Agathologie und die Anwendung der Phänomenologie auf dieſelbe, bleibt demnach bis dahin nothwendig ſehr unvollkommen.

§. 132. Die bisherigen Anmerkungen (§. 129. ſeqq.) gehen auf die Frage, wieferne in den **Begriffen und Vorſtellungen des Guten Wahres** iſt? Wir werden nun dieſe Frage umkehren, und umſtändlicher unterſuchen, **wieferne die Vorſtellung des Guten, und die damit verbundene Luſt, und hinwiederum die Unluſt an dem Nichtguten, in der Vorſtellung und Erkenntniß des Wahren etwas åndern, und ſie theils unrichtig machen, theils auch nur auf eine gewiſſe Seite lenken?** Hiebey gebrauchten wir nun die andere Helfte der oben (§. 98. ſeqq.) angezeigten Theorie des Mechaniſmus, der in den Såften und Fibern des Gehirns vorgeht. Wir hatten ſie daſelbſt nur in ſo ferne betrachtet, als ſie uns das Bewußtſeyn jeder ſtuffenweiſe feinern Empfindungen erregen, indem ſich die in den Empfindungsnerven verurſachte Bewegung bis zu dem Sitz oder der **Werkſtåtte** der Seele fortpflanzt. Von allen dieſen Empfindungen iſt nun keine **gleichgůltig**, ſondern mit einem gewiſſen Grade von **Angenehmem** oder **Widrigem** verbunden, ungeacht wir uns mehrentheils nur der ſtårkern Grade, oder ihrer Verſtårkung und Schwåchung bewußt ſind. Beſonders ſind auch die ſtårkern Grade von Empfindungen, die ſonſt an ſich nichts widriges håtten, mit der Empfindung des **Schmerzens** verbunden. Ein gar zu helles Licht blendet und verletzt. Ein zu ſtarker Schall betåubt und wird ſchmerzhaft. Selbſt das Hauptweh kann von zu ſtarkem und zu lange anhaltendem Nachſinnen herkommen, und iſt eine Anzeige, daß auch die mit dem Nachdenken verbundenen und harmonirenden

Bewe-

Bewegungen der Theile des Gehirnes bis zum Schmerzen ſtark werden können.

§. 133. Es gehen aber ſolche Bewegungen nicht ſo ſchlechthin nur gegen den Sitz der Seele zu, ſondern es finden ſich andere, die ſich von da wiederum ausbreiten. Man könnte beſonders von den widrigen Empfindungen gedenken, daß ſie eine Art von Repercuſſion veranlaſſen, die, wie es bey dem **Schrecken**, **Entſetzen**, **Erſtaunen**, **Verabſcheuen**, ꝛc. geſchieht, den ganzen Leib ſtarren oder erſchüttern macht. Solche gleichſam divergirende Bewegungen verurſachen, daß bey den Empfindungen nicht alles objectiv iſt, ſondern daß ſich der innere Zuſtand der Seele oder die Gemüthsverfaſſung in die durch die Empfindungen verurſachten Vorſtellungen und Gedanken mit einmengt, und in denſelben manchen leeren Schein für wahr anſehen macht, weil er ſchlechthin ſubjectiv iſt (§. 100. 31.). Es mag auch Fälle geben, wo man den Unterſchied des bloß Objectiven und des mit eingemengten Subjectiven in den Empfindungen und Gedanken bemerkt, und gewiſſermaßen empfindet. Dieſes kann nämlich geſchehen, wo man bey ſtärkern Graden der Affecten ſich ſelbſt noch genug beſitzt, um auf die dadurch veranlaßte Revolution in den Gedanken Achtung zu geben, und ſie ſo wie man ſie alsdann hat, mit denen zu vergleichen, die man über einerley Sachen ehemals bey **ruhigem Gemüthe** oder auch bey **entgegengeſetzten Leidenſchaften** hatte. Man wird viele von dieſen letztern Gedanken gleichſam aufſuchen müſſen, und den Grad ihrer Erheblichkeit merklich geändert finden. Und wenn man ſich gleich auch vorſtellt, das Urtheil des Verſtandes bey ruhigerm Gemüthe ſey allerdings zuverläßiger, ſo hat man doch Mühe, es ſo anzunehmen, und findet den Verſtand, und, man kann auch ſagen, die mit deſſen Gebrauche ſich bewegenden feinern Fibern des Gehirns,

gleichſam umnebelt, daß das Bewußtſeyn davon ſchwächer oder ganz verdunkelt iſt. Dieſes Umnebeln iſt in ſolchen Fällen eine längſt eingeführte Metapher. Bey ſtarken Getränken ſcheint es dem buchſtäblichen Verſtande nach vorzukommen, und es iſt kaum zu zweifeln, daß es bey ſtärkern ſinnlichen Leidenſchaften nicht auch ſey, weil ſie ihre Wirkung auf die Gebärden, Geſichtszüge und den ganzen Leib erſtrecken.

§. 134. Die von dem Willen abhängenden Bewegungen des Leibes und jeder Theile rühren urſprünglich ebenfalls aus dem Gehirne her, und ſind daſelbſt mit den Bewegungen, die das Bewußtſeyn der Empfindungen verurſachen, ebenfalls in Verbindung. Die Leichtigkeit derſelben, ihre Grade, die allmählich bis zum Schmerzen gehende Ermüdung, die dadurch veranlaßte Begierde nach der Ruhe, und ſelbſt das Erquickende des Ausruhens, ſind Proben davon. Da man auch des zu lange anhaltenden Nachdenkens müde werden kann, und Ruhe und Zerſtreuung der Gedanken ſuchen muß, ſo ſcheint, daß auch der Gebrauch der Erkenntnißkräfte darinn dem Gebrauche der Leibeskräfte ähnlich ſey, daß ſie ſich ermüden, und bey beyden die ſtärkere Ermüdung durch den Schlaf muß erſetzt werden.

§. 135. Alles dieſes iſt bey verſchiedenen Menſchen verſchieden, und die individualen Beſtimmungen, ſo ſich bey denſelben finden, machen von Kindheit auf die erſte Anlage zu den Charaktern einzelner Menſchen aus. Die Nahrung, die Lebensart und die Erziehung helfen dieſe erſte Anlage vollends ausbilden, und ſie in vielerley Abſichten und einzelnen Theilen beſſer oder ſchlechter machen. Einige ſind feinerer Empfindungen fähig, andere zu dem Gebrauche der untern, andere zu dem Gebrauche der obern Erkenntnißkräfte mehr aufgelegt. Bey einigen ſcheint ein beſtändiger Nebel im Gehirne die feinern Empfindungen zu hemmen, und den Verſtand

und die Vernunft unbrauchbarer zu machen. Bey einigen macht die Empfindung der Verſchiedenheiten, bey andern aber die Empfindung der Aehnlichkeiten der Dinge ſtärkern Eindruk. Bey einigen iſt das Objective in den Empfindungen lauterer, bey andern aber mit dem Subjectiven (§. 100.) mehr untermengt. Solche Unterſchiede finden ſich ebenfalls in Anſehung der Affecten, Triebe, und Kräften des Leibes. Wir werden aber den erſt angegebenen Schattenriß der Theorie dieſer Unterſchiede aus gleichem Grunde, wie oben (§. 101.) nicht weiter fortſetzen, weil ſie noch viel zu weit zurücke bleibt, ſondern auch hier ſtatt der wirkenden Urſachen in dem Leibe und dem Gehirne die Wirkungen betrachten, und ihren Einfluß in den Schein der Dinge unterſuchen.

§. 136. Das erſte, das ſich uns hiebey anbeut, iſt der Unterſchied, den wir zu machen haben, ob die Seele ſich leidend oder thätig verhalte. Erſteres iſt, wenn ſie die Emfindungen annimmt, und da mengt ſich das Angenehme und das Widrige mit ein, es mag nun von dem Grade oder von der Art der Empfindung herrühren. Letzteres aber findet ſtatt, wenn die Kräfte, die von dem Willen abhängen, gebraucht werden, und da findet ſich das Mühſamere und das Leichtere. Beydes aber iſt hinwiederum mit dem Angenehmen und Widrigen verbunden. Den Einfluß, den dieſe gedoppelte Verbindung auf den Charakter eines jeden Menſchen hat, haben wir bereits oben (§. 18.) angezeigt. Ueberhaupt betrachtet iſt das Mühſame widrig, das Leichte aber angenehm. Und dieſes findet vornehmlich ſtatt, wo jemand das Leichte und Mühſame zum Maaßſtabe des Angenehmen und Widrigen macht, oder dieſes ſchlechthin nur nach jenem ſchätzt. Hingegen findet ſich die Sache auch umgekehrt, daß man nämlich dem Angenehmen die Mühe aufopfert, und das Leichte

fahren läßt, wenn es widrig iſt. Man ſieht leicht, daß hiebey das Angenehme und Widrige aus ganz andern Gründen beſtimmt wird, als in dem erſten Fall, wo man es nach den Graden der Leichtigkeit und der Mühe ſchätzt. Der Unterſchied, der in beyden Fällen in dem Charakter eines Menſchen daraus entſteht, iſt beträchtlich. Denn wer die Mühe zum Maaßſtabe ſeiner Entſchließungen und zur Richtſchnur ſeines Thuns macht, iſt indolent, träge und unentſchloſſen, und gegen andere Beweggründe gleichgültig: Indolent, weil der Gebrauch der Leibes- oder Seelenkräfte ihn bald ermüdet; träge, weil er ſie eben deswegen nicht gern gebraucht; unentſchloſſen, weil er ihren Gebrauch wegen der Ermüdung lieber aufſchiebt. Das Gegentheil findet ſich, wo andere Beweggründe und Triebe ſtärker ſind, und die Anſtrengung der Kräfte nicht ſo leicht eine Ermüdung nach ſich zieht. Bey ſolchen Charaktern iſt mehr Muth, Unverdroſſenheit und Hurtigkeit. Und wer die Mühe und Schwierigkeit gar nicht oder gleichſam nur zuletzt in die Rechnung zieht, iſt zu größern Verrichtungen aufgelegt. Dieſer Unterſchied äußert ſich in Abſicht auf die Vorſtellung der Dinge ebenfalls. Der Schein beut ſich gleichſam von ſelbſt an, dahingegen das Wahre erſt daraus geſchloſſen und geſucht werden muß. Wer demnach in Abſicht auf den Gebrauch der Erkenntnißkräfte indolent iſt, der begnügt ſich mit dem Schein, und läßt ſich leicht blenden, ſo oft es ihm Mühe macht, auf die Wahrheit zu kommen.

§. 137. Was wir aber in Anſehung der Phänomenologie beſonders hierüber anzumerken haben, iſt, daß die einzelnen Theile dieſer beyden Charakter faſt immer bey einzelnen Menſchen durch einander vermiſcht ſind. Die Schwierigkeiten können nicht immer überwunden werden, und zu dem Leichten können ebenfalls andere Beweggründe mangeln. Auf dieſe Art giebt es in

Abſicht auf die Erkenntniß Seiten der Sachen, wo man ſich mit dem Schein behilft, oder es dabey bewenden läßt, andere, wo man auf das Wahre dringt, und noch andere, die man ganz unbemerkt läßt, es ſey daß ſie zu viele Mühe fordern würden, oder daß man ſie ungern aufdeckt. Ueberhaupt macht man ſich die Dinge und ihre Seiten bekannter, die man ſich lieber vorſtellt, und daraus entſtehen in Abſicht auf das Wahre, beſonders aber auch in Abſicht auf das Gute, Lücken in der Erkenntniß, die nicht ſelten nachtheilig ſind (§. 130. 18.).

§. 138. Es bleibt aber dabey nicht bloß bey den Lücken, ſondern die Affecten helfen ſie öfters ſo ausfüllen, daß die Vorſtellung von der Sache ſelbſt ganz verſchieden wird. Auf dieſe Art ſtellt man ſich eine Handlung, ſo man jemand thun ſieht, ganz vor, wenn man gleich nur das Aeußerliche oder einen Theil davon geſehen, aus welchem ſich weder unmittelbar auf das Ganze, noch auf die Abſicht und den Grund derſelben ſchließen läßt. Und dieſes kann geſchehen, ohne daß man ſich eines Vorſatzes bewußt ſey, die Sache beſſer oder ſchlimmer auszudeuten als ſie wirklich iſt. Denn die Affecten treiben, ohne daß man nöthig habe, mit Ueberlegung einen Vorſatz zu faſſen. Ueberdieß haben viele Sachen außer ihrem eigenen Namen noch andere, die ſie von der beſſern oder ſchlimmern Seite vorſtellen, und da iſt es ganz natürlich, daß die Affecten unvermerkt die Auswahl des Namens beſtimmen, und der eigene ſelten dazu gewählt wird. So werden auch einem Menſchen, der ſich mit Bewußtſeyn an die Grenzen des Erlaubten hinauswagt, ohne ſie zu überſchreiten, ſeine Handlungen von andern, die ohne Bedenken darüber hinausſchweifen, oder auch dieſe Grenzen viel enger ſetzen, auf eine ganz verſchiedene Art ausgelegt werden. Letztere verdammen ihn, erſtere aber meſſen ihn nach

ihrer Elle, weil ſie eben nicht geneigt ſind, ihn für beſſer anzuſehen, als ſie ſelbſt ſind. So verfällt man auch leicht in die Uebereilung, bey phyſiſchem Uebel moraliſches zu ſuchen, Unglücke als Strafen anzuſehen, und zu Handlungen, die ſchlechthin phyſiſch ſind, Moralitäten, die dabey nicht ſtatt haben, hinzuzuſetzen, beſonders wo Wohlwollen oder Haß in das Urtheil einen Einfluß haben, ſo man darüber fällt. Man wird auch in den oben (§. 113. 107. 108.) angemerkten Fällen ohne Mühe einen vielfachen Einfluß der Affecten finden.

§. 139. Die Affecten ſind überhaupt eine ſubjective Quelle des Scheins, und haben daher mit jedem Subjectiven dieſes gemein, daß ſie die von ihnen herrührende Veränderung in der Vorſtellung der Dinge zugleich auf mehrere ausbreiten. Dieſer Iſochroniſmus iſt in vielen Fällen ſehr merklich. Wer alles leicht tadelt und für thöricht hält, hat ein von Natur verdrießliches Gemüth, oder eine Gewohnheit, ſich jede Sache von der ſchlimmern Seite vorzuſtellen, oder es ſieht ſonſt übel in ihm aus. Die Begierde, immer recht zu haben, gehört ebenfalls hieher, weil ſie mit einer übertriebenen Eigenliebe und Vertrauen auf ſeine Kräfte verbunden iſt. In aufgeräumten oder verdrießlichen Stunden ſieht man die Dinge ganz anders an, als bey ruhigem Gemüthe. Es ſollte aber allerdings, was man bey ruhigem Gemüthe findet, und urtheilt, der Maaßſtab ſeyn, nach welchem das übrige geſchätzt werden muß. Und dieſes geht beſonders auf den Grad der Erheblichkeit der Wahrheiten, welche von Affecten verdunkelt, und mehr oder minder wichtig, als ſie an ſich ſind, vorgeſtellt werden können.

§. 140. Die mit den Affecten verbundenen Vorſtellungen nehmen gewöhnlich die Seele ganz ein, und ſchwächen das Bewußtſeyn der übrigen, und wo dieſes nicht ganz geſchieht, oder wo man andern Empfindun-

gen und Gedanken Raum giebt, da giebt man bald nur auf die Aehnlichkeiten Achtung, die ſie mit denen Bildern und Vorſtellungen haben, die der Gegenſtand des Affects ſind. Daher iſt auch die Sprache der Leidenſchaften voller Bilder, Vergleichungen und kühner Metaphern, woraus man öfters den herrſchenden Affect in dem Charakter eines Menſchen erkennen kann. Gemeiniglich betrachtet man auch die ſonſt mit dem Affect nicht verbundenen Dinge lieber und faſt allein von der Seite, welche mehr ſolcher Aehnlichkeiten anbeut, und nimmt die Metaphern, wodurch man ſie benennt, unvermerkt und öfters ohne Grund von dem Stoffe des Affectes her. Daß man bey den Cometen und Nordlichtern Ruthen, Schwerter, Spieße, Kriegsheere ꝛc. geträumt hat, iſt allerdings der Furcht zuzuſchreiben, welche der Aberglaube, die Unwiſſenheit, und etwan auch das böſe Gewiſſen erregten.

§. 141. Die moraliſchen Wahrheiten, welche auf das Thun und Laſſen gehen, ſchränken einander ein, und man kann nicht eine zum Nachtheil der andern ſchlechthin und ohne die behörige Einſchränkung behaupten oder einſchärfen. Indeſſen geſchieht dieſes bey Affecten, als welche die denſelben angemeſſene Wahrheit gleichſam als die einzige vorſtellen, und die übrigen vergeſſen machen. Dabey iſt man ſich der Grenzen des Erlaubten nicht mehr bewußt, und indem man ſich entweder zu viel einſchränkt, oder zu weit ausſchweift, zieht man ſich Folgen zu, die man leicht hätte vermeiden können, wenn man die Theorie richtig und vollſtändig beybehalten hätte. Wenn hiebey die die Affecten einſchränkenden Wahrheiten nur vergeſſen werden, ſo iſt es bey geringern Graden der Affecten, und bey ruhigerm Gemüthe möglich, die Folgen dieſes Vergeſſens zu bemerken, oder wenn ſie von andern vorgeſtellt werden, der Erinnerung Gehör zu geben, und den Affect zu

mäßigen, oder in die ächten Schranken zu bringen. Iſt aber die Sache ſo weit gekommen, daß man entweder nicht mehr nachlaſſen will, oder nicht mehr kann, ſo iſt es ſehr gewöhnlich, daß man wider die den Affect einſchränkende Wahrheit Zweifel aufſucht, und ſie auch da zu finden glaubt, wo kaum ein Anſchein war. Wir haben zu Anfang dieſes Hauptſtückes (§. 127.) ſchon angemerkt, wie in der Religion und Sittenlehre aus ſolchen Gründen willkührliche Aenderungen vorgenommen worden, und wie leicht das Herz ſich zu einem Vertrag bequemt, einzelne Stücke daraus gar nicht oder anders zu glauben. Eine richtige und vollſtändige Theorie von dem Einfluß des Temperaments auf die Religion, welche auf pſychologiſchen und mediciniſchen Gründen beruhen ſoll, iſt in dieſer Abſicht von nicht geringer Wichtigkeit.

§. 142. Die Vorurtheile und vorgefaßten Meynungen ſind gewöhnlich auch mit Affecten verbunden. Ein zu großes **Zutrauen** auf eigene Einſicht; eine übertriebene **Verehrung** gegen die Einſicht eines andern Menſchen; die **Beſorgniß**, man möchte in Ablegung einer Meynung etwas von ſeinem Anſehen verlieren, zumal nachdem man ſie zu dictatoriſch behauptet; die **Hoffnung**, ſich mit Behauptung einer ſeltſamen Meynung einen Namen zu machen ꝛc. ſind gewöhnlich die verdeckteren Triebfedern, wodurch man bey Irrthümern bleibt, und gegen Wahrheiten Zweifel zu erregen ſucht, ſo ſehr man ſich auch mit der Liebe zur Wahrheit ſchmeichelt, oder auch gar die, ſo anderer Meynung ſind, eines Vorurtheils beſchuldigt. Man hat angemerkt, daß die Affecten gewöhnlich alsdann reger werden, wenn jemand entweder aus Unwiſſenheit ſeine Meynung nicht klar genug erweiſen kann, oder wenn ſie ſich entweder gar nicht oder nur zum Theil beweiſen läßt, und daß hingegen die größten Geiſter die beſcheidenſten

ſind. In der That wiſſen auch nur dieſe auf eine poſitive Art, wie viele Mühe, Behutſamkeit und Erkenntnißkräfte erfordert werden, die Wahrheit immer genau zu finden, und wie leicht man zurücke bleibt. Eine Reihe zuſammenhängender Schlüſſe gleicht einer weitläuftigen Rechnung, und man kann beyden das *ſaluo errore calculi* beyfügen, weil doch das Ueberſehen ſo leicht iſt.

§. 143. Da die Affecten uns die Dinge gewöhnlich nur von einer Seite vorſtellen, und das Bewußtſeyn der übrigen verdunkeln, ſo iſt es auch möglich, mit Aenderung des Affects gleichſam andere Seiten der Sachen herauszukehren oder ins Licht zu bringen, oder ſie mit ganz andern Augen anzuſehen. Vermuthlich hat man aus dieſem Grunde mit gewiſſen und öfters bloß theoretiſchen Wahrheiten, vermittelſt willkührlicher Belohnungen und Strafen, Affecten verbunden, wogegen andere, welchen ſolche Wahrheiten eben nicht ſo einleuchtend vorkommen, die ſo genannte Freyheit zu philoſophiren behaupten, um ſich dadurch den Weg zu bahnen, ihre Meynungen vortragen zu dürfen. Carteſius ſchützte die Nothwendigkeit vor, auf ſeine eigene Meynung ein Mistrauen zu ſetzen, oder vorerſt an allem zu zweifeln, um dadurch deſto unpartheyiſcher die Wahrheit zu ſuchen. In der That liegt auch in der gemeinen Erkenntniß Schein und Wahres und Irriges durch einander gemengt, und es muß behutſam aus einander geleſen werden, wenn man Stücke daraus in eine wiſſenſchaftliche Erkenntniß verwandeln will (§. 105.). Dieß will aber allerdings noch nicht ſagen, daß die Freyheit zu philoſophiren nicht äußerſt gemisbraucht werden könne, weil jeder, dem entweder herrſchende oder auch unterdrückte Leidenſchaften die Sachen nur von einer und gewöhnlich irrigen und übertriebenen Seite ſo vorſtel-

len, als wenn ſie richtig und die einzige, oder wenigſtens die einzige erhebliche wäre, ſich einbildet, er werde durch die reine Liebe zur Wahrheit getrieben, ſeine Meynung an Tag zu geben, und ſey daher berechtigt, ſich mit der Freyheit zu philoſophiren zu ſchützen.

§. 144. Die Affecten haben überhaupt das, daß ſie auf gewiſſe Seiten der Sachen aufmerkſamer machen, weil man ſie ſich lieber und lebhafter vorſtellt, und in ſo ferne helfen ſie dieſe Seiten auch umſtändlicher aufdecken. Da aber gemeiniglich alles dabey übertrieben iſt, ſo muß man das, ſo man gefunden oder zu finden geglaubt hat, entweder andern zu beurtheilen übergeben, oder die Beurtheilung nebſt der Unterſuchung der Urſachen in ruhigern Stunden vornehmen, zumal weil man ſodann die übrigen Seiten der Sache, die man in dem Affecte nicht geachtet hatte, mit in Betrachtung ziehen kann. Es iſt natürlich, daß man dadurch Mittel findet, die Wiederkehr des Affects vorauszuſehen und zu vermeiden, oder wenigſtens dem Blendwerk deſſelben auszuweichen. Hypocondriſten, bey denen der Anfall noch nicht zu ſtark geworden, iſt ebenfalls anzurathen, nach dieſer Vorſchrift zu verfahren, ihre Gedenkensart bey ruhigem Gemüthe zum Grunde zu legen, den Lauf der Gedanken bey dem Anfang des Anfalls durch Leſen, Unterreden, Schlafen ꝛc. abzubrechen, und zu dieſen pſychologiſchen Mitteln auch die phyſiſchen und mediciniſchen zu gebrauchen.

§. 145. Die Gemüthsruhe iſt diejenige Lage der Seele, wobey der von den Affecten herrührende Schein der Dinge am meiſten vermieden wird, und gleichſam von ſelbſt wegbleibt, wobey wir den Empfindungen und Gedanken Raum geben, die Aufmerkſamkeit auf jede Seite der Sache lenken, und die höhern Erkenntnißkräfte frey gebrauchen können. Wir können uns aber deſſen unerachtet auf keine völlige Gleichgültigkeit

Rechnung machen, und auch unterdrückte Affecten wirken öfters gleichſam auf die Gedanken ſo zurücke, daß ſie ſich vielmehr zu einem Syſtem als zu einem andern bequemen. Das Widrige und Angenehme miſcht ſich auch ohne heftigern Sturm der Affecten auf eine feinere und unvermerktere Art in die Gedanken mit ein, und übereilt öfters das Urtheil, ſo wir fällen, wenn es gleich noch mehrerer Prüfung bedürfte. Die Vorſtellung, daß die **Wahrheit immer Wahrheit bleibe, wir mögen ſie gerne oder ungern haben**, muß lebhaft bey uns eingeprägt ſeyn, und uns bey Unterſuchung der Dinge beſtändig im Sinne ſchweben, wenn wir Uebereilung vermeiden, Schritt für Schritt gehen, und uns jedesmal mit dem, was wir gewiß haben, begnügen, und das noch nicht durchaus Erwieſene für nicht mehr als es iſt, anſehen und ausgeben wollen. Wir können hier beyläufig anmerken, daß man ſich mit einer ſolchen Beſcheidenheit bey Leuten, die auf ihre Fragen ſchlechthin ja oder nein haben wollen, das Anſehen eines Grüblers oder auch eines Zweiflers zuziehen kann. Die meiſten ſind ſo ſehr daran gewöhnt, alles individual und durchaus beſtimmt zu denken, daß ein unentſcheidender Vortrag ihnen misfällt, und daß ſie ſtatt deſſen lieber irriges glauben wollen. Indeſſen iſt es der Natur des menſchlichen Verſtandes gar nicht zuwider, den Beyfall nicht etwan nur zu geben, oder zu verſagen, ſondern ihn auch aufzuſchieben, wo die Gründe nicht überwiegend ſind.

§. 146. Die Gemüthsruhe hilft eigentlich nur, den moraliſchen Schein und das Uebereilte, Uebertriebene und Unvollſtändige darinn vermeiden, weil die übrigen Arten des Scheins aus ihren eigenen Gründen müſſen unterſucht werden. Indeſſen breitet ſich der Vortheil davon auch auf dieſe Arten aus, weil die Affecten den Verſtand umnebeln, und zu genauern Unterſuchungen

unfähig machen. Wer ſich ſelbſt ſo weit beſitzt, daß er ſich auch auf die unerwarteteſten Fälle gefaßt macht, und ſich daher von **Verwunderung**, **Erſtaunen**, **Schrecken** ꝛc. nicht irre machen läßt, der bleibt allerdings zum Beobachten, zu Entſchließungen und Handlungen aufgelegt, wenn andere Verwirrung in dem Verſtande, Unentſchloſſenheit und Verlegenheit im Wollen, und Zerſchlagenheit in den Kräften empfinden. **Horaz** ſcheint dieſes mit ſeinem Nil admirari anzuzeigen, und in der That muß man ſich, wenn man anders die Vortheile eines ruhigen Zuſchauers erhalten will, nichts übernehmen laſſen, und auch zu dem Unerwarteten voraus gefaßt ſeyn. Man kömmt dadurch leichter auf das Weſentliche einer Sache, weil man die Nebenumſtände, die dabey nichts zu ſagen haben, und nur Folgen oder Zufälligkeiten ſind, ehender erkennen und weglaſſen kann. Ein von Natur ruhiges Gemüth und empfindlichere Sinnen helfen ungemein viel zu einer ausgedehntern und richtigern Erkenntniß.

§. 147. Die Liebe und der Haß, ſo ferne ſie auf Sachen und Perſonen gerichtet ſind, haben in Abſicht auf die Erkenntniß den Erfolg, daß man an dem Geliebten die ſchlechtere, an dem Gehaßten die beſſere Seite nicht gern glaubt, und öfters wider die, ſo ſie aufdecken, böſe wird, und ungläubig bleibt. Lieben und verachten, und ſo auch haſſen und verehren findet ſich nicht wohl beyſammen. Die Vorſtellung, daß **die Sachen ſind, wie ſie ſind, ſo gern wir es anders hätten**, muß dieſes Blendwerk der Affecten überwiegen, zumal wenn man mitnimmt, daß die Erkenntniß der Fehler an dem Geliebten zur Beſſerung deſſelben gebraucht, die Erkenntniß des Guten an dem Gehaßten zur Verminderung dieſes an ſich widrigen Affectes angewandt, das Gute ſelbſt auch öfters genutzt werden könne. Es iſt für ſich klar, daß dieſe Betrachtung

tung ebenfalls auf die Selbſtliebe angewandt werden müſſe, wenn man im Ernſt darauf denken will, das Gute, ſo man an ſich liebt, durch Ausbeſſerung der Fehler zu vergrößern.

§. 148. Wenn ſich mit einem wahren oder irrigen Satze Affecten verbinden, ſo dehnen ſich dieſe gemeiniglich auch auf diejenigen Sätze aus, die man mit dem vorgegebenen Satze in Zuſammenhang zu ſeyn glaubt, beſonders aber auf die, von welchen derſelbe abzuhängen ſcheint. Daher kömmt es, daß man unvermerkt Liebe und Haß auf ganze Syſtemen ausbreitet, und zwar nicht ſelten mit einer merklichen Uebereilung. Der vorgegebene Satz ſey A. Wer nun denſelben gern für wahr hält, oder wünſcht, daß er wahr ſey, wird auch geneigter ſeyn, die Vorderſätze einzuräumen, aus welchen er als ein Schlußſatz folgt, und eben ſo wird er auch leichter zugeben, was vermittelſt anderer Sätze B daraus geſchloſſen werden kann, oder wenn der Schlußſatz widrig iſt, ſo wird er ehender den Satz B als den Satz A in Zweifel ziehen. Auf dieſe Art können einem einzigen Satze zu gefallen, andere angenommen und verworfen werden, und es kömmt unvermerkt zu einem Syſtem. Iſt nun der Satz A jemand zuwider, ſo wird er ordentlich die Vorderſätze zu deſſen Beweis in Zweifel ziehen, und die Sätze B behaupten, welche eine richtige oder ſcheinbare Deductionem ad abſurdum angeben. Indeſſen iſt mit dem bloßen Läugnen der Vorderſätze, woraus A geſchloſſen wird, A noch nicht umgeſtoßen, und mit dem Läugnen des Satzes A fallen auch nicht alle daraus gezogenen Folgen weg, weil dieſe aus andern Gründen dennoch wahr ſeyn können (Dianoiol. §. 243. ſeqq.). Da die Theorie des Zuſammenhanges der Sätze in der Vernunftlehre ausführlich entwickelt iſt, ſo iſt es deſto unverantwortlicher, wenn man wegen einiger Sätze ſich ſo gleich von den

Affecten

Affecten hinreißen läßt, ohne weitern Unterſchied das ganze Syſtem zu verwerfen. Es hat inzwiſchen ſchon mehrere Syſtemen gegeben, die man gleichſam wechſelsweiſe verworfen und wieder hervorgezogen hat, und das Gefallen oder Nichtgefallen iſt dabey nicht immer aus dem bloßen Begriffe des Wahren oder Nichtwahren entſtanden. Denn dieſe Begriffe allein laſſen dem Gemüthe noch die erforderliche Ruhe und Geduld zum ſorgfältigern Auseinanderleſen.

Fünftes Hauptſtück.

Von dem Wahrſcheinlichen.

§. 149.

Wir haben noch das Wahre und den Schein des Wahren mit der Gewißheit und ihren Graden zu vergleichen, und hiezu beut uns die Sprache eine Menge von Ausdrücken an, deren wir uns dabey bedienen, und die theils der Art nach, theils ſtufſenweiſe, in ihrer Bedeutung verſchieden ſind. Denn nebſt dem, daß wir etwan ſagen, daß eine Sache oder Ausſage wahr, oder nicht wahr, gewiß oder ungewiß ſey, daß man ſie noch nicht erörtert habe, daß ſie dahin geſtellt bleibe ꝛc., ſo bedienen wir uns zuweilen auch der Ausdrücke: vermuthlich, glaublich, ohne Zweifel, allem Anſehen nach, kaum zu zweifeln, es ſcheine wahr zu ſeyn, es ſey wahrſcheinlich, muthmaßlich ꝛc. Dieſe Ausdrücke haben ſämtlich etwas gemeinſames, indem ſie die Art und den Grad der Verſicherung angeben, mit welcher wir über eine Sache urtheilen oder denken. So z. E. ſagen wir: ohne Zweifel, wenn uns nichts einzuwenden

zuwenden beyfällt. Wir gebrauchen den Ausdruck: **allem Anſehen nach**, wenn wir aus Betrachtung der Sache und ihrer Umſtände, wie ſie uns vorkommen, das Urtheil zu fällen geneigt gemacht werden. Der Ausdruck **glaublich** geht auf den Beyfall, den wir einer Ausſage geben, wenn wir auf die Vorſtellung der Sache mit ſehen. **Vermuthlich** bezieht ſich ſchlechthin auf den Begriff, den wir uns von der Sache machen, zumal wenn ſie künftig oder auch abweſend iſt. **Wahrſcheinlich** aber geht mehr auf die Gründe, die wir haben, daß ehender die Sache als das Gegentheil wahr oder wirklich ſey oder ſeyn werde ꝛc.

§. 150. Da man ſich aber beſonders im gemeinen Leben an die Unterſchiede dieſer Wörter ſo genau nicht bindet, ſo hat man auch ſtatt aller den Begriff des **Wahrſcheinlichen** allein herausgenommen, und mit der dieſem Wort eigenen Vieldeutigkeit noch die eigene Bedeutung der übrigen vermengt. Ueberdieß hat man dem Begriff der **geometriſchen Gewißheit** den Begriff der **moraliſchen Gewißheit** bald an die Seite, bald entgegengeſetzt, und im letzten Fall alles, was nicht nach geometriſcher Schärfe erwieſen werden konnte, ſchlechthin nur für wahrſcheinlich ausgegeben, im erſten Fall aber behauptet, daß die moraliſche Gewißheit der geometriſchen im geringſten nichts nachgebe, und nur der Art nach davon verſchieden ſey. Die einzelen Theile der moraliſchen Beweiſe, ſofern dieſe den Demonſtrationen entgegengeſetzt wurden, hat man **Argumente** genennt, und ſie in **beweiſende** und **anzeigende**, probantia et indicantia, unterſchieden, ohne immer auf den Unterſchied zu ſehen, ob es **Argumente für den Verſtand** oder **Argumente für den Willen, Gründe** oder **Beweggründe** ſind. Alles dieſes ſind Umſtände, wo wir uns nicht an die Worte, ſondern an die Sache ſelbſt halten müſſen, wenn wir

ſie

ſie entwickeln, und Licht und Ordnung darinn finden wollen. Wir werden demnach die beſondern Fälle durchgehen, wobey das Wort **Wahrſcheinlichkeit** oder **Probabilität** gebraucht wird, und dabey ſehen, was man in jedem Fall dadurch verſteht.

§. 151. Der erſte Fall, der ſich uns hiebey anbeut, und ſich ſehr weit erſtreckt, begreift überhaupt die **Glücksſpiele**, und mit dieſen auch die **Looſe** und **Lotterien** ꝛc. wobey man aus der Einrichtung des Spieles Regeln herleitet, den **Grad der Hoffnung** zu beſtimmen, den die Spielenden haben, ein oder mehrmalen zu gewinnen. Dabey werden nun alle mögliche Fälle abgezählt, und die, ſo dem Spielenden günſtig ſind, beſonders genommen, und gegen die ganze Anzahl proportionirt. So wenn zwiſchen dreyen das Loos geworfen wird, iſt die Hoffnung eines jeden $\frac{1}{3}$, weil es jeden eben ſowohl fallen kann, als den beyden übrigen. Eben ſo, weil man annimmt, daß die eine Seite eines Würfels eben ſo leicht fallen kann, als jede der übrigen, wird die Hoffnung deſſen, der ſie das erſte mal werfen will, $\frac{1}{6}$ geſchätzt, weil unter 6 Fällen nur einer ihm günſtig iſt. Fragt man aber, ob unter 6 auf einander folgenden Würfen ihm einer günſtig ſeyn werde, ſo ſagt man, es ſey **wahrſcheinlich**, daß ihm unter 6 Würfen einer treffe. In dieſer Antwort liegt nun der Begriff des **Wahrſcheinlichen** vollſtändig und abſolut. Es iſt nur die Frage, wieferne ſich ſeine Merkmale herausbringen und mit Worten ausdrücken laſſen? Einmal wird es dem **Nothwendigen** entgegengeſetzt, in ſo fern es ſich auf die Sache ſelbſt bezieht. Denn es bleibt möglich, daß unter den 6 Würfen entweder kein, oder mehr als ein Treffer ſey, ja auch der Fall, wo alle 6 Würfe treffen, iſt nicht unmöglich, weil jeder Wurf von dem andern unabhängig iſt. Aus gleichem Grunde iſt das **Wahrſcheinliche** hier dem

Gewiſ-

Gewiſſen entgegengeſetzt, weil wir nicht voraus ſehen können, wie der Würfel bey jedem Wurfe fallen wird, und weil er in keinem der 6 Würfe nothwendig auf die vorhabende Zahl fallen muß, ſondern jedesmal das Gegentheil möglich bleibt. Indeſſen iſt es ſo abſolute der **Natur der Sache** gemäß, daß unter 6 Würfen einer treffe, daß, wenn es geſchieht, wir uns gar nicht darüber zu **verwundern** haben, da hingegen immer ein größerer oder kleinerer Grad der Verwunderung dabey iſt, wenn es anders ausfällt, und dieſer Grad iſt am größten, wenn alle 6 Würfe treffen. Wir können demnach ſagen: **das Wahrſcheinliche bey den Glücksſpielen ſey dasjenige, was wir der Natur der Sache nach erwarten können, daß es geſchehe, ungeacht das Gegentheil dadurch nicht unmöglich wird.** Und zwar iſt dieſes der Begriff der abſoluten Wahrſcheinlichkeit. Denn da das Gegentheil möglich bleibt, und in den meiſten Fällen der Glücksſpiele ſtuffenweiſe unerwarteter wird, ſo wird auch jedem dieſer Fälle vergleichungsweiſe ein **Grad der Wahrſcheinlichkeit** beygelegt, der ſich nach dem Grade der **Möglichkeit** richtet, und wenn der Fall vorkömmt, in umgekehrter Verhältniß der **Erwartung**, und ſo auch der **Verwunderung** iſt.

§. 152. Die meiſten Glücksſpiele ſind von der Art, daß ſich die Anzahl der möglichen Fälle aus der Natur und den Geſetzen des Spiels erörtern läßt, und von Rechtswegen ſollen auch die Bedingniſſe dabey ſo eingerichtet ſeyn, daß entweder die Spielenden gleiche Hoffnung zum Gewinn haben, oder daß, wenn die Hoffnung ungleich iſt, die Einlage derſelben proportionirt werde. Da man ferner bey ſolchen Beſtimmungen eine gleiche **Möglichkeit** jeder Fälle ſetzt, ſo hat man auch auf die phyſiſchen Umſtände zu ſehen, die dieſer Vorausſetzung zuwider ſind. Wie z. E. die Ungleichheit der

Ecken und Seiten der Würfel, welche macht, daß ſie leichter auf eine als auf die andere Seite fallen, die Ungleichheit des Gepräges bey Münzen, die man aufwirft ꝛc. Dieſes vorausgeſetzt, ſo iſt die Theorie von Berechnung der Grade der Wahrſcheinlichkeit bey den Glücksſpielen von **Huygens**, **Moivre**, **Bernoulli** und andern bereits auf Gründe gebracht, und auf einzelne Fälle angewandt worden. Wir wollen aus der Bernoulliſchen Ars coniectandi einer einzigen Aufgabe Erwähnung thun. Man kann nämlich fragen, wie ferne die bey den Glücksſpielen, Looſen ꝛc. angenommene gleiche **Möglichkeit aller Fälle** in der wirklichen Welt ſtatt haben könne, ohne daß man dabey ein **blindes Ungefähr** vorausſetze, zumal da die Folgen der Glücksſpiele und Looſe im geringſten nicht gleichgültig ſind? Hierüber wollen wir folgendes anmerken. Einmal giebt es die Erfahrung, daß bey Glücksſpielen, Looſen und Loterien der Erfolg ſich nach der Lehre der Wahrſcheinlichkeit richtet, wenn man nicht einzelne Fälle, ſondern eine Menge derſelben zuſammen nimmt. Man nehme z. E. eine Ziehungsliſte von einer Loterie, die aus 10000 oder 100000 Looſen beſteht, und vertheile die Numeros tauſendweiſe, man wird bey jeden Tauſenden eine ziemlich gleiche Anzahl von ſolchen finden, die etwas gezogen haben. Es verſteht ſich für ſich, daß man dabey nicht auswählen, ſondern jede Tauſend nach einem gleichen Geſetze nehmen müſſe. Eben ſo, wenn man eine gewiſſe Anzahl bezeichneter und unbezeichneter Zettel durch einander mengt, jedes herausgezogene wiederum einlegt, und aufzeichnet, wie viele man von jeder Art gezogen, ſo **wird die Verhältniß zwiſchen beyden Arten gezogener Zettel, der Verhältniß der Eingelegten deſto näher kommen, je länger man zu ziehen fortfährt.** Dieſes iſt nun, was Herr **Bernoulli**, mit Vorausſetzung der glei-

chen

chen Möglichkeit aller Fälle beweiſt, daß es geſchehen müſſe. Wären aber nicht alle Fälle gleich möglich, ſo müßte man der Ungleichheit Rechnung tragen, und damit würde die Anzahl der ausgezogenen Zettel der Anzahl der Eingelegten nicht mehr proportional ſeyn, ſondern ſich auch nach dem Geſetze der ungleichen Möglichkeit richten. Solche Geſetze können ſich, ohne daß man gleich darauf achtet, aus bloß phyſiſchen Gründen mit einmengen. Die gleiche Möglichkeit aber gründet ſich, auch bey der weiſeſten Einrichtung des Laufs der Dinge in der Welt, auf die Menge einzelner Urſachen, die bey den Glücksſpielen, jede nach ihren eigenen Geſetzen ſo zuſammentreffen, daß ſie eben ſo leichte den einen Fall als den andern hervorbringen, und bey Fortſetzung des Spieles einander compenſiren. Dadurch aber kömmt jeder Fall deſto häufiger vor, je wahrſcheinlicher er an ſich iſt.

§. 153. Die Glücksſpiele haben das beſonders, daß man aus ihrer Einrichtung die möglichen Fälle abzählen, und den Grad der Möglichkeit von jeden beſtimmen kann. Auf dieſe Art wird die Wahrſcheinlichkeit jeder Fälle a priori berechnet. Es erhellet aber aus erſtgeſagtem, daß es auch a poſteriori geſchehen könnte, wenn man das Spiel lange oder unendlich vielmale wiederholte. Man hat aus dieſem Grunde angefangen, die Lehre der Wahrſcheinlichkeit auch in andern Fällen zu gebrauchen. Denn da die Natur nicht nur bey Glücksſpielen, ſondern in unzähligen andern Dingen, nach ſehr zuſammengeſetzten Geſetzen wirkt, ſo daß man aus der Erfahrung nur das Product von allen erkennen kann, ſo hat man dieſe Producte abgezählt, um dadurch den Grad eines jeden Geſetzes, und die Probabilität der Fälle, da es die Oberhand hat, zu finden. Dieſes iſt nun die zweyte allgemeine Art der Wahrſcheinlichkeit, die wir umſtändlicher erläutern werden.

§. 154. Man findet nämlich einen Satz, den die Erfahrung angiebt, davon ſie aber auch zuweilen abweicht, und zwar ohne daß man die Umſtände erörtern kann, wenn das eine oder das andere geſchieht. Indeſſen zeichnet man beyderley Fälle, ſo wie ſie vorkommen, und ohne Auswahl auf, um aus der Summe von beyden zu beſtimmen, wie ſich die zutreffenden Fälle gegen die fehlenden verhalten. **Dieſe Verhältniß beſtimmt den Grad der Wahrſcheinlichkeit des Satzes der Natur gemäß.** Man weiß dadurch nicht nur, daß etliche A, B ſind, ſondern genauer, wie viele es ſind, und wie viele es nicht ſind. So z. E. hat man in großen Städten die Anzahl der Lebenden zu den in jedem Jahre Sterbenden aus der vieljährigen Abzählung von beyden gefunden.

§. 155. Bey ſolcher Abzählung der Fälle kömmt nun folgendes zu bemerken vor. Einmal ſieht man, daß es um die Beſtimmung des Grades der Particularität eines Satzes zu thun iſt, wenn man nur die zween Begriffe A, B in Betrachtung zieht. Und dieſes iſt der einfachſte Fall. Die Bedingungen, die dabey vorausgeſetzt werden, ſind: 1. Daß man bey den Begriffen A, B genau bleibe. 2. Daß man ſie in einerley Umſtänden aufſuche, oder wo dieſe abwechſeln, die Obſervation ſo lange fortſetze, bis die Ungleichheit der Umſtände einander compenſire, und die aus der Summe gefundene Verhältniß derer A, die B ſind, zu denen, die es nicht ſind, anfange beſtändig zu werden, oder nicht mehr merklich verſchieden zu ſeyn. 3. Daß man unter dieſen Bedingungen die Fälle A nehme, wie ſie ſich anbieten, ohne dabey auszuwählen, weil eine ſolche Auswahl einen Einfluß in die geſuchte Verhältniß haben, und ſie fehlerhaft machen könnte.

§. 156. Es bleibt aber ſelten bey ſo einfachen Beobachtungen, ſondern man nimmt zu den Begriffen A, B

noch

noch mehr andere mit, oder theilt ſie in Claſſen ein. So z. E. begnügt man ſich an der bloßen Anzahl aller jährlich Sterbenden nicht, ſondern man ſieht zugleich auf das Alter, auf die Art der Krankheit, auf den Monat des Jahrs, auf den Monat der Geburt ꝛc. Dadurch erhält man ungleich ſpecialere Sätze, aus welchen ſich ſodann andere zuſammen ſummiren laſſen, die allgemeiner oder unbeſtimmter ſind. Da aber bey ſolchen ſpecialern Abtheilungen die Anzahl der Fälle für jede Claſſe vermindert wird, ſo muß die Obſervation länger fortgeſetzt, oder häufiger angeſtellt werden. Denn die geſuchten Verhältniſſe werden mit der Anzahl der Obſervationen genauer. Es iſt für ſich klar, daß die vorhin für den einfachſten Fall angegebenen Bedingungen auch bey ſolchen ſpecialern Fällen beobachtet werden müſſen, um ſo mehr, weil man hier auf mehrere Umſtände zu ſehen hat.

§. 157. Auf dieſe Art findet man nicht bloß unbeſtimmte Particularſätze, ſondern den Grad ihrer Particularität, und öfters auch genaue Eintheilungen einer gewiſſen Art Fälle in einzelne Claſſen, ſo daß man die Anzahl der zu jeder Claſſe gehörenden gegen einander proportioniren kann. Da ferner allgemein bejahende Sätze, wenn man ſie umkehrt, particular werden, ſo läßt ſich auch bey dieſen der Grad der Particularität auf dieſe Art beſtimmen. Was aber dieſes in Abſicht auf die Schlüſſe und ihre Zeichnung auf ſich hat, haben wir in der Dianoiologie (§. 179. 193.) angemerkt. Es iſt nur zu bedauren, daß ſolche Abzählungen der Fälle ſehr mühſam ſind, und lange nicht bey allen Sätzen vorgenommen werden können. Indeſſen geben beſonders die nunmehr ſchon ſo häufig geſammleten meteorologiſchen Obſervationen noch einen reichen Vorrath zu ſolchen Sätzen an die Hand, wenn man ſich die Mühe geben will, ſie nach jeden Abſichten in Claſſen zu

 bringen,

bringen, und dadurch die Geſetze der Witterung zu beſtimmen. Man ſehe auch Dianoiol. §. 584. ſeq.

§. 158. Aus ſolchen ſpecialern Verhältniſſen und Wahrſcheinlichkeiten laſſen ſich ſodann, beſonders mit Zuziehung der Grundſätze vom Gleichgewichte, vom Beharrungsſtande und den Schranken der Kräfte der Natur, noch andere herleiten, die ſich entweder nicht ſo unmittelbar oder gar nicht würden aus Beobachtungen finden laſſen. So z. E. wenn man annimmt, daß in einer großen Stadt oder Lande die Anzahl der Lebenden beynahe gleich bleibe, ſo iſt es möglich, aus der durch Beobachtungen gefundenen Anzahl derer, die jährlich von jedem Alter ſterben, die Anzahl derer zu beſtimmen, die von jedem Alter leben, und daher auch den Grad der Sterblichkeit, und die Hoffnung zu leben, für jedes Alter zu finden. Eine Rechnung, die bey billiger Einrichtung der Leibrenten, Tontinen ꝛc. und für viele andere Fälle des bürgerlichen Lebens von beträchtlichem Nutzen iſt.

§. 159. Es kommen aber auch Fälle vor, wo die Beſtimmung der Grade der Wahrſcheinlichkeit aus Betrachtung der Natur der Sache, eben ſo, wie bey den Glücksſpielen, vorgenommen werden kann. So z. E. wenn man mit dem Zirkel die Länge einer Linie faßt, ſo wird man ſie ſelten genau faſſen. Der Grund iſt, weil das Auge die beyden Enden der Linie nicht genau ſieht. Man kann ſich daher an jedem Ende einen kleinen Circul gedenken, der ſich der Schärfe des Auges entzieht. In jeden Punkt dieſer Circul iſt es nun gleich möglich, den Fuß des Zirkels zu ſetzen. Denn da das Auge darinn nichts mehr unterſcheidet, ſo bleibt keine Auswahl. Combinirt man nun jede Punkte in jedem der beyden Circul mit einander, ſo läßt ſich berechnen, wie vielmal jede Oeffnung des Circuls vorkommen kann, und wie groß folglich der Grad der Wahrſcheinlichkeit

von

von jeder iſt. Man wird in den coſmologiſchen Briefen über die Einrichtung des Weltbaues ähnliche Betrachtungen über die Vertheilung und Lage der Cometenbahnen um die Sonne, und hieher dienende Anmerkungen über die dabey angebrachte Lehre der Wahrſcheinlichkeit finden.

§. 160. Wir haben bisher das Abzählen der Fälle, es mag nun a priori oder a poſteriori geſchehen, ſo genommen, daß man dabey alle Sorgfalt anwendet, folglich wenn man ſie aus der Erfahrung nimmt, dieſelbe aufzeichnet, oder wenn man ſie aus der Natur der Sache beſtimmt, die Regeln der Combination und Permutation dabey gebraucht, und die Sache deutlich aus einander ſetzt. Laſſen wir es aber in Anſehung der Erfahrungen ſchlechthin auf das Gedächtniß ankommen, ſo kann es unvermerkt geſchehen, daß wir uns von der Oefternheit oder Seltenheit einer jeden Art von Fällen, und daher auch von dem Grade ihrer Wahrſcheinlichkeit einen Begriff machen, und dieſen Grad etwan wohl auch auf Zahlen ſetzen. So gebrauchen wir die Ausdrücke: unter tauſend kaum einer, ſehr wenige, die meiſten, gar oft, ſelten, häufig ꝛc. wodurch wir den Particularſätzen nähere Beſtimmungen geben. Auf eine ähnliche Art, wenn uns die Urſachen bekannt ſind, die zu jeder Claſſe von Fällen erfordert werden, können wir uns aus Betrachtung derſelben einen beyläufigen Begriff machen, ob die Fälle häufiger oder ſeltener vorkommen. Die Anzahl und Mannichfaltigkeit der Umſtände und Urſachen, die zuſammentreffen müſſen, trägt zu dieſer Beſtimmung viel bey. So z. E. kann ich aus der Erfahrung wiſſen, daß Titius oft zu dem Cajo geht, wenn ich ihn nämlich oft hingehen ſehe. Weiß ich aber, daß er Geſchäffte halber oft zu ihm gehen muß, ſo iſt mir die Erfahrung dabey unnöthig, ſo bald ich weiß, daß keine dauer-

hafte Hinderniſſe, z. E. Krankheit, Abweſenheit ꝛc. ihn abhalten. In beyden Fällen aber kann das Bewußtſeyn des öftern Umganges zur Erörterung anderer Fragen dienen.

§. 161. Es kann ferner die wirkliche Abzählung der Fälle auch nur da gebraucht und vorgenommen werden, wo die durch einander laufenden Urſachen in ihren Veränderungen etwas Beſtändiges und Beſtimmtes haben. Denn ſonſt würde man zwiſchen den zu jeder Claſſe gehörenden Fällen keine beſtändige oder beſtimmte Verhältniß finden können, wenn ſich immer neue Urſachen äußerten, oder einige aufhörten, ohne durch gleichgeltende erſetzt zu werden, oder wenn ſie nur für eine kurze Zeit dauern, wie es bey ſehr vielen Verrichtungen eines Menſchen geſchieht. In ſolchen Fällen muß man demnach ganz andere Gründe gebrauchen, und die individualen Umſtände mit in Betrachtung ziehen, wenn man wahrſcheinlich oder vollends gewiß beſtimmen will, was wirklich ſeyn wird.

§. 162. Dieſes leitet uns nun zu der dritten allgemeinen Art der Wahrſcheinlichkeit. Wir können uns nämlich von geſchehenen Dingen unmittelbar verſichern, daß ſie geſchehen ſind, wenn wir ſie entweder ſelbſt gethan, oder geſehen haben, oder wenn wir Folgen davon ſehen, aus denen ſie ſich nothwendig ſchließen laſſen. Sind aber die Folgen, die wir finden, unzureichend, das Geſchehene daraus zu erkennen, ſo gelangen wir dadurch auch nur zu einem gewiſſen Grade der Wahrſcheinlichkeit. Wir reichen ebenfalls nicht weiter, wenn wir aus den Umſtänden, Anläßen, Urſachen und Beweggründen ſchließen müſſen, ob die Sache geſchehen ſey, oder geſchehen werde, zumal wenn ſie Hinderniſſen unterworfen ſeyn kann. Die Folgen ſind unzuverläßig, wenn ſie ſämtlich, oder jede für ſich, von andern Urſachen herrühren können. Indeſſen je mehr und je ver-

ſchiedener ſolche Urſachen ſeyn müßten, deſto unwahrſcheinlicher wird es, daß ſie alle ſollten zuſammengetroffen haben, um Folgen nachzulaſſen, die ſämtlich von einer gleichen Sache hergeleitet werden können. Hiebey helfen nun beſonders die Individualien in den Folgen, daß man davon rückwärts auf die Urſache ſchließen kann. Widrigenfalls aber nimmt man die Urſache **hypothetiſch** an, und leitet die Folgen daraus her. Dieſe Art zu ſchließen, iſt aber nur eine Induction, welche demnach complet ſeyn muß, wenn ſie ſtatt eines Beweiſes dienen ſoll. Denn ſo iſt unſtreitig, daß, wenn jede Folgen, die eine Urſache in vorgegebenen Umſtänden nach ſich ziehen muß, durchaus in der Erfahrung gefunden werden, der Schluß, daß ſie von nichts anders herrühren können, richtig gemacht werden kann (Dianoiolog. §. 569. 595. Alethiol. §. 176.). Uebrigens iſt zwiſchen den Folgen ſelbſt allerdings der Unterſchied zu machen, ob ſie unmittelbar oder entfernter ſind. Denn bey der Induction iſt es an ſich genug, wenn man die unmittelbaren Folgen complet hat, weil die entferntern von dieſen herrühren, und weil man öfters viele entferntere zuſammennehmen muß, um den Abgang einer unmittelbaren zu erſetzen. Wir machen dieſe Anmerkung zum Behuf der Berechnung der Wahrſcheinlichkeit bey ſolchen Inductionen. Alle unmittelbare Folgen zuſammengenommen, machen die Gewißheit aus, welche in der Berechnung der Wahrſcheinlichkeit als eine Einheit genommen wird, wovon die Grade der Wahrſcheinlichkeit Brüche ſind (Alethiol. §. 76.). Jede unmittelbare Folge giebt einen ſolchen Bruch, und man ſieht leicht, daß die Beſtimmung deſſelben auf die Beſtimmung des Theils ankömmt, den die Folge von dem Ganzen ausmacht. Wie aber auch immer die Berechnung hiebey angeſtellt werden müſſe, ſo ſieht man leicht, daß die Summe aller dieſer Brüche nicht größer als

die Einheit werden könne, daß ſie aber auch, wiewohl auf eine fehlerhafte Art, könne größer werden, wenn man nämlich ohne Unterſchied die unmittelbaren und die entferntern Folgen zuſammenrechnet, und ſie nach einerley Einheit ſchätzt, als wenn ſie von einander unabhängig wären. Dieſe Vermengung, welche bey Rednern, und überhaupt bey den ſo genannten moraliſchen Beweiſen, ſehr oft vorkömmt, iſt ein Grund mit, warum man ſich bey Durchleſung ſolcher Beweiſe überzeugter glaubt, als man in der That iſt, und warum leicht wiederum Zweifel entſtehen, wenn man das, ſo man erwieſen glaubte, von andern Seiten betrachtet, und dabey Lücken findet, die hätten ausgefüllt werden ſollen, und etwan auch ausgefüllt werden können.

§. 163. Iſt aber die Sache nicht geſchehen, oder man weiß die Folgen davon nicht, ſondern nur die vorgehenden Umſtände, Anläße, Urſachen, Beweggründe ꝛc. ſo läßt ſich daraus mehrentheils nur wahrſcheinlich erweiſen, ob ſie geſchehen ſey, oder geſchehen werde, oder nicht? Die Fälle, wo man es dabey zur Gewißheit bringt; ſind diejenigen, wobey eine **phyſiſche Nothwendigkeit** ſtatt hat, oder wo der Lauf der Natur ſich nach beſtändigen Geſetzen richtet, die man aus vorgehenden Erfahrungen gelernt hat. Auf dieſe Art berechnen die Aſtronomen die Finſterniſſe und andere Erſcheinungen am Firmamente voraus. So auch wenn man im menſchlichen Leben die Auswahl unter mehrern Entſchließungen dadurch auf eine einige einſchränkt, daß man die übrigen unmöglich oder unthunlich macht, ſo läßt ſichs leicht voraus ſehen, daß geſchehen werde, was geſchehen muß, oder wobey keine Wahl mehr bleibt. Kömmt aber keine ſolche Nothwendigkeit vor, ſo iſt auch das Gegentheil immer möglich, und wir können aus den Umſtänden, Urſachen ꝛc. nur finden, was **natürlicher Weiſe, der Natur der Sache gemäß,**

oder allem Anſehen nach, daraus erfolgen werde, ungeacht das Gegentheil nicht unmöglich iſt (§. 149. 151.). Unter ſolchen Umſtänden dienen hiezu vorzüglich diejenigen, die man Anſtalten oder **Vorbereitungen** nennt, zumal ſolche, die nicht vorgenommen oder vorgekehrt werden, es ſey denn, daß man ſie wirklich gebrauchen will oder gebrauchen muß. Denn da iſt nur zu ſehen, ob man die Anſtalten nicht bloß zum Schein vornimmt, oder ob nicht neue ſich äußernde Umſtände und Hinderniſſe die wirkliche Ausführung unnöthig oder unmöglich machen. Sieht man aber von den Anſtalten nur einzelne Theile, die auch aus andern Gründen vorgenommen werden können, ſo iſt für ſich klar, daß man vorerſt ausfinden müſſe, ob es aus dieſen Gründen geſchieht. Uebrigens gründet ſich der Begriff der Anſtalten darauf, daß man zu gewiſſen Abſichten gewiſſe Mittel entweder nothwendig, oder natürlicher Weiſe, oder gewöhnlich gebraucht, oder Umſtände veranlaßt werden müſſen, ohne welche die Sache nicht vorgenommen werden könnte, oder der Natur und Gewohnheit nach nicht vorgenommen wird. Wer ſie demnach als Anſtalten anſehen will, dem muß dieſe Verhältniß bekannt ſeyn.

§. 164. Die übrigen Umſtände, die, ohne eben Vorbereitungen oder Anſtalten zu ſeyn, der Sache natürlicher Weiſe vorgehen oder ſie begleiten, können gleichfalls zum Beweiſe gebraucht werden, daß die Sache geſchehe oder geſchehen werde. Zu dieſem Ende muß man die Verhältniß wiſſen, die zwiſchen denſelben und der Sache iſt, und wieferne ſie den Erfolg der Sache natürlicher Weiſe nach ſich ziehen, oder Zeichen davon ſind. So ſagt man z. E. **daß ſich alles zu einer gewiſſen Veränderung anſchicke**, wenn man Anläße, Urſachen und Beweggründe dazu ſieht, ſie mögen nun geſucht oder veranſtaltet ſeyn, oder ſich auch nur unver-

merkt

merkt und gleichſam zufälliger Weiſe zuſammen einfinden. Die Aufmerkſamkeit auf ſolche Umſtände und die Einſicht in den Zuſammenhang ihrer Folgen, die größtentheils aus der Erfahrung erlangt wird, macht einen beträchtlichen Theil der **Kunſt zu muthmaßen und das Künftige voraus zu vermuthen** aus, die ſich, in ihrem weitläuftigſten Umfange genommen, auf jede an keine einfache und nothwendige Geſetze gebundene Veränderungen in dem Lauf der Dinge erſtreckt. Man muß dabey wiſſen, welche Umſtände und Urſachen einer Veränderung vorgehen müſſen, ehe ſie erfolgen kann, und welche dazu erfordert werden, damit ſie wirklich erfolge, oder wenigſtens ohne neue Hinderniſſe erfolgen könne. Oeſters laſſen auch die Umſtände, ſo weit ſie ſich entdecken, eine Lücke, die ſich ohne die Vorausſetzung, daß eine gewiſſe Sache vorgegangen ſey, oder vorgehen müſſe, nicht ausfüllen läßt. Die Betrachtungen, **daß nichts durch einen Sprung geſchieht; daß eine nicht verhinderte Urſache ihre Wirkung äußert; daß jede Veränderung verurſacht werde; daß die Menſchen nach Trieben und Beweggründen handeln** ꝛc. werden bey ſolchen Unterſuchungen häufig angewandt.

§. 165. Wir werden nun von den **phyſiſchen Folgen**, die eigentlich Wirkungen und Veränderungen ſind, zu den **logiſchen** fortſchreiten, welche allgemeiner ſind, und jene als eine beſondere Claſſe unter ſich begreifen, in ſo fern ſie in Schlußreden vorgetragen werden. Hier betrachten wir demnach nicht die Sachen ſelbſt, ſondern die **Begriffe** und **Sätze**, die ſie uns angeben, und dabey giebt es nun wiederum verſchiedne Arten von Wahrſcheinlichkeiten, wobey zu unterſuchen vorkömmt, worinn ſie beſtehen, und worinn ſie von der Gewißheit abgehen. Die erſte nehmen wir von der Frage her, **wieferne ein Satz aus ſeinen Folgen** bewie⸗

bewieſen werden könne? Daß es überhaupt betrachtet bey jeden Sätzen angehe, haben wir in der Alethiologie erwieſen, wo wir (§. 175.) zeigten, daß ein Satz nothwendig wahr ſey, ſo oft ſich nichts widerſprechendes daraus herleiten läßt. Wenn demnach jede Schlußſätze, die man mit Zuziehung wahrer Sätze und in richtiger Form aus einem Satze herleiten kann, wahr befunden werden, ſo iſt der Satz ſelbſt ebenfalls wahr, und man iſt dadurch von ſeiner Wahrheit verſichert, ohne daß man ihn aus Gründen herzuleiten oder zu beweiſen nöthig habe. Bey dieſer Art zu beweiſen wird der Satz ſelbſt als eine Hypotheſe angenommen, und mit Zuziehung wahrer Sätze Folgen daraus gezogen, von deren Wahrheit man ſich aus andern Gründen oder durch die Erfahrung verſichert. Wir haben uns an angezogenem Orte begnügt, die allgemeine Möglichkeit und Zuläßigkeit dieſes Verfahrens zu beweiſen, und über die Anwendung deſſelben auf phyſiſche Hypotheſen einige Anmerkungen beygefügt. Es kömmt aber nicht nur bey dieſen Hypotheſen, ſondern vornehmlich auch bey den ſogenannten moraliſchen Beweiſen ſehr häufig vor. Daher iſt hier eigentlich der Ort, daſſelbe umſtändlicher aus einander zu ſetzen, um zu ſehen, woran es fehle, wenn man dabey bey dem Wahrſcheinlichen zurücke bleibt, und nicht bis zur völligen Gewißheit ausreicht.

§. 166. Die Hauptſchwierigkeit, die ſich wider die Brauchbarkeit dieſes Verfahrens äußert, iſt nämlich die, daß es den Anſchein hat, man könne ſich dadurch von der Wahrheit des Satzes nicht wohl anders, als durch eine unendliche Menge von Schlüſſen verſichern, indem man alle mögliche Folgen aus dem Satze gleichſam müſſe durch die Muſterung gehen laſſen. Bleibe man aber nur bey einer gewiſſen Anzahl ſtehen, ſo werde der Anſtand in Anſehung der Richtigkeit der übrigen nicht

geho-

gehoben, und man reiche folglich dadurch nur zu einem gewiſſen Grade der Wahrſcheinlichkeit. Es iſt allerdings unſtreitig, daß man in dieſer Abſicht ſowohl bey phyſiſchen Hypotheſen als auch in redneriſchen und moraliſchen Beweiſen Schlüſſe auf Schlüſſe, oder Argumente auf Argumente häuft, und durch die Menge derſelben die Leſer und Zuhörer gleichſam übertäubt. Die Lebhaftigkeit des Vortrages und die Erregung der Affecten mag auch viel dazu verhelfen, die Seele mit ſolchen Argumenten gleichſam auszufüllen, daß ſie ſich nicht ſo gleich auf die Lücken beſinnt, die bey ſolchen Argumenten noch zurücke bleiben. Man findet aber etwan nachher jede einzelne Argumente zu ſchwach, ohne zu wiſſen, ob ihre Summe die völlige Gewißheit ausmache. Endlich iſt es auch an ſich leichter, aus einem Satze Schlüſſe zu ziehen, als denſelben aus Gründen zu beweiſen, und auf dieſe Art hat das Argumentiren und Conſequenzen ziehen etwas Natürliches und Leichtes, und es ſcheint gleichſam viel zu leicht zu ſeyn, als daß die dabey zurückbleibenden Schwierigkeiten dadurch gehoben werden könnten. Wir wollen aber die verſchiedenen Arten ſolcher Argumente durchgehen.

§. 167. Man habe demnach den Satz: *A* iſt *B*, der durch ſeine Folgen ſolle bewieſen werden, und den wir in dieſer Abſicht die Hypotheſe nennen können. Man mache ihn zum Unterſatze in der erſten Figur, und mit Zuziehung wahrer Oberſätze: B iſt C, D, E, F, ꝛc. folgere man die Schlußſätze: A iſt C, D, E, F, ꝛc. daraus, und dieſe ſeyen vermög der Erfahrung oder aus andern Gründen ſämtlich wahr. Wir nehmen hiebey die Oberſätze ſämtlich bejahend, weil die verneinenden mehrentheils nur terminos infinitos angeben, woraus für A nichts poſitives folgt. Unter dieſer Vorausſetzung laſſen ſich die Oberſätze ſämtlich in einen copulativen Satz: B iſt C, und D, und E, ꝛc. zuſammenziehen.

hen. Die Begriffe C, D, E, F, ꝛc. ſind eben ſo viele Merkmale von B, und laſſen ſich daher zuſammengenommen als einen zuſammengeſetzten Begriff M anſehen. Auf dieſe Art haben wir ſtatt ſo vieler Schlußreden eine einige

B iſt M.
A iſt B.
A iſt M.

worinn nicht der Schlußſatz, ſondern der Unterſatz zu beweiſen iſt. Dieſes geht nun nicht anders als mit Umkehrung des Oberſatzes an. Denn ſo haben wir den Schluß

M iſt B.
A iſt M.
A iſt B.

in welchem nun die Wahrheit des Schlußſatzes ſchlechthin von der Wahrheit des Oberſatzes abhängt. Man ſieht demnach, daß man ſich begnügen kann, von den Begriffen oder Merkmalen C, D, E, F, ꝛc. ſo viele zuſammen zu nehmen, bis der Satz: *B* iſt *M*, allgemein umgekehrt werden kann, und daß es demnach nicht auf die **Menge**, ſondern auf die **Beſchaffenheit** der **Begriffe** *C*, *D*, *E*, *F*, ꝛc. ankömmt, wenn man ſtatt bloßer **Wahrſcheinlichkeiten** eine **Gewißheit** herausbringen will. In der That kann öfters unter dieſen Begriffen ein einiger zu der Gewißheit hinreichend ſeyn, wenn er ein eigenes Merkmal von B iſt. Das in der Dianoiologie wegen ſeiner Kürze und Faßlichkeit mehrmalen angeführte Beyſpiel von der Rundung der Erde mag auch hier zur Erläuterung dienen. Denn nimmt man an, die Erde ſey eine Kugel, ſo läßt ſich die ganze mathematiſche Geographie und Hydrographie daraus herleiten, und die Erfahrung wird den Folgen nicht widerſprechen. Allein mit allen dieſen Fol-

gen würde der angenommene Satz noch immer nur das Anſehen einer, wiewohl ſehr großen Wahrſcheinlichkeit gehabt haben. Damit aber begnügten ſich die Mathematiker nicht: ſondern da eine Kugel ſehr viele eigene Merkmale und Verhältniſſe hat, ſo ſuchten ſie vornehmlich dieſe durch die Erfahrung bekräftigt zu finden. Hiezu gab nun der immer runde Schatten der Erde bey den Mondsfinſterniſſen den erſten Anlaß, und nachgehends brachte man nicht nur ihre Größe, ſondern in den neuern Zeiten auch ihre Sphäroidität heraus. Da jeder Begriff ſeine eigene Merkmale hat (Alethiol. §. 176.), ſo merken wir hier überhaupt an, daß, **wenn** *A*, *B* **iſt, es immer an ſich betrachtet möglich ſey, auch die eigenen Merkmale des** *B* **in dem Begriffe oder Sache** *A* **zu finden.** Es iſt unſtreitig, daß es noch viele Fälle giebt, wo man ſtatt der Mühe, Argumente ohne Auswahl aufzuhäufen, und einen Satz dadurch nur wahrſcheinlich zu machen, ſich viel nützlicher die Mühe geben würde, ſolche eigene Merkmale aufzuſuchen, das will ſagen, den Begriff B ſo weit zu entwickeln, bis man auf Sätze kömmt, die ſich allgemein umkehren laſſen. So weiß man z. E. daß die genauere Entwicklung der Theorie von den Centralkräften in der Mechanik den Aſtronomen Sätze angegeben hat, welche, mit ihren Erfahrungen und Obſervationen verglichen, uns die Geſetze der Bewegung jeder Weltkörper um die Sonne bekannt, und die Berechnung des Laufs der Cometen möglich und leicht gemacht haben.

§. 168. Wir haben in erſt angeſtellter Unterſuchung die erſte Figur der Schlüſſe gebraucht, und dabey muß der Satz, A iſt B, welcher durch ſeine Folgen erwieſen oder wenigſtens wahrſcheinlich gemacht werden ſolle, bis dahin als eine Hypotheſe angeſehen werden. Man gebraucht aber auch öfters die zweyte Figur dazu, und zwar nicht in der Abſicht, einen Schlußſatz zu ziehen,

weil

weil dieſer nebſt einem der Vorderſätze verneinend ſeyn müßte: ſondern die Sätze

B iſt C, D, E, F ꝛc.

A iſt ebenfalls C, D, E, F ꝛc.

mit einander zu vergleichen, weil man durch dieſe Art des Vortrages faſt unvermerkt geneigt wird, den Schluß zu machen, daß *A* müſſe *B* ſeyn, zumal wenn uns dabey kein Merkmal einfällt, welches nicht beyden Begriffen zukomme, oder nur von dem einen bejaht, von dem anderen aber verneint werden müſſe. Hiebey iſt unſtreitig, daß wenn A in der That B iſt, uns kein ſolches Merkmal beyfallen könne, wenn wir anders die Begriffe A, B, nicht irrig denken. Ferner iſt aus dem Vorhergehenden klar, daß der Schluß: A ſey B, angehe, ſo oft unter den Prädicaten C, D, E, F ꝛc. ſolche vorkommen, die einzeln oder zuſammengenommen, eigene Merkmale von B ſind. Denn ſo läßt ſich der erſte Satz umkehren, der Schluß wird in der erſten Figur, und der Schlußſatz wahr und richtig ſeyn. Den dritten Fall, wo nämlich C, D, E, F ꝛc. die ganze Summe von allen möglichen Prädicaten des B ſind, berühren wir hier nicht, weil ſolche Summen für uns viel zu weitläuftig ſind. Daferne wir aber den Begriff B in ſeine eigene und gemeinſame Merkmale dergeſtalt auflöſen können, daß ſie zuſammengenommen den Umfang deſſelben ausfüllen; ſo machen dieſe Merkmale zuſammen den Begriff M aus, und der Satz: B iſt M, läßt ſich, wie alle identiſche Sätze, ſchlechthin umkehren. Das einzige, was wir hier noch zum Behufe der Wahrſcheinlichkeit anmerken wollen, iſt, daß wenn man auch, ohne Auswahl treffen zu können, bey dieſer Art zu ſchließen, eine ſehr große Menge von Prädicaten C, D, E, F ꝛc. aufhäuft, die Vermuthung, es möchten doch einige oder mehrere darunter zuſammengenommen dem Begriff B allein zukommen, und folglich der Satz: A iſt B,

dadurch erwieſen ſeyn, größer wird, und zwar um deſto mehr, je verſchiedener die Prädicate C, D, E, F ꝛc. ſind, und je weniger es den Anſchein hat, daß einige für ſich ſchon aus den andern folgen. Dieſe Verſchiedenheit müſſen wir bey der Aufhäufung der Argumente an ſich auch vorausſetzen, weil ein Argument, das nur eine Folge von dem andern iſt, zu der Vermehrung der Wahrſcheinlichkeit nichts beyträgt, und uns folglich, ſo lange wir dieſe Abhänglichkeit nicht wiſſen, durch einen falſchen Schein blendet.

§. 169. Wenn die Prädicate C, D, E, F ꝛc. nicht eigene Merkmale von B ſind, ſo kommen ſie noch irgend andern Subjecten zu. Kann man nun in Anſehung derſelben die oben (§. 154. ſeqq.) betrachtete Abzählung der Fälle, in welchen ſie dem B zukommen, und in welchen ſie ihm nicht zukommen, vornehmen, oder die Verhältniß zwiſchen beyden aus andern Gründen finden, ſo läßt ſich der Grad der Wahrſcheinlichkeit, der aus denſelben erwächſt, berechnen. Wir wollen uns hier begnügen, dieſe Berechnung auf die Theorie der Glücksſpiele zu reduciren. Man ſtelle ſich ſo viele Haufen Zettel vor als Argumente ſind. In jedem Haufen ſey die Anzahl der gültigen oder bezeichneten Zettel zu der Anzahl der nicht bezeichneten in eben der Verhältniß, wie die Fälle, in welchen das Argument gültig iſt, zu denen ſind, in welchen es nicht gültig iſt. Man ſetze nun, Cajus nehme blindhin von jedem Haufen einen Zettel, die Frage iſt, wie wahrſcheinlich es ſey, daß unter dieſen herausgenommenen Zetteln kein gültiger ſey? So wahrſcheinlich, oder ſo unwahrſcheinlich wird es ſeyn, daß alle Argumente, ſo man zum Behuf des Satzes gefunden, ihn nicht beweiſen. Die Theorie der Glücksſpiele giebt zu dieſer Berechnung folgende Regel an. Man multiplicire die Anzahl der geſammten Zettel eines jeden Haufens mit einander, und

und eben ſo multiplicire man auch die Anzahl der ungültigen oder nicht bezeichneten Zettel eines jeden Haufens mit einander: ſo wird, das letzte Product durch das erſte dividirt, den Grad der Wahrſcheinlichkeit angeben, daß die Argumente nicht beweiſen. Und wird dieſer Grad, welcher nothwendig ein Bruch iſt, von 1 abgezogen; ſo bleibt der Grad der Wahrſcheinlichkeit übrig, daß die Argumente beweiſen.

§. 170. Es giebt aber auch Mittel, die Sache zur Gewißheit zu bringen, wenn gleich die Prädicate C, D, E, F ꝛc. nicht eigene Merkmale von B ſind. Und dieß geſchieht, wenn man die übrigen Subjecte, denen ſie zukommen, aufſucht, und in Claſſen bringt. Auf dieſe Art ſieht man z. E. den Begriff C als eine Gattung an, unter welche die Art B nebſt ihren Nebenarten P, Q, R, ꝛc. gehören. Da nun A, C iſt, ſo folgt, daß A entweder B oder P, oder Q oder R ꝛc. ſeyn müſſe. Findet man nun, daß entweder der Begriff A an ſich, oder auch nur ſeine Prädicate D, E, F, ꝛc. weder P noch Q, noch R ꝛc. ſind, ſo iſt der Schluß, daß A müſſe B ſeyn, erwieſen, und nicht mehr bloß wahrſcheinlich. Dieſe Art zu ſchließen geht nothwendig an, wenn A in der That B iſt. Denn ſo iſt B ein höherer Begriff als A, und C ein höherer Begriff als B. Wird nun C in die Arten B, P, Q, R ꝛc. vollſtändig und richtig eingetheilt, ſo wird A, weil es unter B gehört, unter den Arten P, Q, R ꝛc. nicht vorkommen, und daher auch Prädicate haben, die den Arten P, Q, R ꝛc. nicht zukommen. Daß aber die Prädicate D, E, F ꝛc. ſolche ſeyn, folgt aus der Bedingung, weil wir ſie dem Prädicat C coordinirt angenommen haben. Uebrigens ſieht man leicht, daß bey dieſer Art zu ſchließen verſchiedene von den zuſammengeſetztern Umwegen vorkommen, die wir zu

Ende des fünften Hauptſtückes der Dianoiologie (§. 310. ſeqq.) betrachtet, und einige Beyſpiele davon in Formeln vorgeſtellt haben. In gegenwärtigem Falle wird die Formel geändert, je nachdem man, um die Arten P, Q, R ꝛc. auszuſchließen, entweder A, oder D, E, F ꝛc. gebraucht. Z. E.

A iſt C
C iſt entweder B, oder P, oder Q, oder R.
A iſt weder P, noch Q, noch R
Folglich A iſt B.

A iſt C, D, E, F.
C iſt entweder B, oder P, oder Q, oder R.
aber D iſt nicht P
E iſt nicht Q
F iſt nicht R.
demnach: A iſt B.

---

§. 171. Aus dem bisher geſagten erhellet nun überhaupt, daß bey den ſo genannten moraliſchen Beweiſen oder Aufhäufungen von Argumenten immer eine Induction vorkomme, die entweder nur unvollſtändig zu ſeyn ſcheint, oder es in der That iſt. Denn dieſes laſſen ſolche Beweiſe unerörtert, weil der Antheil, den jedes Argument an dem Beweiſe hat, dabey nicht beſtimmt oder berechnet wird. Es kann daher gar leicht geſchehen, daß der Satz dadurch nicht nur bewieſen, ſondern gleichſam mehr als bewieſen iſt; das will ſagen, daß man einige Argumente hätte weglaſſen können, wenn man darauf Achtung gehabt hätte, daß die übrigen zum Beweiſe völlig ausreichen. So z. E. wenn in dem Fall des §. 168. unter den Prädicaten C, D, E, F ꝛc. ein einziges vorkömmt, welches ein eigenes Merkmal von B iſt, ſo iſt dieſes zureichend, den Satz: A iſt B, zu beweiſen. Auf dieſe Art erkennen wir die meiſten Dinge bey dem

erſten

erſten Anblicke wieder, weil uns ihre eigene Merkmale ſogleich in die Sinnen fallen, ſo ſchwer es uns auch öfters iſt, dieſe Merkmale mit Worten zu benennen. Es iſt auch nicht zu zweifeln, daß die, ſo viel mit wahrſcheinlichen Dingen umgehen, auf dieſe Art unvermerkt eine Fertigkeit erlangen, in ihren Vermuthungen auf die rechte Spur zu kommen. Sie kennen ihre Leute und die Sachen, mit denen ſie umgehen, nebſt ihren Verhältniſſen, bis aufs Individuale, und dieſes giebt in einzelnen Fällen immer die ſicherſten Unterſcheidungszeichen. Und ſo kann die Vermuthung auf eine ſehr natürliche Art richtig ſeyn, ungeacht andere, die ſolche individuale Kenntniß nicht haben, und daher höchſtens nur ſich mit allgemeinen Betrachtungen und Möglichkeiten begnügen müſſen, ſie nur für wahrſcheinlich und den Erfolg für glücklich anſehen.

§. 172. Bey Aufhäufung der Argumente macht immer der Beweis, daß die Induction dabey vollſtändig ſey, das Beruhigende in der Gewißheit aus. Wir haben in der Alethiologie (§. 182.) erwieſen, daß jeder irrige Satz mit mehrern Wahrheiten in Harmonie gebracht werden kann, und daß ſich mehrere wahre Sätze daraus herleiten laſſen. Demnach iſt es immer möglich, einem irrigen Satze durch Aufhäufung ſolcher Folgen und Argumente den Schein eines wahren Satzes zu geben, und in ſo ferne haben die moraliſchen Beweiſe für irrige und für wahre Sätze einerley Form. Von den einzelnen Argumenten beweiſt keines vollſtändig, und die Frage, ob ſie zuſammengenommen vollſtändig beweiſen, bleibt unerörtert, daferne man nicht erweiſt, daß die Induction vollſtändig ſey. Denn wenn ſie es auch iſt, aber man hat ſich davon nicht verſichert, ſo iſt der Zweifel noch nicht ganz gehoben, und man glaubt nur mit einem verworrenen Bewußtſeyn, indem man das Gewicht der Argumente mehr empfindet als

richtig abwiegt. Dieſes macht auch, daß man bey jedem neuen Anſtand ſie immer wiederum zuſammen nehmen muß, um ihr Gewicht aufs neue zu empfinden, und den Anſtand dadurch zu überwiegen. Cicero beſchreibt uns einen ſolchen Wankelmuth in ſeinen Tuſculaniſchen Fragen, in Anſehung der Platoniſchen Argumente für die Unſterblichkeit der Seele, welcher um deſto natürlicher war, weil mit den Argumenten noch Furcht und Hoffnung ſich vermengten.

§. 173. Die verſchiedenen Arten, in welche ſich die Argumente eintheilen laſſen, die man von der Sache und ihren Verhältniſſen hernimmt, richten ſich nach den verſchiedenen Arten der Inductionen, und nach dieſen müſſen wir jene eintheilen, wenn wir die Vollſtändigkeit oder Unvollſtändigkeit bey ihrer Aufhäufung beurtheilen wollen. Wir wollen ſie hier kürzlich anzeigen:

1. Bey Körpern und zuſammengeſetzten Syſtemen derſelben ihre einzelnen Theile, welche zuſammengenommen das ganze Syſtem oder den ganzen Körper ausmachen. Hiebey kann man durch Induction die Fragen erörtern; ob das Syſtem vollzählig ſey, um mit dieſem oder jenem Namen benennt zu werden; ob eine vorgegebene Eigenſchaft jeden einzelnen Theilen zukomme, um den Satz allgemein machen zu können; ob man alle Theile wiſſe oder habe, um den Begriff des Ganzen oder das Ganze ſelbſt daraus zuſammenzuſetzen?

2. Bey zuſammengeſetzten Begriffen diejenigen einzelnen Merkmale, welche zuſammengenommen den Umfang des Begriffes ausfüllen. Hier wird durch Induction erörtert, ob dieſe Merkmale in einem vorgegebenen Fall ſämtlich vorkommen, um daraus zu ſchließen,

daß

daß auch der ganze Begriff dabey vorkomme. Man ſehe hierüber §. 166. 167.

3. **Bey einem Satze deſſelben nächſte und von einander unabhängige Folgen.** Um ſich aus der Wahrheit der Folgen von der Wahrheit des Satzes zu verſichern, welcher in dieſer Abſicht hypothetiſch angenommen wird. Dieſen Fall haben wir auf den vorhergehenden reducirt (§. 166.).

4. **Bey einer Veränderung ihre nächſten und von einander unabhängigen Folgen.** Um aus dieſen zu ſchließen, daß jene vorgegangen ſey. Man ſehe hierüber §. 162.

5. **Bey einer Wirkung ihre an ſich möglichen Urſachen.** Um mit Zuziehung der Umſtände und ausſchließungsweiſe die wirkliche zu finden.

6. **Bey einer Handlung ihre möglichen Abſichten.** Um mit Zuziehung der Umſtände und ausſchließungsweiſe die wirkliche zu finden.

7. **Bey einer Gattung ihre Arten.** Um in vorgegebenem Fall, wo eine Sache unter die Gattung gehört, mit Zuziehung der Prädicate der Sache und ausſchließungsweiſe die Art zu finden. Man ſehe hierüber §. 170.

§. 174. Kann nun in einem vorgegebenen Fall auch nur eine von dieſen Inductionen complet gemacht, und auf den Fall angewandt werden, ſo wird der Satz dabey entweder durchaus erwieſen, es mag nun der Beweis collectiv oder disjunctiv ſeyn; oder man ſieht wenigſtens deutlich, was zu dem völligen Beweiſe noch rückſtändig bleibt, und was man folglich, um ihn vollſtändig zu machen, noch aufzuſuchen hat. Dabey iſt nun alles und nach aller Schärfe in logiſcher Form. Solchen nach aller Schärfe der Geſetze des Denkens

aus einander geſetzten Beweiſen, werden die Moraliſchen entgegengeſetzt. Dieſe Benennung kömmt vermuthlich daher, weil die moraliſchen Beweiſe nebſt den Argumenten für den Verſtand, auch die Argumente für den Willen begreifen, und letztere ebenfalls gebraucht werden, wo man, was von menſchlichen Entſchließungen abhängt, erörtern, oder bey Unterſuchung der Glaubwürdigkeit den Einfluß der Affecten in die Ausſage beſtimmen ſoll. Hier betrachten wir ſie nur noch, in ſo ferne ſie Argumente für den Verſtand angeben. Und dieſes ſind einzelne Stücke von Inductionen, welche man aufhäuft, ohne zu beſtimmen, ob ſie zum völligen Beweiſe zureichend ſind, ſie mögen nun zureichend oder mehr als zureichend (§. 171.), oder unzureichend ſeyn. Die Verſäumniß der Beſtimmung ihrer Vollſtändigkeit, und daß ſie weder überflüßiges enthalten noch unzureichend ſind, iſt es demnach, wodurch wir die **moraliſchen Beweiſe** von den **logiſchen** in Abſicht auf den Verſtand unterſcheiden, weil letztere eben dadurch logiſch genennt werden, daß ſie dieſe genaue Vollſtändigkeit deutlich an Tag geben. Dieſe Verſäumniß, woher ſie auch immer entſtehe, macht nun, daß die moraliſchen Beweiſe, ſo ſehr man auch darinn Argumente zuſammen aufhäuft, noch immer mehrerer zu bedürfen ſcheinen (§. 172.). Es geſchieht daher ſehr oft, daß man, anſtatt auch nur eine von den vorhin angeführten Arten von Inductionen complet zu machen (§. 173.), einzelne Stücke von mehreren, ſo viel man ihrer finden kann, aufhäuft, und die Lücken durch einen dazu dienenden Vortrag nicht ausfüllt, ſondern bedeckt, indem man, ſtatt des ausgelaſſenen zu erwähnen, die Aufmerkſamkeit des Leſers oder Zuhörers mit neuen Argumenten, Harmonien, Uebereinſtimmungen und Beantwortungen von Einwürfen beſchäfftigt. Und dieſes läßt ſich, wenn der Satz, den man beweiſen will, in der That wahr iſt,

meiſter-

meiſterlich thun. Denn mit Zuziehung richtiger Oberſätze werden jede Folgen wahr ſeyn. Man wird jede in dem Prädicat gefundene Merkmale, wenn es bejahend iſt, auch in dem Subject finden, und wenn der Satz allgemein bejahend iſt, ſo wird man auch das Subject von jeden Nebenarten des Prädicats ausſchließen können ꝛc. Allein da bey allem dieſem die **Vollſtändigkeit** ſolcher Inductionen fehlt, oder verſäumt wird, und da man die dem Prädicat eigene Merkmale unter den gemeinſamen vermengt oder gar wegläßt, ſo wird zwar der Leſer oder Zuhörer wider den Satz keine gegründete Einwendungen machen können, dagegen aber etwan bemerken, daß auf eine ſolche Art auch irrige Sätze glaublich gemacht werden könnten.

§. 175. Indeſſen muß man allerdings ſagen, daß man, um irrige Sätze glaublich zu machen, mit der Aufhäufung der Argumente ehender zurücke bleibt, und nothwendig nicht ſo weit reichen kann, als wenn man einen an ſich wahren Satz durch Argumente zu beſtätigen vornimmt, weil das Vollſtändige in der Harmonie mit wahren Sätzen der Wahrheit eigen iſt, und weil es immer möglich bleibt, aus irrigen Sätzen Widerſprüche herzuleiten, und Lücken darinn zu entdecken, die nicht anders als mit leeren Einbildungen ausgefüllt werden können (Alethiol. §. 185. 171. 205.). Solche Diſſonanzen können, auch wenn man ſie nicht ſogleich deutlich anzeigen kann, dennoch öfters leicht empfunden werden (Dianoiol. §. 620. ſeqq.).

§. 176. Die Hauptfrage aber, die hier gemacht werden kann, und die uns wiederum von dem Wahrſcheinlichen zur Gewißheit lenkt, iſt dieſe: ob es bey dem Gebrauche einzelner Theile von verſchiedenen Arten von Inductionen, nicht Mittel giebt, den Beweis daraus vollſtändig zu machen, auch ohne daß man die Inductionen vollſtän-

dig habe? oder wieferne die vorhandenen Theile der einen Induction die Lücken der andern ausfüllen können? Denn man ſieht leicht, daß, ſo ferne dieſes angeht, dadurch die Aufhäufung überflüßiger Argumente erſpart, und der Anſtand über ihre Vollſtändigkeit gehoben wird. Man ſieht aber zugleich auch überhaupt ein, daß zu dieſer Abſicht nicht jede Argumente dienen, und daß man auch hiebey wiederum mehr auf ihre Beſchaffenheit als auf ihre Menge zu ſehen habe. Wir wollen nun, um zu zeigen, daß dieſe Frage zuweilen angehe, ein Beyſpiel anführen, woraus zugleich erhellen wird, welche Vortheile wir von richtigen Eintheilungen der Gattungen in Arten zu erwarten hätten, wenn ſie in Menge vorräthig wären.

§. 177. Es ſey demnach, wie oben (§. 170.) C eine Gattung, B, P, Q, R ꝛc. ihre nächſten Arten. Iſt nun die Eintheilung richtig gemacht, ſo hat jede Art, z. E. B nothwendig nur zweyerley Merkmale. Einmal alle, die die Gattung C hat, und dieſe finden ſich in jeder der übrigen Arten P, Q, R ꝛc. Sodann ſolche, die die Gattung C nicht hat, und dieſe finden ſich auch nothwendig in den Arten P, Q, R ꝛc. nicht. Dieſes folgt aus der Vorausſetzung, daß die Eintheilung richtig, und C die nächſt höhere Gattung von B, P, Q, R ꝛc. ſey, als welche außer den Merkmalen des C keine haben ſollen, die mehr als einer dieſer Arten zukämen. Man habe nun den Satz: alle B ſind D; ſo giebt es folgende Fälle:

1. Findet man, daß alle C ebenfalls D ſind; ſo kömmt D nicht nur allen B, ſondern auch allen P, Q, R ꝛc. zu. Denn in dieſem Fall gehört D unter die gemeinſamen Merkmale von dieſen Arten.

2. Findet man aber, daß etliche C nicht D, hingegen alle B, D ſind; ſo gehört D nothwendig nicht unter die Prädicate der übrigen Arten P, Q, R ꝛc.

weil

weil vermög der Bedingung dieſe Arten kein anderer gemeinſames Merkmal, als ſolche haben, die allen C zukommen, welches man vermög der Vorausſetzung von D nicht ſagen kann.

3. Findet man, daß alle B, D ſind, hingegen auch nur ein einziges D unter eine der übrigen Arten P, Q, R ꝛc. nicht gehört; ſo wird D allgemein und nothwendig von allen ausgeſchloſſen. Denn wenn D unter dieſen Arten dem B nicht allein zukäme, ſo wäre es ein gemeinſames Merkmal von allen, und daher ein Merkmal von der Gattung C. Dieſes iſt aber der Vorausſetzung zuwider.

Von dieſen Fällen laufen die beyden letzten auf eines hinaus, weil man in beyden findet, daß D dem B allein, und mit Ausſchluß der übrigen Arten P, Q, R ꝛc. zukomme. Man ſetze nun: alle A ſeyen C, und: alle A ſeyen D; ſo wird man, ſo oft einer der beyden letzten Fälle ſtatt hat, den Schluß machen können: alle A ſeyen B. Denn da gehört A unter die Gattung C, weil alle A, C ſind. Es haben aber alle A das Prädicat D, welches den Arten P, Q, R ꝛc. nicht zukömmt, oder der Art B allein zukömmt. Demnach gehört A ganz unter die Art B, oder: alle A ſind B.

§. 178. Um nun zu zeigen, daß auf dieſe Art, um den letzten Satz zu beweiſen, die Mühe erſpart wird, von zwoen Inductionen, davon hier einzelne Stücke vorkommen, die eine complet zu machen: ſo wollen wir die dabey gebrauchten Sätze zuſammennehmen. Es ſind folgende:

Alle B ſind C, D.
Alle A ſind C, D.
C iſt entweder B, oder P, oder Q, oder R ꝛc.
Etliche D ſind nicht P.
Oder auch: Etliche C ſind nicht D.

Von dieſen Sätzen würden die beyden erſten eine ſehr unvollſtändige Induction geben. Und in Anſehung des dritten Satzes erſpart man ſich die Mühe, den Begriff D von jeder der Arten P, Q, R ꝛc. beſonders zu verneinen, weil man vermittelſt des erſten und eines der beyden letzten Sätze, ohne ſolche Induction findet, daß D dem B allein zukomme; und dieſes iſt genug, um ſodann den Schluß zu ziehen, daß alle A, B ſeyn.

§. 179. Die Möglichkeit dieſer beträchtlichen Abkürzung, die uns ſtatt der Wahrſcheinlichkeit die Gewißheit giebt, gründet ſich ſchlechthin darauf, daß die Eintheilung der Gattung C in ihre nächſten Arten B, P, Q, R ꝛc. richtig gemacht ſey. Dieſe Genauigkeit vorausgeſetzt, erſtreckt ſich ebenfalls auf die in der Dianoiologie angegebene Zeichnung, welche für gegenwärtigen Fall ſo ausfällt:

. . . . D——d
C——————————— c
B——b, P——p, Q——q, R—r, ...
A—a.

Man fängt nämlich bey der Gattung C an, und ſetzt ihre Arten B, P, Q, R ꝛc. unter dieſelbe (Dianoiolog. §. 188.). So dann folgt aus den Sätzen:

Alle B ſind D
Etliche C ſind nicht D

daß die Ausdehnung von D nicht kleiner als die von B, aber auch nicht größer ſeyn könne (§. 177. No. 2, und Dianoiol. §. 181.). Man macht ſie demnach nicht nur gleich, ſondern ſetzt D gerade über B. Endlich aus dem Satze:

Alle A ſind D

folgt, daß A unter D zu ſtehen komme, und wenigſtens von nicht größerer Ausdehnung ſey (Dianoiol. §. 181.). Demnach wird A ganz unter D geſetzt. So ſind nun die beyden andern Sätze:

Alle

Alle B ſind C.
Alle A ſind C.

an ſich ſchon gezeichnet, und die Zeichnung giebt außer dem Satze

Alle A ſind B

welchen wir eigentlich finden wollten, noch eine Menge anderer an. Z. E. daß A weder P, noch Q, noch R ꝛc. ſey, daß D ebenfalls davon ausgeſchloſſen werde, daß ſowohl C, als D, als B dem A particular zukomme, und zwar C nothwendig nur particular, D und B wenigſtens particular ꝛc. Wir müſſen aber noch anmerken, daß ungeacht in der Zeichnung D und B gleiche Ausdehnung haben, dieſes nur in Abſicht auf die Gattung C iſt. Denn aus den Sätzen

Etliche C ſind nicht D, alle B ſind D

und aus der Natur der Eintheilung folgt nur, daß diejenigen C nicht D ſind, welche P, Q, R ꝛc. ſind. Dabey bleibt nun möglich, daß alle D C ſind, aber es bleibt auch möglich, daß etliche D nicht C ſind. Dieß iſt der Grund, warum wir in der Zeichnung der Linie D d Punkte vorgeſetzt haben (Dianoiol. §. 179.), weil es unbeſtimmt bleibt, ob D nicht müſſe vorwärts verlängert werden. Wir wollen ein Beyſpiel aus der Geometrie, und zwar von den Kegelſchnitten, anführen, weil ihre Eintheilung in Ellipſen, Parabeln und Hyperbeln genau getroffen iſt. Unter die Ellipſen rechnen wir die Circul mit, weil ein Circul die rundeſte oder abſolute runde Ellipſe iſt. Man ſetze demnach

C = Kegelſchnitt.
B = Ellipſe.
P = Parabel.
Q = Hyperbel.
A = Circul.
D = in ſich kehrende Linie,

ſo wird man die ganze Aufgabe und jede vorangeführte Sätze dabey anwenden können. Die Punkte, ſo wir vor D gezeichnet, gelten, weil nicht alle in ſich kehrende Linien Kegelſchnitte ſind. Hingegen würden ſie wegfallen, wenn wir dem D noch die Beſtimmung: vom zweyten Grade, beygefügt hätten. R und die angehängten Punkte fallen weg, weil die Eintheilung nur drey Glieder hat, und die Linie C endet ſich mit Q ꝛc. Uebrigens führen wir dieſes Beyſpiel nur in ſo ferne an, als es hier angewandt werden kann. Denn die Eintheilung der Kegelſchnitte, die wir dabey angenommen haben, iſt nur in einer beſondern Abſicht, und noch nicht ſo genau, daß was nicht allen Arten zukömmt, nur einer derſelben zukomme. Denn ſo haben in andern Abſichten betrachtet, Circul und Parabeln verſchiedenes gemein, das den Ellipſen und Hyperbeln nicht zukömmt, und hinwiederum läßt ſich von beyden leztern verſchiedenes ſagen, das von beyden erſtern nicht kann geſagt werden.

§. 180. Wir haben den bisher (§. 177. ſeqq.) betrachteten Fall nur angeführt, um dadurch zu zeigen, daß die (§. 176.) vorgelegte Frage zuweilen angehe, und auch mit Erſparung der Argumente und Inductionen eine Gewißheit erhalten werden könne, und daß es, wenn die Argumente in der That zureichend oder gar im Ueberfluſſe vorhanden ſind, öfters nur daran liege, daß man, an ſtatt ſie ohne Auswahl aufzuhäufen, ſich bemühe, ſie von der Seite zu betrachten, von welcher ſie einen vollſtändigen Beweis angeben, der auch als ein ſolcher in logiſcher Form könne vorgetragen werden. Und dieſes geht um deſto ehender an, je mehr man ſich die verſchiedenen Wege und Umwege zu beweiſen bekannt gemacht hat. Der hier ausführlicher entwickelte beut uns in dieſer Abſicht Anläße zu

ver-

verſchiedenen Anmerkungen an, die wir noch kürzlich anzeigen wollen. Einmal iſt er ein Beyſpiel zu der in der Dianoiologie (§. 444—467.) vorgetragenen Aufgabe, und zeigt zugleich, daß noch mehrere zurückbleiben, wenn man da, wo die Argumente zureichend oder gar überhäuft ſind, das was ein jedes in Abſicht auf den Beweis auf ſich hat, logiſch ausdrückt, und aus dieſen *Datis* die Form des Beweiſes zu beſtimmen ſucht. Sodann geben beſonders die zween letzten Fälle des §. 177. ein ſehr allgemeines Beyſpiel zu der in der Dianoiologie (§. 394. ſeqq.) vorgetragenen Frage, wieferne man von einigen auf alle ſchließen könne? Welches wir hier um deſto mehr anmerken, weil wir dieſen Fall daſelbſt nicht betrachtet haben. Ferner erhellet auch aus der (§. 179.) angegebenen Conſtruction oder Zeichnung, was wir in der Dianoiologie (§. 194.) überhaupt von derſelben angemerkt haben, daß ſie ungleich brauchbarer ſeyn würde, wenn unſere Erkenntniß beſtimmter wäre. Denn ſo unbeſtimmt wir hier die Zeichnung laſſen mußten, ſo ſtellte ſie uns aus wenigern Datis jede Sätze mit einem male vor Augen, die ſich aus den Datis (§. 178.) ſchließen laſſen, und gab zugleich die Unbeſtimmtheit der gegebenen Stücke an. Endlich wenn man ſetzt, daß man die (§. 178.) vorgetragenen Sätze aus einem einzeln Fall oder aus wirklich zum Beweiſe eines Satzes aufgehäuften Argumenten abſtrahirt, und mit Weglaſſung der Materie die bloße logiſche Form beybehalten hätte, ſo würde ſowohl die Zeichnung als die andere Auflöſung im eigentlichſten Verſtande ein logiſcher Lehnſatz geweſen ſeyn (Dianoiol. §. 445.), ſo wie man in der angewandten Matheſi Lehrſätze aus der reinen Matheſi gebraucht. Und dieſe letzte Anmerkung iſt von nicht geringer Erheblichkeit, weil ſie in einem einzeln Beyſpiele zeigt, was wir für unzählige an-

dere von der Vernunftlehre zu erwarten hätten, wenn darinn zu ſolchen Lehrſätzen der Weg gebahnt wäre. Man ſehe hierüber (Dianoiol. §. 449. 455. 467.).

§. 181. Die bisher betrachteten Arten von Argumenten ſind gleichſam poſitiv. Man nimmt dabey den Satz, den man beweiſen will, als eine Prämiſſe an, und zeigt, daß jede Folgen, ſo man daraus herleitet, wahr ſind, oder daß er mit andern Wahrheiten, mit welchen man ihn vergleicht, harmonire, oder denſelben wenigſtens nicht widerſpreche (§. 167. 168.). Da es aber bey der bloßen Aufhäufung ſolcher Argumente immer noch wenigſtens ſcheinbare Mängel und Lücken giebt (§. 172. 174.), ſo kommen auch dabey gewöhnlich Zweifel zu heben, und **Einwürfe** zu beantworten vor, die man theils gegen den Satz ſelbſt, theils gegen die in den Argumenten gebrauchte Sätze macht, theils auch von den Lücken hernimmt, die noch ausgefüllt werden müſſen, und die theils in Anzeigen von Möglichkeiten beſtehen, von denen man zeigen muß, daß ſie in Anſehung des Satzes nicht ſtatt haben. Der allgemeine Zweifel aber iſt, daß die Argumente nicht vollſtändig zu beweiſen ſcheinen. Und dieſem kann nicht wohl anders begegnet werden, als daß man ihnen eine logiſche Geſtalt gebe, und zeige, daß ſie ſtricte und vollſtändig erweiſen.

§. 182. Wir können die Lehre von den **Einwürfen** überhaupt in folgende Sätze zuſammenfaſſen.

1. Wenn ein Satz richtig beſtimmt, und zureichend erwieſen iſt, ſo können die Einwürfe höchſtens nur aus **Misverſtändniß** herrühren. Sie werden demnach vermieden, oder man beugt ihnen vor, wenn man den Beweis klar, ausführlich und mit aller Evidenz aus einander ſetzt. Denn ſo wird, wer die Worte verſteht, die Sache zugeben. Dieß iſt der Fall geometriſcher Sätze und Beweiſe.

weiſe. Wer Einwürfe dawider macht, hat die Schuld in ſich zu ſuchen. Sie liegt nicht in der Sache.

2. Iſt hingegen der Satz nicht richtig beſtimmt, es ſey, daß man darinn zu viel oder zu wenig ſage, oder Vieldeutigkeit in den Worten liege: ſo muß man die Vieldeutigkeit heben, und die Einſchränkungen und nähere Beſtimmungen beyfügen, es ſey, daß man ſie in den Satz ſelbſt einſchiebe, oder es nachhole. Wo dieſes verſäumt wird, da ſetzt man ſich gegründeten Einwürfen bloß, und hat es ſich ſelbſt zuzuſchreiben, wenn ſie gemacht werden, oder wenn man ſie zuletzt ſelbſt macht, und in der Beantwortung von dem anfänglichen Vorgeben wiederum ganze Stücke abbrechen muß, wodurch ſelbſt auch die Nettigkeit des Vortrags verderbt wird.

3. Iſt endlich der Satz richtig beſtimmt, aber nicht vollſtändig oder nicht zureichend erwieſen, es ſey, daß man einzelne Theile des Satzes unbewieſen gelaſſen, oder den Beweis nicht bis auf unbeſtrittene Gründe entwickelt, oder in der Form der Schlüſſe und ihres Zuſammenhanges gefehlt habe: ſo giebt es ebenfalls wiederum gegründete Einwürfe, deren Beantwortung man, ohne der Nettigkeit des Vortrags Abbruch zu thun, nicht füglich nachholen kann, ſondern denen man durch die genauere Entwicklung des Beweiſes viel natürlicher begegnet.

4. Kann man, an ſtatt einen directen Beweis zu führen, die Einwürfe wider den Satz abzählen, und jeden beſonders heben, ſo iſt der Satz indirecte, und in Form eines Polylemma erwieſen.

§. 183. Bey der Aufhäufung der Argumente bleibt man aber auch hierinn zurücke, oder man ſcheint wenig-

ſtens zurücke zu bleiben, weil man zwar Gründe anbringt, und Einwürfe beantwortet, aber dabey unausgemacht läßt, ob erſtere zureichend, und leztere alle mitgenommen ſind. Es kann beydes ſeyn, aber die Form des Vortrags giebt es nicht an. Denn ſonſt würde der Beweis, daß die Gründe zureichend ſind, die Beantwortung der Einwürfe überflüßig machen, oder auch hinwiederum würden die Gründe wegbleiben können, wenn man bewieſen hätte, daß außer den beantworteten Einwürfen keine andere gemacht werden können. Wir haben übrigens die vorigen vier Sätze (§. 182.) deswegen angeführt, weil ſie ebenfalls zum Leitfaden dienen können, wenn man ein *Cahos* von Argumenten aus einander leſen, und ſie in logiſche Form bringen will, um ſodann beurtheilen zu können, ob ſich nicht ein netter und vollſtändiger Beweis aus denſelben herausbringen laſſe: Denn dieſes iſt, wenn die Argumente in der That zureichend ſind, an ſich betrachtet, allemale möglich, und die Schwierigkeit liegt immer nur in der Art, wie man es anzugreifen habe.

§. 184. Um nun wiederum zu der Betrachtung des Wahrſcheinlichen zurücke zu kehren, ſo merken wir an, daß die oben (§. 169.) angegebene Berechnung der Grade der Wahrſcheinlichkeit eigentlich nur da angeht, wo jedes Argument von dem andern unabhängig iſt. Denn ſo trägt jedes für ſich dazu bey, die Unwahrſcheinlichkeit zu vermindern, dergeſtalt, daß, wenn ein einziges gewiß iſt, oder wenn man von einem einzigen weiß, daß es in einem vorgegebenen Fall zutreffe, die übrigen dadurch überflüßig werden. Denn ſo iſt die Frage, ob Cajus aus mehreren Haufen Zetteln wenigſtens einen gültigen ziehen werde, bald entſchieden, wenn auch nur in einem dieſer Haufen lauter gültige ſind.

Cajus darf nur nach dieſen greifen, um den Zweifel ſo gleich zu heben.

§. 185. Hingegen iſt es ganz anders, wenn die Wahrſcheinlichkeit eines Schlußſatzes aus der Wahrſcheinlichkeit der Vorderſätze ſolle beſtimmt werden. Denn da laſſen ſich die Vorderſätze nicht als einzelne und von einander unabhängige Argumente anſehen, weil der Schlußſatz nothwendig von beyden zugleich abhängt; ſo daß der Schlußſatz nur alsdann zutrifft, wenn die Vorderſätze alle zutreffen. Dieſes vorausgeſetzt, ſo läßt ſich die Berechnung der Wahrſcheinlichkeit eines Schlußſatzes auch von ganzen Schlußketten ebenfalls auf die Theorie der Glücksſpiele reduciren. Wir wollen zu dieſem Ende wiederum die Haufen Zettel nehmen, und zwar ſo viele als Vorderſätze in der Schlußkette ſind. In jedem Haufen ſey die Anzahl der gültigen zu der Anzahl der ungültigen in eben der Verhältniß, wie die Fälle, in welchen der Vorderſatz zutrifft, zu denen, in welchen er nicht zutrifft. Man ſetze nun, Cajus nehme blindhin von jedem Haufen einen Zettel: ſo iſt die Frage, wie wahrſcheinlich es ſey, daß unter den gezogenen Zetteln kein ungültiger vorkomme, oder daß alle gültig ſeyn? Dieſen Grad der Wahrſcheinlichkeit wird bey der vorgegebenen Schlußkette der Schlußſatz haben. Die Theorie der Glücksſpiele giebt zu dieſer Berechnung folgende Regel: Man multiplicire die Anzahl der geſammten Zettel eines jeden Haufens mit einander; und eben ſo multiplicire man auch die Anzahl der gültigen Zettel eines jeden Haufens mit einander: ſo wird das letzte Product durch das erſte dividirt, den Grad der Wahrſcheinlichkeit des Schlußſatzes angeben. Oder das erſte Product ſtellt die Anzahl aller möglichen Fälle, das letztere aber die Anzahl

derjenigen vor, in welchen der Schlußſatz zutrifft, oder, welches einerley iſt, alle Vorderſätze zugleich zutreffen.

§. 186. Vergleicht man dieſe Berechnung mit derjenigen, ſo wir (§. 169.) für Argumente, die von einander unabhängig ſind, gegeben haben: ſo wird man ſie in vielen Stücken ähnlich, in den übrigen aber ganz entgegengeſetzt finden, ſo daß, was dort die Wahrſcheinlichkeit des Zutreffens vermehrte, ſie hier vermindert, weil die Data und das Quaeſitum ganz umgekehrt ſind. Um ſo viel deſto mehr hat man bey Beſtimmung der Grade der Wahrſcheinlichkeit auf den Unterſchied zu ſehen, ob die Argumente von einander abhängen oder nicht. Und da bey Schlußketten jeder Vorderſatz, der nur wahrſcheinlich iſt, die Wahrſcheinlichkeit des Schlußſatzes vermindern hilft; ſo ſieht man überhaupt, daß es mit ſolchen Schlußketten eine mißliche Sache iſt, wobey man mehrere eben nicht in einem größern Grad wahrſcheinliche Sätze gebraucht.

§. 187. Wir wollen aber nicht ſo ſchlechthin bey dieſer Berechnung ſtehen bleiben, ſondern die Gründe, worauf ſie beruht, etwas genauer betrachten. Und dieſes iſt hier um deſto nothwendiger, weil die Theorie von den wahrſcheinlichen Schlüſſen und Schlußketten einen beträchtlichen Theil der **Vernunftlehre des Wahrſcheinlichen** ausmacht. Zu dieſem Ende werden wir damit anfangen, daß wir ſehen, was eigentlich ein **wahrſcheinlicher** Satz iſt, woher ſie entſtehen, und wie das **Wahrſcheinliche** derſelben ſich von dem **Wahren** und von dem **Gewiſſen** unterſcheide? Zu dieſem Ende merken wir an, daß die oben (§. 154. ſeqq.) betrachtete Abzählung der Fälle, ſo ſehr man ſie auch zur Beſtimmung der Grade der Wahrſcheinlichkeit gebrauchen kann, an ſich ſelbſt dennoch nicht bloß wahrſcheinliche, ſondern wahre, gewiſſe und beſtimmte Sätze an-

gebe.

gebe. Denn dieſe Abzählung wird jedesmal an ſich ſchon durch die Verſicherung oder wenigſtens durch die Vermuthung veranlaßt, daß einige A, B ſind. Man nimmt ſie auch ſodann nur vor, um zu finden, wie viele es ſind, und wie viele es hingegen nicht ſind, oder wenigſtens um die Verhältniß zwiſchen beyden Claſſen zu finden, es mag nun a priori oder a poſteriori geſchehen. Findet man nun, daß B allen A zukomme, ſo hat man einen Satz, von deſſen **Wahrheit** und **Allgemeinheit** man **verſichert** iſt, und da iſt vom **Wahrſcheinlichen** keine Rede mehr. Eben dieſes gilt auch, wenn man findet, daß kein A, B iſt. Auf gleiche Art, wenn man findet, daß nur ein gewiſſer Theil von allen A, z. E. $\frac{3}{4}$ Theile das Prädicat B haben; ſo hat man zween Sätze:

$\frac{3}{4}$ A ſind B.
$\frac{1}{4}$ A iſt nicht B.

Dieſe Sätze laſſen nun nichts mehr zu beſtimmen übrig, als nur, wenn man etwan diejenigen A, die B ſind, von denen, die nicht B ſind, durch andere Merkmale zu unterſcheiden und kenntlich zu machen ſuchen will. Wenn man aber auch dieſes unterläßt, ſo ſind ſolche Sätze nicht mehr bloß wahrſcheinlich, weil man gewiß weiß, daß nicht bloß etwan **etliche**, ſondern $\frac{3}{4}$ von allen Individuis, die A ſind, das Prädicat B haben, und $\frac{1}{4}$ es nicht haben. Beyde Sätze ſind particular, aber der Grad der Particularität iſt dabey beſtimmt.

§. 188. In ſo fern ſolche Sätze particular ſind, laſſen ſie ſich wie jede andere Particularſätze in Schlußreden gebrauchen, und man reicht damit nicht weiter, wenn man nicht auf den Grad der Particularität oder andere nähere Beſtimmungen ſehen will, dergleichen wir in der Dianoiologie (§. 235. ſeqq.) einige angeführt haben. So kann auch der Grad der Particula-

ritåt Schlußreden zulåßig machen, die ohne denſelben nicht angehen würden. Z. E.

$\frac{3}{4}$ A ſind B
$\frac{2}{3}$ A ſind C
folglich etliche C ſind B.

Dieſer Schluß folgt, weil $\frac{3}{4} + \frac{2}{3} > 1$ iſt, und demnach wenigſtens $\frac{5}{12}$ A ſeyn müſſen, welche B und C zugleich ſind.

§. 189. Man habe nun zween Såtze

$\frac{3}{4}$ A ſind B
C iſt A,

ſo iſt die Frage, welch ein Schluß daraus könne gezogen werden, weil ſie das gemeinſame Mittelglied A haben? Wir ſetzen hiebey voraus, beyde Såtze ſeyen wahr und beſtimmt; nåmlich in Anſehung des Oberſatzes ſey man verſichert, daß weder mehr noch minder als $\frac{3}{4}$ von den ſåmtlichen A, das Prådicat B haben; und in Anſehung des Unterſatzes ſey C ein Indiuiduum, und man wiſſe, daß es A iſt. Weiß man nun nicht mehr als dieſes, ſo bleibt es abſolute unerörtert, ob C unter die $\frac{3}{4}$ A gehöre, die B ſind, oder unter die $\frac{1}{4}$ A, die nicht B ſind? Denn wåre dieſes entſchieden, ſo würde der Schluß bald gemacht ſeyn, ob B dem C zukomme, oder nicht? und die völlige Gewißheit wåre wiederum da. So aber, da wir ſetzen, man wiſſe von C weiter nichts, als daß es A ſey, können wir den Schluß nicht weiter beſtimmen, als: es ſey vermuthlicher, daß B dem C zukomme, als aber, daß es ihm nicht zukomme. Denn da unter 4 A immer 3 ſind, ſo das Prådicat B haben, und da in Anſehung des C alle Auswahl wegbleibt; ſo iſt es auch 3mal vermuthlicher, daß C unter den A ſey, die B ſind, als aber unter denen, die es nicht ſind. Wenn man demnach den Schluß zieht, daß C, B ſey, ſo iſt dieſer Schluß nicht völlig gewiß,

wiß, ſondern es geht ihm $\frac{1}{4}$ an der Gewißheit ab, das will ſagen, ſeine Wahrſcheinlichkeit iſt $\frac{3}{4}$. Dieſes drücken wir nun folgendermaßen aus:

C iſt $\frac{3}{4}$ B.

Um aber bey dieſer Art, wahrſcheinliche Sätze vorzuſtellen, eine Zweydeutigkeit zu vermeiden, ſo merken wir an, daß der zwiſchen das Bindwörtgen iſt und das Prädicat B geſetzte Bruch, nicht das Prädicat, ſondern das Bindwörtgen angehe. Denn würde man denſelben als dem Prädicat beygefügt anſehen, ſo würde er einen Theil ſeiner Merkmale deſſelben anzeigen, ſo wie er in dem Oberſatze

$\frac{3}{4}$ A ſind B

einen Theil von den Indiuiduis, die A ſind, anzeigt. Soll aber ein ſolcher Bruch den Grad der Wahrſcheinlichkeit des Satzes ausdrücken, ſo muß er dem Bindwörtgen beygefügt werden, es ſey, daß man ihn vorſetze oder anhänge. Und auf dieſe Art ſtellte er nicht nur den Grad, ſondern auch den Begriff der Wahrſcheinlichkeit vor, weil die Begriffe ſeyn und nicht ſeyn, keine Gradus intenſitatis haben. Nämlich, entweder C iſt B, oder iſt nicht B. Dabey giebt es kein Mittel. Wenn wir demnach ſagen:

C $\frac{3}{4}$ iſt B

C $\frac{1}{4}$ iſt nicht B.

So zeigen die Brüche $\frac{3}{4}$, $\frac{1}{4}$, im eigentlichſten Verſtande die Wahrſcheinlichkeit der Sätze an. Wir geben dadurch dem iſt $\frac{3}{4}$, dem iſt nicht aber $\frac{1}{4}$, wie wenn wir beydes gegen einander abzuwägen hätten.

§. 190. Der hier gemachte Schluß

$\frac{3}{4}$ A ſind B

C iſt A

folglich C $\frac{3}{4}$ iſt B.

giebt uns nicht nur den Begriff, ſondern auch wenigſtens eine Quelle wahrſcheinlicher Sätze an. Denn hier entſteht die Wahrſcheinlichkeit aus der Verbindung einer abſoluten Ungewißheit mit zween wahren beſtimmten und gewiſſen Sätzen. Die Ungewißheit liegt darinn, ob das Mittelglied in beyden Vorderſätzen einerley ſey, oder ob C, weil es doch A iſt, unter die A gehöre, die B ſind, oder unter die, ſo nicht B ſind? Dieſes haben wir als ganz dahingeſtellt angenommen, und ſo bliebe, um den Schluß zu ziehen, kein anderer Grund, als daß $\frac{3}{4}$, und folglich der größere Theil von allen A, B ſind, demnach C wahrſcheinlicher darunter gehöre, als nicht darunter gehöre. Wir haben ferner hiebey C als ein Indiuiduum angeſehen. Stellt es aber eine Art oder Gattung vor, ſo wird zwar der Unterſatz und ſo auch der Schlußſatz allgemein; aber der Grad der Wahrſcheinlichkeit bleibt ungeändert, ſo lange man in Anſehung des Unterſatzes weiter nichts weiß, als daß alle C, A ſind. Denn ſo bleibt es für jedes C dahingeſtellt, ob es unter die A gehöre, die B ſind, oder unter die, ſo nicht B ſind. Demnach iſt der Schluß:

$\frac{3}{4}$ A ſind B.
Alle C ſind A.
Alle C $\frac{3}{4}$ ſind B.

Und auf gleiche Art

$\frac{3}{4}$ A ſind B.
Etliche C ſind A.
Etliche C $\frac{3}{4}$ ſind B.

Oder noch beſtimmter

$\frac{3}{4}$ A ſind B.
$\frac{2}{3}$ C ſind A.
$\frac{2}{3}$ C $\frac{3}{4}$ ſind B.

§. 191. In allen dieſen Fällen zieht ſich der Grad, ſo die Wahrſcheinlichkeit beſtimmt, aus dem Oberſatz in

in den Schlußſatz. Wir werden nun den Fall umkehren, und zeigen, wie er auch aus dem Unterſatze ſich darein ziehe? Es ſeyen M N P Q die Merkmale des Begriffes B, die ſeinen Umfang ausfüllen, aber es bleibe unbeſtimmt, ob darunter ein eigenes Merkmal von B ſey? Man habe nun die zween Sätze

M N P Q iſt B.
C iſt M N P

ſo läßt ſich wiederum der Schlußſatz

C iſt B

nur wahrſcheinlich ziehen, weil wir ſetzen, daß es dahin geſtellt bleibe, ob C auch noch das Prädicat Q habe. Hier proportionirt ſich nun der Grad der Wahrſcheinlichkeit nach der Gröſze und Anzahl der Prädicate M N P, die man in C ſchon gefunden, zu der Gröſze und Anzahl derer, die noch ſollen gefunden werden. Man ſetze z. E.

$$MNPQ = A$$
$$MNP = \frac{2}{3} A.$$

So iſt der Schluß

Alle A ſind B
C iſt $\frac{2}{3}$ A
folglich C $\frac{2}{3}$ iſt B.

Und dieſer Schluß bleibt, C mag nun allgemein oder particular ſeyn, oder einen beſtimmten Grad der Particularität haben.

§. 192. Aus dieſen beyden einfachern Arten von wahrſcheinlichen Schlüſſen läßt ſich nun leicht die dritte zuſammenſetzen. Sie wird ſo ausfallen:

$\frac{3}{4}$ A ſind B.
C iſt $\frac{2}{3}$ A.
folglich C $\frac{1}{2}$ iſt B.

Denn hier wird die Wahrſcheinlichkeit des einen Vorderſatzes in Verhältniß der Wahrſcheinlichkeit des an-

dern vermindert. Man kann demnach für den Schlußſatz nur $\frac{2}{3}$ von den $\frac{3}{4}$, das iſt, nur $\frac{2}{4}$ oder $\frac{1}{2}$ nehmen.

§. 193. Macht man in dieſem Schluſſe den Oberſatz verneinend, ſo kömmt

$$\frac{1}{4}\text{A ſind nicht B}$$
$$\text{C iſt } \frac{2}{3}\text{ A}$$
$$\text{folglich C } \frac{1}{6}\text{ iſt nicht B.}$$

Demnach iſt die Wahrſcheinlichkeit, daß der Schlußſatz verneinend ſey $\frac{1}{6}$, hingegen, daß er bejahend ſey $\frac{1}{2}$. Beyde Wahrſcheinlichkeiten zuſammen geben $\frac{1}{6}+\frac{1}{2}=\frac{2}{3}$, welches die Wahrſcheinlichkeit des Unterſatzes iſt. Und mehr bringt man ſo wohl der Rechnung als der Natur der Schlüſſe nach nicht heraus. Denn man kann in der erſten Figur der Schlußreden den Unterſatz nicht verneinend ſetzen, weil, wenn er verneinend iſt, es unbeſtimmt bleibt, wie der Schlußſatz ausſehen werde. Demnach finden wir in denen Fällen, wo der Unterſatz in die Wahrſcheinlichkeit des Schlußſatzes einen Einfluß hat, nur denjenigen Theil der Wahrſcheinlichkeit des Schlußſatzes, der ſich aus der Form der Schlußrede und ihren Regeln beſtimmen läßt. Man ſetze nämlich eine Anzahl Fälle, wo Vorderſätze vorkommen, die den beyden hier vorgetragenen der Art und den Graden nach ähnlich ſind, ſo wird der Schlußſatz bey der Hälfte dieſer Fälle bejahend, bey einem $\frac{1}{6}$ derſelben verneinend ſeyn, und bey dem $\frac{1}{3}$, der übrig bleibt, iſt es vollends unbeſtimmt, ob er ganz oder zum Theil bejahe oder verneine.

§. 194. Man nenne das bejahende a, das verneinende e, das unbeſtimmte u: ſo wird in Abſicht auf das Mittelglied der zuſammengeſetzteſte Fall dieſer ſeyn:

$$\left(\tfrac{2}{3}a+\tfrac{1}{4}e+\tfrac{1}{12}u\right)\text{ A ſind B.}$$
$$\text{C iſt }\left(\tfrac{3}{5}a+\tfrac{2}{5}u\right)\text{ A.}$$
$$\text{folglich C, }\left(\tfrac{2}{5}a+\tfrac{3}{20}e+\tfrac{9}{20}u\right)\text{ iſt B.}$$

Um

Um dieſe Formel, welche in Abſicht auf die Zahlen nur ein einzelnes Beyſpiel iſt, zu erklären und zu beweiſen, merken wir an:

1. In dem Oberſatze bedeutet $(\frac{2}{3}a + \frac{1}{4}e + \frac{1}{12}u)$, daß von allen Individuis, die A ſind, oder von allen A, $\frac{2}{3}$ ſeyn, denen B gewiß zukomme, $\frac{1}{4}$, denen es nicht zukomme, und $\frac{1}{12}$ von denen es unbeſtimmt bleibt, ob ſie B ſeyn oder nicht. Auf dieſe Art ſind gleichſam 3 Oberſätze in einen zuſammengezogen, und da $\frac{2}{3} + \frac{1}{4} + \frac{1}{12} = 1$ iſt, ſo ſieht man, daß in dieſem Schluſſe aller A Rechnung getragen werde.

2. In dem Unterſatze ſtellt $(\frac{3}{5}a + \frac{2}{5}u)$ die Summe der Merkmale des B vor. Von $\frac{3}{5}$ derſelben weiß man, daß ſie dem C zukommen, von den übrigen $\frac{2}{5}$ bleibt es noch unbeſtimmt. Der Theil, der e wäre, kann hier nicht ſtatt finden. Denn wenn auch nur ein Merkmal in B wäre, von dem man wüßte, daß es nicht in C iſt, ſo wäre der Unterſatz gewiß verneinend, und folglich der Schlußſatz durchaus unbeſtimmt.

3. Nun wird $(\frac{2}{3}a + \frac{1}{4}e + \frac{1}{12}u)$ mit $(\frac{3}{5}a + \frac{2}{5}u)$ multiplicirt, und das Product in 3 Claſſen getheilt.

$$\begin{array}{llll} \frac{2}{5}aa & + \frac{3}{20}ae & + \frac{3}{60}au. & \\ & & + \frac{4}{12}au. & \\ & & + \frac{2}{20}eu. & \\ & & + \frac{2}{60}uu. & \\ \hline \frac{2}{5}a & + \frac{3}{20}e & + \frac{9}{20}u. & \end{array}$$

Nämlich, was mit u behaftet iſt, gehört in eine Claſſe, oder zu dem unbeſtimmten Theil des Schlußſatzes, das ae in die zweyte oder zu dem verneinenden Theile, das aa in die dritte, oder zu dem bejahenden Theile.

4. Der Schlußſatz will demnach ſagen, daß unter 20 Fällen, wo Schlüſſe von dieſer Art und Graden unausgeſucht vorkommen, 8 bejahen, 3 verneinen, 9 unbeſtimmt bleiben: oder aber in einem einzelnen Fall habe man 8 Gründe den Schlußſatz zu bejahen, 3 Gründe ihn zu verneinen, 9 Gründe nichts zu ſchließen oder es dahin geſtellt zu laſſen.

§. 195. Man ſieht leicht, daß in erſt vorgelegter Formel die Begriffe C und B ähnliche Beſtimmungen haben können, wie das Mittelglied A. Sie kommen aber zugleich mit dieſen Beſtimmungen in den Schlußſatz, jedoch mit einigem Unterſchiede, den wir für einfachere Fälle anzeigen wollen. Man habe den Schluß:

Alle A ſind B.
($\frac{3}{4}a + \frac{1}{6}e + \frac{1}{12}u$) C ſind A.
folglich ($\frac{3}{4}a + \frac{1}{4}u$) C ſind B.

Hier wird das $\frac{1}{6}e + \frac{1}{12}u$ zuſammengezogen in $\frac{1}{4}u$ verwandelt. Denn $\frac{1}{6}e$ in dem Unterſatze zeigt an, man wiſſe daß $\frac{1}{6}$ C nicht B ſind. Da nun in der erſten Figur aus einem verneinenden Unterſatze nichts beſtimmtes folgt, ſo iſt der Schlußſatz für die $\frac{1}{6}e$ ſo gut unbeſtimmt, als für die $\frac{1}{12}u$. Demnach zieht man beyde zuſammen.

§. 196. Hat man hingegen
alle A ſind ($\frac{2}{3}a + \frac{1}{3}u$) B
alle C ſind A
folglich alle C ſind ($\frac{2}{3}a + \frac{1}{3}u$) B

ſo folgt hier der Schlußſatz richtig, und B behält darinn die Beſtimmung die es im Oberſatze hatte. Denn der Oberſatz will ſagen: A habe $\frac{2}{3}$ der Merkmale des B, von dem übrigen $\frac{1}{3}$ wiſſe man es nicht. Da nun auch C unter A gehört, ſo gilt dieſe Ausſage von C ebenfalls.

§. 197. Setzt man nun beyde Fälle zuſammen, ſo iſt der Schluß:

Alle

Alle A ſind ($\frac{2}{3}$ a + $\frac{1}{3}$ u) B
($\frac{3}{4}$ a + $\frac{1}{6}$ e + $\frac{1}{12}$ u) C ſind A
folglich ($\frac{3}{4}$ a + $\frac{1}{4}$ u) C ſind ($\frac{2}{3}$ a + $\frac{1}{3}$ u) B.

Dieſer Schlußſatz will nun ſagen: man wiſſe von $\frac{3}{4}$ C gewiß, daß ſie $\frac{2}{3}$ der Merkmale des B haben, ob ſie aber auch den übrigen $\frac{1}{3}$ haben, bleibe dahingeſtellt; und ſo bleibe auch von dem übrigen $\frac{1}{4}$ der C vollends unbeſtimmt, ob ihnen etwas von B zukomme oder nicht. Wir haben in dieſen drey letzten Formeln (§. 195. ſeqq.) das Mittelglied freygelaſſen, weil auf dieſe Art deutlicher erhellet, daß die Wahrſcheinlichkeit ſich nur von demſelben, und nicht von den beyden andern Gliedern der Vorderſätze in das Bindwörtgen des Schlußſatzes zieht. Denn in der letzten Formel, welche von dieſer Art die zuſammengeſetzteſte iſt, bleibt das Bindwörtgen im Schlußſatze noch frey, und es iſt darinn nur vom Gewiſſen und vollends Unbeſtimmten, vom Wahrſcheinlichen aber gar nicht die Rede. Und wenn auch ein Theil von dem u etwan einen Grad der Wahrſcheinlichkeit hätte, den man beſonders vorſtellen wollte, ſo würde das Bindwörtgen des Schlußſatzes dennoch frey bleiben, daferne man denſelben nicht in etliche beſondere Sätze zerfällen wollte. Um dieſes durch ein einziges Beyſpiel zu erläutern; ſo ſetze man den Schluß

A iſt ($\frac{2}{3}$ a + $\frac{1}{3}$ a $\frac{1}{4}$) B
($\frac{3}{4}$ a + $\frac{1}{4}$ a $\frac{1}{2}$) C iſt A
folglich ($\frac{3}{4}$ a + $\frac{1}{4}$ a $\frac{1}{2}$) C iſt ($\frac{2}{3}$ a + $\frac{1}{3}$ a $\frac{1}{4}$) B

wo wir in dem Oberſatze durch $\frac{1}{3}$ a $\frac{1}{4}$ B verſtehen, daß man $\frac{1}{4}$ gr. der Gewißheit habe, von A zu vermuthen, daß ihm $\frac{1}{3}$ der Merkmale des B zukomme; in dem Unterſatze aber durch $\frac{1}{4}$ a $\frac{1}{2}$ C anzeigen, man habe $\frac{1}{2}$ gr. der Gewißheit, daß einem $\frac{1}{4}$ Theil der C das Prädicat A zukomme, ſo wird ſich der Schlußſatz in folgende 4 Sätze zerfällen laſſen:

$\frac{3}{4}$ C iſt

$\frac{3}{4}$ C iſt $\frac{2}{3}$ B.
$\frac{3}{4}$ C $\frac{1}{4}$ iſt $\frac{1}{3}$ B.
$\frac{1}{4}$ C $\frac{1}{2}$ iſt $\frac{2}{3}$ B.
$\frac{1}{4}$ C $\frac{1}{8}$ iſt $\frac{1}{3}$ B.

Dieſe Sätze wären ebenfalls aus 4 beſondern Schlußreden gefolgt, in welche ſich die vorgegebene zerfällen läßt. Nämlich

A iſt $\frac{2}{3}$ B	A $\frac{1}{4}$ iſt $\frac{1}{3}$ B	A iſt $\frac{2}{3}$ B	A $\frac{1}{4}$ iſt $\frac{1}{3}$ B
$\frac{3}{4}$ C iſt A	$\frac{3}{4}$ C iſt A	$\frac{1}{4}$ C $\frac{1}{2}$ iſt A	$\frac{1}{4}$ C $\frac{1}{2}$ iſt A
$\frac{3}{4}$ C iſt $\frac{2}{3}$ B	$\frac{3}{4}$ C $\frac{1}{4}$ iſt $\frac{1}{3}$ B	$\frac{1}{4}$ C $\frac{1}{2}$ iſt $\frac{2}{3}$ B	$\frac{1}{4}$ C $\frac{1}{8}$ iſt $\frac{1}{3}$ B

Bey ſolchen zerfällten Slußſätzen aber vergißt man leicht, daß von einerley $\frac{3}{4}$ C, $\frac{1}{4}$ C, $\frac{2}{3}$ B, $\frac{1}{3}$ B die Rede iſt.

§. 198. Wenn man einen Satz hat, wo ſowohl das Bindwörtgen als die beyden Glieder keine Einheit ſind, z. E.

$\frac{4}{5}$ A $\frac{1}{3}$ iſt $\frac{3}{8}$ B.

ſo iſt hier eigentlich nur der dem Bindwörtgen beygefügte Bruch, der ſo die Wahrſcheinlichkeit beſtimmt, und wo dieſer wegbleibt, ſo ſtellt der Satz, ſo weit er reicht, einen wahren und gewiſſen Satz vor. Man ſetze nun, daß man weder von den übrigen A noch von den übrigen Merkmalen des B nichts beſtimmtes wiſſe, ſo iſt es an ſich möglich, die dem A und B zugeſetzte Brüche in das Bindwörtgen zu ziehen. Der Satz nämlich giebt an, man wiſſe mit $\frac{1}{3}$ Gewißheit, daß $\frac{4}{5}$ von den Indiuiduis A, $\frac{3}{8}$ von den Merkmalen des B haben. Fragt man nun, wie **wahrſcheinlich** es ſey, daß der ganze Begriff B allen A zukomme? ſo wird man leicht antworten, die Wahrſcheinlichkeit ſey $= \frac{4}{5} \cdot \frac{1}{3} \cdot \frac{3}{8} = \frac{1}{10}$. Demnach

A $\frac{1}{10}$ iſt B.

Und in dieſen Satz kann überhaupt betrachtet, der vorgelegte

$\frac{4}{5}$ A

$\frac{4}{5}$ A $\frac{1}{3}$ iſt $\frac{3}{8}$ B

verwandelt werden, wenn man die Beſtimmungen, die derſelbe mehr hat, will fahren laſſen. Denn der Satz

A $\frac{1}{10}$ iſt B

mengt nun ohne Unterſchied alle Indiuidua A, und alle Merkmale des B ſo durch einander, daß die $\frac{4}{5}$ A, von denen man mit $\frac{1}{3}$ Gewißheit wußte, daß ſie $\frac{3}{8}$ der Merkmale des B hatten, nunmehr mit denen vermengt ſind, von denen man vollends nichts weiß; und eben ſo ſind auf dieſe Art auch die $\frac{3}{8}$ Merkmale des B mit den übrigen $\frac{5}{8}$, von welchen man nichts wußte, vermengt, weil das $\frac{1}{10}$, womit das Bindwörtgen darinn behaftet iſt, über den ganzen Satz eine gleichförmige Wahrſcheinlichkeit ausbreitet, die aus dem Satze

$\frac{4}{5}$ A $\frac{1}{3}$ iſt $\frac{3}{8}$ B

gar nicht folgt, ſondern nur willkührlich angenommen wird. Wir merken dieſes hier an, um den Unterſchied dieſes Willkührlichen von dem Nothwendigen anzuzeigen, welches bey den Schlüſſen ſtatt findet, wo die Wahrſcheinlichkeit des Schlußſatzes aus dem Mittelgliede der Vorderſätze entſpringt. Denn dieſe breitet ſich nothwendig gleichförmig über den ganzen Schlußſatz aus (§. 190. 191.), es ſey denn, daß die Ungleichförmigkeit ſich ſchon in den Vorderſätzen finde, welches aber, wenn das Bindwörtchen in denſelben frey iſt, auf die (§. 194. ſeqq.) beſchriebene Art kann vermieden werden.

§. 199. Sind die Vorderſätze ſelbſt nur wahrſcheinlich, ſo iſt die Wahrſcheinlichkeit des Schlußſatzes das Product ihrer Wahrſcheinlichkeit. Z. E.

A $\frac{2}{3}$ iſt B.
C $\frac{3}{4}$ iſt A.
C $\frac{1}{2}$ iſt B.

Iſt

Iſt aber das Mittelglied ebenfalls mit Brüchen behaftet, ſo wird die Wahrſcheinlichkeit des Schlußſatzes auch dadurch geringer. Z. E.

$\frac{5}{6}$ A $\frac{2}{3}$ iſt B.
C $\frac{3}{4}$ iſt $\frac{4}{5}$ A.
C $\frac{1}{3}$ iſt B.

Denn $\frac{5}{6} \cdot \frac{2}{3} \cdot \frac{3}{4} \cdot \frac{4}{5} = \frac{1}{3}$.

§. 200. Auf gleiche Art läßt ſich die Wahrſcheinlichkeit ganzer Schlußketten beſtimmen, wenn man die Brüche, womit nicht nur die Bindwörtchen ſondern auch die Mittelglieder behaftet ſind, mit einander multiplicirt. Z. E.

A iſt $\frac{2}{3}$ B
B $\frac{1}{2}$ iſt $\frac{3}{4}$ C
$\frac{4}{5}$ C $\frac{1}{3}$ iſt $\frac{1}{2}$ D
D $\frac{5}{6}$ iſt E
$\frac{3}{4}$ E $\frac{1}{2}$ iſt F

folglich A $\frac{1}{96}$ iſt F

Man löſe, um dieſes zu beweiſen, die Kette nur in einzelne Schlüſſe auf, ſo hat man

B $\frac{1}{2}$ iſt $\frac{3}{4}$ C	$\frac{4}{5}$ C $\frac{1}{3}$ iſt $\frac{1}{2}$ D	D $\frac{5}{6}$ iſt E	$\frac{3}{4}$ E $\frac{1}{2}$ iſt F
A iſt $\frac{2}{3}$ B	A $\frac{1}{3}$ iſt $\frac{3}{4}$ C	A $\frac{1}{15}$ iſt $\frac{1}{2}$ D	A $\frac{1}{36}$ iſt E
A $\frac{1}{3}$ iſt $\frac{3}{4}$ C	A $\frac{1}{15}$ iſt $\frac{1}{2}$ D	A $\frac{1}{36}$ iſt E	A $\frac{1}{96}$ iſt F

§. 201. In ſolchen Schlußketten kann nur der letzte Satz verneinend ſeyn, weil die übrigen den Schlußſatz durchaus unbeſtimmt machen würden. Wenn wir demnach für den letzten Satz

$\frac{3}{4}$ E $\frac{1}{2}$ iſt F

den darinn unbeſtimmt gelaſſenen $\frac{1}{4}$ als gewiß verneinend anſehen, ſo wird er

$\frac{1}{4}$ E iſt nicht F

ſeyn,

ſeyn, und dieſes macht den Schlußſatz

$A \frac{1}{144}$ iſt nicht F.

Demnach iſt die Wahrſcheinlichkeit, daß der Schlußſatz bejahe $= \frac{1}{96}$, daß er verneine $= \frac{1}{144}$, daß er unbeſtimmt bleibe $= 1 - \frac{1}{96} - \frac{1}{144} = \frac{283}{288}$.

§. 202. Wir werden die größern Verwicklungen, die ſich bey der Beſtimmung der Wahrſcheinlichkeit in Anſehung der erſten Figur der Schlußreden und der daraus zuſammengezogenen Schlußketten gedenken laſſen, hier nicht berühren, ſondern begnügen uns, die erſten Gründe dieſer Berechnung angezeigt zu haben, vermittelſt deren die Theorie davon leicht weiter ausgeführt werden kann. In Anſehung der übrigen drey Figuren werden wir noch kürzer ſeyn, und nur in einigen einfachern Fällen zeigen, daß ſie in Abſicht auf die Wahrſcheinlichkeit von der erſten Figur merklich abgehen. Darinn kommen zwar die Schlußarten jeder Figuren überein, daß wenn in den Vorderſätzen nur das Bindwörtgen mit einem Bruche behaftet iſt, die Beſtimmung der Wahrſcheinlichkeit des Schlußſatzes nach der Regel geſchehe, die wir (§. 199.) für die erſte Figur gegeben haben. Z. E. für die Schlußart

Cameſtus

alle A $\frac{1}{2}$ ſind B
kein C $\frac{2}{3}$ iſt B
kein C $\frac{1}{3}$ iſt A

Darapti

alle A $\frac{3}{4}$ ſind B
alle A $\frac{4}{5}$ ſind C
etliche C $\frac{3}{5}$ ſind B.

&c.

§. 203. Fragt man hingegen, ob oder wie ſich die Wahrſcheinlichkeit von dem Mittelgliede in das Bind-

wörtgen des Schlußſatzes ziehe; ſo hat hierinn jede der drey übrigen Figuren der Schlußarten etwas beſonders. In der zweyten Figur iſt das Mittelglied in beyden Vorderſätzen das Prädicat, und der eine Vorderſatz muß verneinend ſeyn. Dieſem zufolge aber kann deſſelben Prädicat keinen Bruch haben, welcher die Anzahl der dem Subject nicht zukommenden Merkmale anzeigte. Denn der Satz wird ſchlechthin verneinend, wenn auch nur ein einziges Merkmal des Prädicats dem Subject nicht zukömmt. Hingegen kann das Prädicat des bejahenden Vorderſatzes mit einem Bruche behaftet ſeyn, und dieſer Bruch zieht ſich in das Bindwörtgen des Schlußſatzes. Z. E.

alle A ſind $\frac{3}{4}$ B
kein C iſt B
kein C $\frac{3}{4}$ iſt A.

Denn die Gewißheit, daß A dem C nicht zukomme, wäre vollſtändig oder = 1, wenn man wüßte, daß A alle Merkmale des B habe. Nun aber weiß man es nur von $\frac{3}{4}$ dieſer Merkmale, und von dem übrigen $\frac{1}{4}$ bleibt es dahin geſtellt. Demnach weiß man auch nur mit $\frac{3}{4}$ Gewißheit, daß kein C, A ſey; und ſo auch hinwiederum kein A, C ſey.

§. 204. In der dritten Figur iſt das Mittelglied in beyden Vorderſätzen das Subject, und der Schlußſatz wird particular. Sind nun die Subjecte beyder Vorderſätze mit Brüchen behaftet, ſo ſind beyde zwar particular, und in ſo ferne würde der Schlußſatz unbeſtimmt bleiben. Weil aber der Grad der Particularität bey beyden beſtimmt iſt, ſo giebt es Fälle, wo ſich der Schlußſatz nicht nur etwan wahrſcheinlich, ſondern gewiß ziehen läßt. Einen ſolchen Fall haben wir bereits oben (§. 188.) angeführt. Denn wenn beyde Vorderſätze bejahend ſind, und die Summe der Brüche, mit

denen die Subjecte behaftet ſind, iſt größer denn 1, ſo läßt ſich der Schluß ziehen. Auf dieſe Art folgert man mit Gewißheit

$\frac{3}{4}$ A ſind B
$\frac{2}{3}$ A ſind C
etliche C ſind B.

§. 205. Iſt aber dieſe Summe beyder Brüche kleiner denn 1, z. E.

$\frac{1}{4}$ A ſind B
$\frac{1}{3}$ A ſind C

ſo fällt auch die Gewißheit aus dem Schlußſatze weg, wenn derſelbe bejahend ſeyn ſolle. Setzen wir aber die Vorderſätze ſo beſtimmt, daß

$\frac{3}{4}$ A nicht B
$\frac{2}{3}$ A nicht C

ſind, ſo läßt ſich ein verneinender Schluß ziehen. Denn aus den Sätzen

$\frac{3}{4}$ A ſind nicht B
$\frac{1}{3}$ A ſind C

folgt, daß etliche C nicht B ſind. Und zwar wiederum, weil die Summe beyder Brüche $\frac{3}{4} + \frac{1}{3}$ größer als 1 iſt. Unter gleicher Bedingung wird man einen verneinenden Schlußſatz herausbringen, ſo oft die den beyden Subjecten zugeſetzten Brüche ungleich ſind. Z. E. man habe

$(\frac{3}{5}a + \frac{2}{5}e)$ A iſt B
$(\frac{4}{5}a + \frac{1}{5}e)$ A iſt C

ſo folgt, daß etliche C nicht B ſeyn, und hinwiederum auch, daß etliche C, B ſeyn. Denn wenn man die $\frac{3}{5}$ A, die B ſind, ſämtlich unter die $\frac{4}{5}$ A rechnet, die C ſind, ſo bleiben von dieſen dennoch $\frac{1}{5}$ übrig, denen folglich B nicht zukömmt. Demnach ſind wenigſtens dieſe C nicht B. So auch hinwiederum, wenn man die $\frac{2}{5}$ A, die nicht B ſind, ſämtlich wollte unter die $\frac{4}{5}$ A rechnen die C

ſind; ſo blieben hier noch $\frac{2}{3}$ A übrig, denen folglich, ſowohl C als B zukömmt. Demnach kann man wenigſtens von dieſen C ſagen, daß ſie B ſeyn. Man ſieht hieraus, daß man bey den Schlüſſen der dritten Figur, wo beyde Subjecte der Vorderſätze mit Brüchen behaftet ſind, vermittelſt dieſer Brüche einen Schluß ziehen kann, und daß man vorerſt das Gewiſſe abſondern müſſe, ehe man das bloß Wahrſcheinliche aufſucht. So z. E. bey den Vorderſätzen

nur $\frac{3}{4}$ A ſind B
nur $\frac{2}{3}$ A ſind C

fängt man an beyde Brüche $\frac{3}{4} + \frac{2}{3}$ zu addiren, und da die Summe $1\frac{5}{12}$ A größer als 1 iſt, ſo fallen dieſe $\frac{5}{12}$ A von beyden Vorderſätzen weg, weil man von denſelben gewiß weiß, daß ihnen ſowohl B als C zukomme. Auf dieſe Art bleiben nun

$\frac{1}{3}$ A ſind B
$\frac{1}{4}$ A ſind C.

Hier zieht man nun $\frac{1}{4}$ von $\frac{1}{3}$ ab, der Ueberreſt $\frac{1}{12}$ A giebt diejenigen A an, von denen man gewiß weiß, daß ſie nur B, aber nicht C ſind. So aber bleiben nur

$\frac{1}{4}$ A ſind B
$\frac{1}{4}$ A ſind C

und von der ganzen Summe aller A bleiben ebenfalls nur $1 - \frac{5}{12} - \frac{1}{12}$ oder die Hälfte. Und von dieſer iſt es nun unbeſtimmt, wie viele einzelne A darunter B und C zugleich oder keines von beyden, oder nur C, oder nur B ſind.

§. 206. Auf gleiche Art läßt ſich aus den Vorderſätzen

nur $\frac{1}{4}$ A ſind B
nur $\frac{1}{3}$ A ſind C

finden, daß $\frac{5}{12}$ A ſowohl B als C ſind, und hingegen

$\frac{1}{12}$ A nur C aber nicht B ſind, und daß es von der Hälfte der ſämtlichen unbeſtimmt bleibe, wiefern ihnen B und C zugleich, oder keines, oder nur B oder nur C zukomme.

§. 207. In dieſen beyden Beyſpielen (§. 206. 207.) bleibt demnach noch die Hälfte der ſämtlichen A ſo weit unerörtert, daß man nur weiß, ein $\frac{1}{4}$ A oder die Hälfte dieſer Hälfte ſey B, und ein ander $\frac{1}{4}$ A oder eine andere Hälfte eben dieſer Hälfte ſey C. Wenn wir demnach die ganze Hälfte D nennen, ſo haben wir die zween Sätze

$\frac{1}{2}$ D iſt B.
$\frac{1}{2}$ D iſt C.

Von dieſen läßt ſich nun jeder gleich umkehren, weil der Bruch, mit dem das Subject behaftet iſt, und der bey der Umkehrung wegfällt, bey beyden gleich iſt. Auf dieſe Art erlangen wir zween Schlüſſe der erſten Figur

$\frac{1}{2}$ D iſt B	$\frac{1}{2}$ D ſind C
etliche C ſind D	etliche B ſind D
etliche C $\frac{1}{2}$ ſind B	etliche B $\frac{1}{2}$ ſind C

wo nun beyde Schlußſätze $\frac{1}{2}$ Gewißheit haben. Der Grund, warum wir bey der Umkehrung der Sätze

$\frac{1}{2}$ D iſt B
$\frac{1}{2}$ D iſt C

den dem Subject beygefügten Bruch weggelaſſen und ſchlechthin

etliche B ſind D
etliche C ſind D

geſetzt haben, iſt, weil wir hier D, wenn es ein Subject iſt, als die Summe von allen Indiuiduis, die D ſind; hingegen wenn es ein Prädicat iſt, als ein Prädicat, das iſt, als ein Merkmal oder Eigenſchaft des Subjects anſehen, deſſen Prädicat es iſt.

§. 208. Da wir in ſolchen Vorderſätzen den Grad der Particularität als beſtimmt anſehen, ſo können immer die bejahenden Theile genommen werden. Es seyn demnach

m A ſind B
n A ſind C

wo m und n zween Brüche vorſtellen, und n der größere iſt: ſo werden erſtlich (n — m) A diejenigen A ſeyn, welchen nur eines der Prädicate, nämlich C, zukömmt. Daher hat man mit Gewißheit,

etliche C ſind nicht B.

Ferner wenn die Summe n + m größer als 1 iſt; ſo wird (1 — n — m) A diejenigen A vorſtellen, denen ſowohl B als C zukömmt, und in dieſem Fall hat man mit Gewißheit

etliche C ſind B
etliche B ſind C.

Iſt aber die Summe kleiner als 1, ſo wird (m + n — 1) A diejenigen A angeben, die weder B noch C ſind. In dieſem Fall hat man nur die zween ſehr unbeſtimmten Sätze

etliche nicht B ſind nicht C
etliche nicht C ſind nicht B

welche höchſtens nur anzeigen, daß B und C keine ſolche Begriffe oder Prädicate ſind, die nothwendig beyde allen möglichen Subjecten zukommen müßten. Läßt man nun die gewiß beſtimmten Fälle, ſowohl von der ganzen Summe als von beyden Vorderſätzen weg, ſo bleiben die unbeſtimmten,

im erſten Fall	im zweyten Fall
(2 — 2 n) A	2 m A.
(1 — n) A ſind B	m A ſind B
(1 — n) A ſind C	m A ſind C

woraus

woraus in beyden Fällen folgt

etliche B $\frac{1}{2}$ ſind C.

etliche C $\frac{1}{2}$ ſind B.

Die dritte Figur beut demnach immer zugleich gewiſſe und $\frac{1}{2}$ gewiſſe Schlußſätze an, wenn beyde Mittelglieder mit einem Bruche behaftet ſind, der den Grad ihrer Particularität beſtimmt.

§. 209. In Anſehung der vierten Figur ſind die drey Schlußarten Baralip, Calentes, Dibatis nur umgekehrte Schlußarten der erſten Figur, und die Wahrſcheinlichkeit zieht ſich aus den Mittelgliedern eben ſo in das Bindwörtgen des Schlußſatzes. Hingegen bey den übrigen beyden Schlußarten Feſapo, Freſiſon, kann das Mittelglied in dem Oberſatze keinen Bruch haben (§. 203.). Hat es aber in dem Unterſatze einen Bruch, ſo wird Feſapo in Freſiſon verwandelt, und in beyden fällt die Wahrſcheinlichkeit des Schlußſatzes ganz weg, weil er gewiß iſt.

§. 210. Was wir bisher in Abſicht auf alle Schlußfiguren vorausgeſetzt haben, iſt, daß in jedem Satze das Subject entweder alle oder etliche Indiuidua zuſammenfaſſe, die unter dem Begriffe des Subjects enthalten ſind; und daß hingegen das Prädicat nicht Indiuidua ſondern den Begriff ſelbſt vorſtellen. Dieſem nach ſollten die Prädicate lauter Adiectiua, die Subjecte aber lauter Subſtantiua ſeyn. So einförmig aber ſind die Sprachen nicht. Indeſſen wenn ſolche Fälle in der dritten und vierten Figur vorkommen, wo nämlich das Prädicat des Unterſatzes im Schlußſatze zum Subject wird, ſo fällt dieſer Unterſchied zwiſchen Prädicaten und Subjecten in die Sinnen. Denn im Prädicat läßt man die Adiectiua wie ſie ſind, hingegen im Subject fügt man ihnen den Begriff Ding als eine metaphyſiſche Einheit bey, beſonders wenn der Satz particular iſt,

oder man tractirt das Adiectiuum in Form eines Subſtantiui. Eben dieſes findet ſich auch bey der Umkehrung der Sätze. Die Folge, die wir hieraus ziehen, iſt, daß in der dritten und vierten Figur das Prädicat des Unterſatzes keinen Bruch haben können, wenn der Schlußſatz ſolle können gezogen werden. Denn dieſer Bruch würde im Unterſatze einen Theil von Merkmalen, im Schlußſatze aber einen Theil von Indiuiduis vorſtellen, und ſo hätte die Schlußrede vier verſchiedene Glieder, welches nicht angeht. Man ſetze z. E. in Darapti

alle A ſind B.
alle A ſind $\frac{3}{4}$ C.

ſo würde folgen: Etliche $\frac{3}{4}$ C ſind B. Das will ſagen: Etliche Dinge, welche $\frac{3}{4}$ von den Merkmalen des C haben, ſind B. Dieſer Schluß iſt aber von dem Schluß: Etliche C ſind B, verſchieden. Und der Schluß: $\frac{3}{4}$ C ſind B, geht gar nicht an, weil ſichs von $\frac{3}{4}$ der Merkmale des C auf $\frac{3}{4}$ von den darunter gehörenden Indiuiduis nicht ſchließen läßt.

§. 211. Aus gleichem Grunde kann auch ein Satz, deſſen Prädicat mit einem Bruche behaftet iſt, nicht umgekehrt werden, und ohnehin auch nicht verneinend ſeyn (§. 203.). Iſt aber das Subject mit einem Bruche behaftet, ſo fällt bey der Umkehrung der Bruch weg. So wird z. E. aus dem Satze

$\frac{2}{3}$ A ſind B

der Satz

etliche B ſind A.

Denn $\frac{2}{3}$ A ſind etliche A, und zum Umkehren iſt es genug, daß B etlichen A zukomme. Hätte man aber ſetzen wollen

etliche B ſind $\frac{2}{3}$ A

ſo wäre der Verſtand des Satzes geändert worden, weil es auf dieſe Art ſchiene, als wüßte man nur noch von $\frac{3}{4}$

der Merkmale des A, daß ſie einigen B zukommen, da man es doch von dem ganzen Begriffe A weiß. Wir machen hier dieſe Anmerkung von der Umkehrung der Sätze, weil man dieſelbe gebraucht, wo Schlüſſe aus einer Figur in eine andere gebracht werden. Uebrigens wenn bey einem Satze das Bindwörtgen einen Bruch hat, ſo bleibt derſelbe auch bey dem Bindwörtgen des umgekehrten Satzes, weil die Wahrſcheinlichkeit, die ſich auf den ganzen Satz ausbreitet, bey der Umkehrung nicht verändert wird.

§. 212. Die Grade der Wahrſcheinlichkeit, die man für das Bejahen und für das Verneinen der Schlußſätze herausbringt, machen zuſammengenommen, nicht immer ein Ganzes, weil öfters noch ein beträchtlicher Theil unbeſtimmt bleibt, wie wir es in dem (§. 200. 201.) angebrachten Beyſpiel der Schlußketten ſehen. Man hat demnach allerdings dieſes unbeſtimmten Theils Rechnung zu tragen, wenn man aus dem Grade der Wahrſcheinlichkeit auf den Grad der Unwahrſcheinlichkeit ſchließen will. Wir wollen die einfachern Fälle, wie ſich eine Unbeſtimmtheit in das Bindwörtgen ziehen kann, noch kürzlich anzeigen.

§. 213. Man habe demnach

$\frac{1}{4}$ A ſind B.
alle C ſind A.

Weiß man hier nur, daß $\frac{1}{4}$ A, B ſind, ohne zu wiſſen, ob die übrigen es ſind oder nicht; ſo iſt der Schlußſatz

alle C $\frac{1}{4}$ ſind B

nur für die poſitive Wahrſcheinlichkeit, und es folgt nicht daraus, daß kein C $\frac{3}{4}$ nicht B ſey, ſondern die Wahrſcheinlichkeit des Verneinens bleibt ganz unbeſtimmt. Daher zeigt die gefundene Wahrſcheinlichkeit des Bejahens auch nur den Theil an, den wir gewiß wiſſen. Demnach iſt der Schlußſatz

alle C ($\frac{1}{4}$a + $\frac{3}{4}$u) ſind B.

§. 214. Weiß man aber, daß die übrigen $\frac{3}{4}$ A nicht B ſind, ſo wird der Schluß ſo ausſehen (§. 194.)

$$(\tfrac{1}{4}a + \tfrac{3}{4}e)\ \text{A ſind B}$$
$$\text{alle C ſind A}$$
$$\text{alle C }(\tfrac{1}{4}a + \tfrac{3}{4}e)\text{ ſind B.}$$

Hier iſt nun nichts unbeſtimmtes mehr in dem Schlußſatze. Man bejaht ihn mit $\frac{1}{4}$ Gewißheit, und verneint ihn mit $\frac{3}{4}$ Gewißheit.

§. 215. Man habe nun

$$\text{alle A ſind B}$$
$$\text{alle C ſind } \tfrac{2}{3}\text{ A}$$

ſo iſt hier der übrige $\frac{1}{3}$ A nothwendig unbeſtimmt. Denn wüßte man, daß in dieſem $\frac{1}{3}$ A ein einzig Merkmal dem C nicht zukäme, ſo würde der Unterſatz verneinend, und folglich der Schlußſatz durchaus unbeſtimmt ſeyn. Demnach iſt der Schlußſatz

$$\text{alle C }(\tfrac{2}{3}a + \tfrac{1}{3}u)\text{ ſind B.}$$

§. 216. Dieſe drey einfacheren Fälle ſind in der allgemeinern Formel des §. 194. bereits enthalten. Wir haben ſie hier beſonders angeführt, um anzuzeigen, wie ſich aus dem Mittelgliede eines jeden Satzes Wahrſcheinlichkeit, Unwahrſcheinlichkeit und Unbeſtimmtheit in das Bindwörtgen des Schlußſatzes ziehe. Der zuſammengeſetzteſte Fall iſt nun für die erſte Figur folgender:

$$(\tfrac{2}{3}a + \tfrac{1}{4}e + \tfrac{1}{12}u)\ \text{A}\ (\tfrac{2}{5}a + \tfrac{1}{3}e + \tfrac{4}{15}u)$$
$$\text{ſind }(\tfrac{1}{4}a + \tfrac{3}{4}u)\text{ B.}$$

$$(\tfrac{3}{4}a + \tfrac{1}{4}u)\ \text{C}\ (\tfrac{2}{3}a + \tfrac{1}{3}u)\text{ ſind }(\tfrac{5}{6}a + \tfrac{1}{6}u)\text{ A.}$$

$$\text{folglich }(\tfrac{3}{4}a + \tfrac{1}{4}u)\ \text{C}\ (\tfrac{7}{36}a + \tfrac{29}{162}e + \tfrac{203}{324}u)$$
$$\text{ſind }(\tfrac{1}{4}a + \tfrac{3}{4}u)\text{ B.}$$

Wobey wir anmerken

1. In den Prädicaten kömmt kein e vor, und zwar im Prädicate des Unterſatzes nicht, weil es den-

selben

ſelben verneinend, und folglich den Schlußſatz durchaus unbeſtimmt machen würde. Im Prädicate des Oberſatzes nicht, weil es die Brüche, womit dieſes Prädicat behaftet iſt, würde wegfallen machen, und B in nicht *B* verwandelt würde.

2. Aus gleichem Grunde bleiben die e bey dem Subjecte und dem Bindwörtgen des Unterſatzes weg. Denn käme es darinn vor, ſo würde der davon abhängende Theil des Schlußſatzes unbeſtimmt. Demnach kann es ſogleich im Unterſatze zu den u gerechnet werden. Doch kann es Fälle geben, wo man aus andern Gründen das e bey dem Subjecte des Unterſatzes nicht zu u rechnet.

3. Die den beyden äußerſten Gliedern C, B beygeſetzten Brüche bleiben ihnen auch in dem Schlußſatze (§. 195. 196.).

4. Die Brüche des Bindwörtgens im Schlußſatze aber, werden durch die Multiplication der Brüche beyder Mittelglieder und beyder Bindwörtgen der Vorderſätze folgendermaßen gefunden. Um die Rechnung abzukürzen, laſſe man alle u weg, ſo hat man noch die Factores

$$\left(\tfrac{2}{3}a+\tfrac{1}{4}e\right)\cdot\left(\tfrac{2}{3}a+\tfrac{1}{3}e\right)\cdot\tfrac{2}{3}a\cdot\tfrac{5}{6}a.$$

Hiebey iſt nun zu merken, daß a mit a multiplicirt, eben ſo wie e mit e multiplicirt bejahe, hingegen a mit e oder e mit a multiplicirt verneine. Auf dieſe Art wird das Product

$$\tfrac{7}{36}a+\tfrac{29}{162}e.$$

Endlich ziehe man die Summe dieſer beyden Brüche $\frac{7}{36}+\frac{29}{162}=\frac{121}{324}$ von 1 ab, ſo bleibt $\frac{203}{324}$ für die u. Demnach iſt der dem Bindwörtgen des Schlußſatzes beygefügte Bruch

$$\tfrac{7}{36}a+\tfrac{29}{162}e+\tfrac{203}{324}u.$$

5. Der

5. Der Schlußſatz geht nun ſchlechthin auf die Frage, ob man von $\frac{3}{4}$ C ſagen könne, daß ſie $\frac{1}{4}$ der Merkmale des B haben? Die Antwort, ſo der Schlußſatz angiebt, iſt; die Wahrſcheinlichkeit, dieſe Frage zu bejahen, ſey $\frac{7}{36}$, ſie zu verneinen $\frac{29}{162}$, ſie dahingeſtellt ſeyn zu laſſen $\frac{203}{324}$.

§. 217. Wir werden nun noch einige Betrachtungen beyfügen, wie man in beſondern Fällen die Lücken, ſo wahrſcheinliche Schlüſſe laſſen, ausfüllen, und daher den Schlußſatz zur Gewißheit bringen könne, und wie es zugehe, daß man ſtatt deſſen ſehr leicht beſtimmtere Sätze in bloß wahrſcheinliche verwandle, und ſich dadurch den Weg zur Gewißheit ſchwerer mache. Einmal wird aus Sätzen von der Art,

alle A ſind $\frac{3}{4}$ B

ſehr leicht und gleichſam unvermerkt,

alle A $\frac{3}{4}$ ſind B

gemacht, und dadurch die Merkmale des B, von denen man gewiß wußte, daß ſie auch in A ſind, mit denen vermengt, von welchen es unbeſtimmt iſt, ob ſie in A ſind oder nicht. Man ſchließt, z. E. A hat die meiſten Merkmale des B, demnach iſt es wahrſcheinlich B. Behält man nun hier den erſten Satz; ſo können Schlüſſe von dieſer Art vorkommen

alle A ſind $\frac{3}{4}$ B
alle C ſind A
alle C ſind $\frac{3}{4}$ B.

Hier iſt nun klar, daß, um den Schlußſatz,

alle C ſind B

oder

kein C iſt B

beſtimmt zu machen, es darum zu thun ſey, daß man ſehe, ob die Merkmale des B, die man in A noch nicht gefunden, ſich in C finden laſſen, weil dieſes öfters leichter iſt. Findet man dieſelben, ſo iſt der Schlußſatz

alle C ſind B

durchaus beſtimmt und gewiß. Findet man aber, daß auch nur eines dieſer Merkmale in C nicht iſt; ſo iſt der Schlußſatz

kein C iſt B

wiederum beſtimmt und gewiß. Da gewöhnlich C mehr Merkmale als A hat, ſo iſt es im letzten Fall auch leichter und möglicher, von C als von A zu beweiſen, daß ein Merkmal des B ihm nicht zukomme.

§. 218. Noch leichter und häufiger aber werden Sätze von der Art

$(\frac{3}{4}a + \frac{1}{4}e)$ A ſind B

$(\frac{3}{4}a + \frac{1}{4}u)$ A ſind B

$\frac{3}{4}$ A ſind B

in wahrſcheinliche von der Art

alle A $(\frac{3}{4}a + \frac{1}{4}e)$ ſind B

alle A $(\frac{3}{4}a + \frac{1}{4}u)$ ſind B

alle A $\frac{3}{4}$ ſind B

verwandelt. Man ſchließt z. E.

1. Die meiſten A ſind B, demnach iſt A wahrſcheinlich B.
2. Einige A ſind nicht B, demnach kann man von dieſem oder jenem A nur wahrſcheinlich ſagen, daß es B ſey.

Aber auf beyde Arten entfernt man ſich von der Gewißheit und von den Mitteln, ſie ganz zu erhalten. Denn bleibt man bey den erſten Sätzen, ſo kommen öfters Schlüſſe von der Art vor.

alle B ſind C

$(\frac{3}{4}a + \frac{1}{4}u)$ A ſind B

folglich $(\frac{3}{4}a + \frac{1}{4}u)$ A ſind C.

Nun kann es öfters leichter ſeyn, daß man in den übrigen $\frac{1}{4}$ A, das Prädicat C, als aber das Prädicat B finde. Und iſt dieſes, ſo iſt der Schluß: alle A ſind C, richtig.

§. 219. Vornehmlich aber wird bey den Sätzen

$(\frac{3}{4}a + \frac{1}{4}e)$ A ſind B.

verſäumt, die Kennzeichen aufzuſuchen, woran ſich diejenigen *A*, die *B* ſind, von denen, die es nicht ſind, unterſcheiden laſſen. Bey dieſer Verſäumniß aber kann man ſodann nicht anders, als nach folgender Art Schlüſſe machen, dergleichen ſich leicht anbieten:

$(\frac{3}{4}a + \frac{1}{4}e)$ A ſind B
alle C ſind A
alle C $(\frac{3}{4}a + \frac{1}{4}e)$ ſind B.

Wobey der Schlußſatz ſchlechthin wahrſcheinlich bleibt. Die Lehre von der Gewißheit überhaupt, und beſonders von der Gewißheit der Sinnen, giebt uns hievon ein ſehr allgemeines und wichtiges Beyſpiel, weil man aus dem, daß uns die Sinnen zuweilen zum Irren verleiten, den Schluß macht, daß die durch die Sinnen erlangte und überhaupt die ganze hiſtoriſche Erkenntniß nur wahrſcheinlich ſey. Die Zweifler giengen noch weiter, und verwandelten das **Wahrſcheinliche** vollends ins **Ungewiſſe**. Carteſius ſcheint dieſes Verſehen eingeſehen zu haben, weil es ihn veranlaßte, ein Criterium veritatis zu ſuchen.

§. 220. Wenn die Wahrſcheinlichkeit und Unbeſtimmtheit eines Satzes aus den Mittelgliedern der Vorderſätze herrührt, aus welchen man denſelben gefolgert (§. 213. ſeqq.), ſo iſt es wiederum beſſer, die Vorderſätze beyzubehalten. Man habe z. E.

$\frac{3}{4}$ A ſind B.
alle C ſind $\frac{2}{3}$ A.
alle C $\frac{1}{2}$ ſind B.

So bieten ſich, um den Schlußſatz vollends gewiß zu machen, verſchiedene Wege an. Einmal kann man ſehen, ob die übrigen $\frac{1}{4}$ A auch B ſind, und ob C die übri-

gen $\frac{1}{3}$ der Merkmale des A habe? Wird beydes bejaht, ſo läßt ſich der Schluß ziehen. Findet man unter den $\frac{2}{3}$ A, von welchen man weiß, daß ſie Prädicate von C ſind, eigene Merkmale des A, ſo iſt die Induction für den Unterſatz überflüßig, und ſie wird es auch in Anſehung des Oberſatzes, wenn man in A eigene Merkmale des B findet. Letzteres geht nun nicht an, wenn nur $\frac{3}{4}$ A das Prädicat B haben, die übrigen $\frac{1}{4}$ A es nicht haben. In dieſem Fall theilt ſich der Begriff A in Arten, deren jede ihre eigene Merkmale hat, die man aufſuchen, und mit dem Begriffe C vergleichen kann. Endlich, da ſolche Schlüſſe als Veranlaſſungen angeſehen werden können, die Begriffe C, B unmittelbar mit einander zu vergleichen, ſo kann man auch die eigenen Merkmale des B aufſuchen, und ſodann ſehen, ob ſie dem C zukommen oder nicht?

§. 221. Da wir in der Dianoiologie (§. 229. ſeqq.) den Unterſchied der vier Schlußfiguren in Abſicht auf ihren Gebrauch umſtändlich angegeben und erwieſen haben, ſo iſt nicht zu zweifeln, daß dieſer Unterſchied ſich nicht auch auf wahrſcheinliche Schlüſſe erſtrecke, und die Vergleichung deſſelben mit dem vorhin (§. 203. ſeqq.) in Abſicht auf das Mittelglied angemerkten Unterſchiede, zu mehreren ſpecialern und brauchbaren Begriffen und Sätzen Anlaß gebe, die uns die Arten, wie wir in beſondern Fällen zu wahrſcheinlichen Sätzen gelangen, kenntlicher machen, und eben ſo auch näher beſtimmen, wie ſich die Gründe zum Bejahen von den Gründen zum Verneinen unterſcheiden, und aus welchen Quellen beyde herfließen. Wir halten uns aber hier bey dieſer an ſich ſehr weitläuftigen Unterſuchung nicht auf, ſondern werden nur einige dahin dienende allgemeinere Betrachtungen anführen.

§. 222. Die erſte iſt dieſe: Daß ein bloß wahrſcheinlicher Satz weder ein Grundſatz, noch ein aus

Gründen oder Erfahrung bereits erwieſener Satz ſey, obwohl er, wenn er an ſich wahr iſt, in die eine oder andere dieſer Claſſen kann gebracht werden. Der Unterſchied, der ſich hiebey findet, iſt wohl zu bemerken. Denn ſcheint uns ein Satz nur wahrſcheinlich, der doch an ſich oder im Reiche der Wahrheiten ein **Grundſatz** iſt, ſo liegt der Fehler nur darinn, daß wir von den Worten nicht deutliche Begriffe haben, oder nicht genug verſtehen, was die Worte ſagen wollen. Denn eben das macht ihn zum Grundſatze, daß man ihn nur verſtehen darf, um ihn ohne fernern Beweis zuzugeben. Scheint uns hingegen ein **Lehrſatz** nur wahrſcheinlich, ſo iſt es, weil wir deſſen Beweis nicht vollſtändig einſehen, oder nicht wiſſen, daß er vollſtändig iſt. Wir mögen uns aber einen Satz als **wahrſcheinlich** oder als **unwahrſcheinlich** vorſtellen, ſo iſt dieſe Vorſtellung immer mit einem deutlichen oder confuſen Bewußtſeyn eines noch unzureichenden Beweiſes verbunden, es mag nun dieſer aus einer Schlußkette, oder in Aufhäufung einzelner Schlüſſe, oder aus Inductionen, copulativen oder disjunctiven Schlußreden ꝛc. beſtehen.

§. 223. Da wir die eigentlich ſo genannten **Gründe** in der erſten Figur der Schlußreden vortragen, ſo beſteht bey einem nur wahrſcheinlichen Schlußſatze das Unzureichende des Grundes in einem oder mehrern von folgenden Stücken: 1. Wenn wir von der **Allgemeinheit** des Oberſatzes nicht verſichert ſind, oder vermittelſt der 3ten Figur Exempla in contrarium finden. Erſteres macht den Schlußſatz unzuverläßig, letzteres giebt Gründe oder Vermuthungen für das Gegentheil. 2. Wenn wir von der Allgemeinheit des Unterſatzes nicht verſichert ſind. Dieſes macht auch die Allgemeinheit des Schlußſatzes ungewiß. 3. Wenn wir nicht verſichert ſind, ob das Prädicat dem Subject des Unter-

ſatzes ganz zukomme, oder ob das Subject alle Merkmale des Prädicats habe. Dieſes macht den Schlußſatz, ſo weit wir es wiſſen, wahrſcheinlich, ſo weit wir es nicht wiſſen, oder das Gegentheil finden, unbeſtimmt. 4. Haben wir eben dieſen Anſtand in Anſehung des Oberſatzes; wenn wir denſelben bejahend nehmen, ſo fällt der Zweifel auch ganz auf den Schlußſatz, weil, wenn das Subject auch nur ein Merkmal des Prädicats nicht hat, dadurch der Oberſatz, und mit demſelben der Schlußſatz, verneinend wird.

§. 224. Dieſes ſind nun die vier **unmittelbaren Quellen**, aus welchen das Unzureichende der **Gründe** fließt, wenn wir ſie in der erſten Figur vortragen. Jede hat auf den Schlußſatz einen beſondern Einfluß. Es geſchieht aber öfters, daß wir die Vorderſätze als noch eines Beweiſes bedürftig anſehen, ohne ſo gleich zu wiſſen, an welchem von den erſterwähnten 4 Stücken es ihnen fehle (§. 217. ſeqq.). Werden ſie ebenfalls durch Schlüſſe der erſten Figur erwieſen, ſo ſieht man leicht, daß dieſe 4 Quellen wiederum vorkommen, und einen entferntern Einfluß in den Schlußſatz haben können.

§. 224 a. Wir gebrauchen die zweyte Figur, um die **Verſchiedenheit** der Begriffe und Dinge zu beweiſen. Der Zweifel an der Allgemeinheit des Oberſatzes geht auf die **Gültigkeit** des Schlußſatzes, ſo wie hingegen der Anſtand über die Allgemeinheit des Unterſatzes ſich auf die **Allgemeinheit** des Schlußſatzes erſtreckt. Steht man an, ob das Subject des bejahenden Vorderſatzes alle Merkmale des Prädicats habe, ſo wird der Schlußſatz, ſo weit man es gewiß weiß, wahrſcheinlich, ſo weit man es nicht weiß, unbeſtimmt. Steht man hingegen an, ob der verneinende Vorderſatz wirklich verneine, ſo wird auch die Gültigkeit des Verneinens im Schlußſatze zweifelhaft, und öfters kömmt hiebey der oben (§. 168.) betrachtete Fall vor.

§. 225. Die dritte Figur giebt Beyſpiele zu beſondern Arten und Ausnahmen. Dabey hat nun die Particularität der Vorderſätze nichts zu ſagen. Sie können, ohne der Gewißheit des Schlußſatzes Abbruch zu thun, unter einer von folgenden Bedingungen beyde zugleich particular ſeyn. 1. Wenn man weiß, daß in den Subjecten beyder Vorderſätze von einerley Indiuiduis die Rede iſt. 2. Wenn man weiß, daß jeder Vorderſatz von den meiſten Indiuiduis des Subjects wahr iſt. 3. Wenn man weiß, daß der Grad der Particularität beyder Vorderſätze verſchieden iſt (§. 204. ſeqq.) und (Dianoiol. §. 236.). Der Zweifel, ob der Unterſatz bejahe, geht auf die Gültigkeit des Schlußſatzes, ſo wie hingegen der Zweifel über das Bejahen oder Verneinen des Oberſatzes ſich auf das Bejahen oder Verneinen des Schlußſatzes erſtreckt.

§. 226. In Anſehung der vierten Figur, welche zum Reciprociren gebraucht wird, kann der Anſtand über die Allgemeinheit des Oberſatzes die Schlußarten Baralip und Feſapo in Dibatis verwandeln; bey den übrigen Schlußarten Calentes und Freſiſon aber, wird dadurch die Gültigkeit des Schlußſatzes zweifelhaft. Steht man hingegen an, ob der Unterſatz allgemein ſey, ſo verwandelt ſich Feſapo in Freſiſon, hingegen wird in den Schlußarten Baralip, Calentes, Dibatis die Gültigkeit des Schlußſatzes wankend. Der Anſtand über das Bejahen des Oberſatzes kann Baralip und Dibatis in Feſapo verwandeln, bey Calentes aber die Gültigkeit des Schlußſatzes zweifelhaft machen; ſo wie hingegen der Anſtand über das Verneinen des Oberſatzes Feſapo in Baralip umkehren, und Freſiſon zweifelhaft machen kann. Steht man an, ob der Unterſatz bejahe, ſo kann aus Baralip Calentes werden, in Dibatis, Feſapo und Freſiſon wird der Schlußſatz wankend. Hinwiederum kann Calentes ſich in Baralip verwandeln,

deln, wenn das Verneinen des Unterſatzes zweifelhaft wird.

§. 227. Der Unterſchied, den wir (§. 223. ſeqq.) zwiſchen den Graden der Allgemeinheit und dem Anſtand über das Bejahen oder Verneinen gemacht haben, beſteht darinn, daß wir die Frage von der Allgemeinheit eines Satzes aus dem Subjecte, hingegen die Frage von dem Bejahen oder Verneinen aus dem Prädicate entſcheiden. Man habe z. E.

$\frac{3}{4}$ A ſind $\frac{2}{3}$ B.

ſo zeigt $\frac{3}{4}$ A nicht nur die Particularität, ſondern auch deſſen Grad an. Hingegen will $\frac{2}{3}$ B ſagen, daß man nur noch von $\frac{2}{3}$ der Merkmale des B wiſſe, ob ſie den $\frac{3}{4}$ A zukomme, von den übrigen $\frac{1}{3}$ B bleibe es dahingeſtellt. Fehlte es aber an einem einzigen, ſo würde der Satz verneinend. Demnach wird die Frage von dem Bejahen oder Verneinen des Satzes aus dem Prädicat erörtert. Es muß dem Subject ganz zukommen. Dieſes macht, daß bey verneinenden Sätzen der Bruch von dem Prädicat wegbleibt. Denn

A iſt nicht $\frac{1}{4}$ B

will ſagen

A iſt nicht B.

Steht man aber an, ob ein Satz verneine, ſo wird der Grad des Anſtandes dem Bindwörtgen beygefügt. Z. E.

A $\frac{1}{4}$ iſt nicht B.

oder man zieht den Bruch von 1 ab, und fügt den Ueberreſt dem Prädicat in Form eines bejahenden Satzes bey. Z. E.

A iſt $\frac{3}{4}$ B.

Denn der Grund des Zweifels rührt immer daher, daß A Merkmale von B habe, und daß man vermuthen könne, es habe ſie alle. Was aber noch an der Gewiß-

heit dieſes Vermuthens abgeht, wird zu dem Unbeſtimmten gerechnet.

§. 228. Will man Sätze von der Art

$\frac{3}{4}$ A $\frac{1}{2}$ iſt $\frac{4}{5}$ B

durch Multiplicirung der Brüche in

alle A $\frac{3}{10}$ ſind B

verwandeln, und dadurch das Gewiſſe mit dem Unbeſtimmten vermengen, ſo breitet ſich die Wahrſcheinlichkeit dieſes letzten Satzes nicht gleichförmig über den ganzen Satz aus (§. 198.). Und man ſieht leicht, daß Vorderſätze von dieſer Art ebenfalls eine vermiſchte Wahrſcheinlichkeit in den Schlußſatz bringen, und die einzeln Quellen, woraus dieſe Wahrſcheinlichkeit fließt, darüber verlohren gehen. Man wird ebenfalls leicht finden, daß die meiſten Sätze, die uns ohne deutliches Bewußtſeyn der Gründe, wahrſcheinlich vorkommen, eine ſolche vermiſchte oder verwirrte Wahrſcheinlichkeit haben, und daß man die einzeln Quellen, daraus ſie zuſammenfleußt, hervorſuchen müſſe, wenn man die Lükken und das Unvollſtändige in den Gründen deutlich einſehen und ſie vollſtändig machen will.

§. 229. Was wir bisher über die Argumente und ihre Wahrſcheinlichkeit geſagt haben, geht noch immer auf den **Verſtand**. Die Argumente für den **Willen** haben damit, in ſo fern ihre Wahrheit und Wahrſcheinlichkeit beurtheilt werden muß, ſehr vieles gemein. Hingegen machen ſie, ſo fern ſie auf den Willen gehen, eine beſondere Claſſe aus. Der Wille geht auf das wahre oder ſcheinbare Gute, oder da das Gute keine beſtimmte Einheit hat, wie das Wahre, ſo kann man richtiger und genauer ſagen, daß der Wille auf das Wahre oder ſcheinbare Beſſere gehe. Hiebey haben wir nun den Unterſchied zwiſchen dem Wahren und Scheinbaren bereits in vorhergehendem Hauptſtücke betrachtet.

trachtet. Wir halten uns demnach hier dabey nicht auf: ſondern merken nur an, daß, da man für und wider einen Satz nicht zugleich wahre Gründe haben kann, ſo fern er ein Object des Verſtandes iſt, es hingegen für und wider denſelben wahre Gründe geben könne, ſo fern man ihn als ein Object des Willens betrachtet. Nämlich, ſo fern man für und wider die Wahrheit eines Satzes Gründe hat, ſo iſt derſelbe nur noch wahrſcheinlich, an ſich aber nothwendig entweder wahr oder falſch. Beyde Arten von Gründen ſind oder ſcheinen wenigſtens noch unvollſtändig, und welche von beyden einer Vollſtändigkeit fähig ſind, ſo bleibt in den andern nothwendig Unvollſtändigkeit zurücke. Iſt aber der Satz ein Object des Willens, ſo kann es wahre Gründe für und wider denſelben geben. Denn ſo fern darinn dem Willen etwas als gut vorgeſtellt wird, ſo bleibt beſonders in einzeln Fällen die Frage: ob es das Beſſere oder das Beſte ſey? Dieſes zieht nun eine Betrachtung der Folgen, und die Vergleichung des Gewählten oder Vorgeſchlagenen mit dem, was man ſtatt deſſen wählen oder vorſchlagen könnte, nach ſich. Bey allem dieſem aber kann in Abſicht auf den Verſtand Schein, Wahrheit, Wahrſcheinlichkeit, Irrthum, Ungewißheit und Unbeſtimmtheit vorkommen. Daher ſind die Argumente für den Willen auch allerdings Argumente für den Verſtand. Und die Beweiſe, ſo man darüber führt oder daraus zuſammenſetzt, ſind die eigentlich oder dem Buchſtaben nach ſo genannten moraliſchen Beweiſe, deren Begriff aber, wenn man das Wort metaphoriſch macht, ungleich ausgedehnter wird (§. 174.).

§. 230. Die Argumente für den Willen werden eigentlich da gebraucht, wo man unterſucht, ob man ſich zu etwas entſchließen ſolle, oder auch, wo man andere dazu bereden will. Sie müſſen demnach gewiß oder

wahrſcheinlich zeigen, daß der Entſchluß beſſer als jeder andere ſey, den man ſtatt deſſen in vorgegebenen Umſtänden nehmen könnte. Da das Allgemeine hievon in die Agathologie gehört, das Beſondere aber aus den jedesmal vorkommenden Umſtänden hergenommen werden muß; ſo halten wir uns dabey nicht auf, weil wir hier nicht das Gute, ſondern das **Wahre**, zum Gegenſtand haben. Indeſſen mußten wir den Begriff der Argumente für den Willen hier überhaupt anzeigen, weil er uns zu der Betrachtung der Argumente von dem Willen, oder der **von dem Willen hergenommenen Argumente** dient. Dieſe kommen nun bey Beurtheilung geſchehener oder künftiger Dinge, welche von menſchlichen Entſchließungen abhängen, imgleichen auch bey der Beurtheilung der **Aufrichtigkeit und Glaubwürdigkeit** der **Zeugen** häufig vor, und beruhen auf der Kenntniß der **Gedenkensart, Kräfte**, des **Verſtandes** und **Willens, Gemüthsbeſchaffenheit, Umſtände** und **Verhältniſſe** derjenigen Perſonen, von welchen gefragt wird, ob ſie eine vorgegebene Sache gethan haben, oder thun werden, oder die Wahrheit ſagen, oder aufrichtig handeln 2c. Hiebey werden nun die Begriffe der **Nothwendigkeit, Möglichkeit, Unmöglichkeit** 2c. auf eine dreyfache Art genommen. 1. Metaphyſiſch, was nämlich an ſich nothwendig, möglich, unmöglich iſt. 2. Phyſiſch, was es in der gegenwärtigen Welt nach den Geſetzen ihrer Einrichtung und Veränderungen iſt. 3. Moraliſch, was es nach den Geſetzen und Kräften des Willens, und bey beſtimmten Graden und Vollkommenheiten oder Unvollkommenheiten deſſelben iſt. Man ſieht leicht, daß die von dem Willen hergenommene Argumente vornehmlich auf das gehen, was man **moraliſch möglich, unmöglich, nothwendig** nennt, und daß man dabey den **Vorſatz** von dem **Verſehen**,

Un=

Unachtſamkeit und **Nachläßigkeit** zu unterſcheiden habe. Das moraliſch Unmögliche iſt der Gedenkensart und Gemüthsverfaſſung eines Menſchen zuwider, und ſo fern ein Menſch ſich Regeln vorſchreibt, oder auch ſich daran gewöhnt, die er mit Wiſſen nicht übertritt, ſo fern wird das vorſetzliche Uebertreten derſelben für **moraliſch unmöglich** angeſehen, weil er ſich eine Art von **Nothwendigkeit** auferlegt, nach denſelben zu handeln, auch wo das Gegentheil möglich bleibt. Was nun ſolche Regeln unbeſtimmt laſſen, wird zu dem **moraliſch Möglichen** gerechnet. Uebrigens werden die Wörter, **moraliſch möglich**, **unmöglich**, **nothwendig**, metaphoriſch genommen, und daher der Begriff derſelben, ſo wie der Begriff der **moraliſchen Beweiſe**, viel weiter ausgedehnt. Auf dieſe Art wird ſogar in Glücksſpielen ein Fall, der kaum $\frac{1}{1000}$ oder $\frac{1}{10000}$ Wahrſcheinlichkeit hat, moraliſch unmöglich genennt.

§. 231. Die von dem **göttlichen Willen**, und überhaupt von den **göttlichen Vollkommenheiten** hergenommene Argumente, machen hiebey eine beſondere Claſſe aus, und verdienen in vielen Abſichten eine genauere Unterſuchung. Man macht dabey, was wirklich geſchieht, zu göttlichen Abſichten, und die Urſachen, ſo die Veränderungen hervorbringen, zu Mitteln. In Anſehung erſterer wird zwiſchen dem **poſitiven Wollen** und dem **bloßen Zulaſſen** ein Unterſchied gemacht. Gott **will**, was wirklich und gut iſt, er läßt die Schranken des Wirklichen und die daherrührenden Mängel, wegen des Wirklichen und Guten zu. So lange man hiebey a poſteriori geht, und folglich die allgemeinern Geſetze der Dinge und Veränderungen in der Welt aus der Erfahrung kennen lernt, ſo lange hat die Vergleichung derſelben keine Schwierigkeiten. Wir können noch beyfügen, daß, wenn wir die göttlichen

Vollkommenheiten aus der Welt, und folglich den Schöpfer aus ſeinem Werke wollen kennen lernen, es auf dieſe Art geſchehen müſſe. So gewöhnen wir uns an eine gedoppelte Sprache. Die erſte ſtellt uns die Dinge der Welt, ihre Veränderungen, Verbindungen und Verhältniſſe nebſt den Geſetzen, ſo, wie ſie die Erfahrung angiebt, mit eigenen Worten vor. Wir reden darinn von Urſachen, Kräften und Wirkungen. Die andere Sprache macht aus den Wirkungen Abſichten, aus den Urſachen Mittel, aus den Geſetzen Vorſchriften des göttlichen Willens, die den göttlichen Vollkommenheiten gemäß ſind, und die ganze Schöpfung vom Anfange an durch alle Zeiten durch, wird darinn ein Abdruck und fortdauernde Wirkung aller göttlichen Vollkommenheiten zuſammengenommen, genennt. Die Ueberſetzung aus der erſten dieſer Sprachen in die letztere, iſt immer möglich und leicht, ſo weit erſtere reicht und richtig iſt. In ſo ferne aber dient dieſe Ueberſetzung eigentlich nur zur Erbauung. Es könnte aber dieſe Erbauung noch ungleich größer und ausgedehnter und zugleich noch mit wichtigen Vortheilen begleitet werden, wenn wir die zweyte dieſer Sprachen zum Grunde legen, ſie in ein richtiges Syſtem bringen, und was wir daraus finden, in die erſtere überſetzen könnten. Das will ſagen: **Die Theologie oder die Lehre von den Abſichten der Dinge in der Welt, ſollte ihre allgemeinen Gründe aus der Theorie der göttlichen Vollkommenheiten hernehmen, und uns nicht nur die Allgemeinheit der Geſetze der Natur beweiſen, ſondern auch zur Erfindung derſelben dienen.** So weit iſt aber dieſe Wiſſenſchaft noch nicht gebracht, und in dem, was wir davon haben, auch ſo ſtrenge nicht a priori erwieſen, daß die daraus entliehene Gründe nicht immer noch der Erfahrung, als einer Probe bedürften, wodurch

die Beſorgniß, es möchten andere Gründe Ausnahmen und Aenderungen an unſeren teleologiſchen Schlüſſen machen, gehoben wird.

§. 232. Der allgemeinſte Anſtand, der in Anſehung der teleologiſchen Gründe vorkömmt, und als ein Zweifel wider dieſelben gebraucht wird, iſt die Beſorgniß, daß wir von Gott viel zu menſchlich denken. Wer dieſen Anſtand hat, nimmt die vorgemeldte zweyte Sprache nur als eine Hypotheſe an, und zweifelt, ob ſie weiter, als die Erfahrung reicht, gebraucht werden könne? In ſo ferne wird er teleologiſche Schlüſſe höchſtens nur als eine Veranlaſſung anſehen, Erfahrungen aufzuſuchen, die uns vielleicht ohne ſolche Schlüſſe nicht beygefallen wären. Hierüber merken wir nun an, daß beyde Sprachen einerley Sache benennen, und daher gleichſam nur in der Benennung verſchieden ſeyn ſollen. Nämlich, die phyſiſche Sprache gebraucht die eigenen Namen, die teleologiſche aber ſolche, die die Verhältniß der Dinge gegen Gott zugleich mit den Dingen benennen. Man fange nun bey der Erfahrung an, um ſich zur Ueberſetzung aus einer Sprache in die andere den Weg zu bahnen, und die Gründe zu dieſer Ueberſetzung zu beſtimmen: ſo entſteht die Frage, ob man aus Erfahrungen andere Erfahrungen herleiten könne? Dieſes iſt nun allerdings möglich, und die Phyſik giebt uns häufig Beyſpiele davon. Nun ſage ich, daß dieſe Möglichkeit bey dem Gebrauche der teleologiſchen Sprache nicht wegfalle, wenn ſie auf erſtbemeldte Art eingerichtet iſt. Denn ſo benennt ſie einerley Dinge, wie die phyſiſche Sprache, nur daß ſie Namen gebraucht, die eine Verhältniß der Dinge zu den göttlichen Vollkommenheiten mit anzeigen. Dieſe Verhältniß aber verwandelt höchſtens nur das iſt, ſo die phyſiſche Sprache gebraucht, in ein muß ſeyn, weil die göttlichen Vollkommenheiten das fordern, was die Erfahrung

lehrt, daß es ſey. Um ein Beyſpiel anzuführen, welches in der Teleologie und Phyſik ſehr weit reicht, ſo gebraucht man in der Phyſik den Satz: **Was beſtändig geweſen iſt, fährt fort zu ſeyn, und wie ferne,** als einen Grundſatz von dem **Beharrungsſtande** der Dinge und Geſetze der Natur. Die Teleologie macht dieſen Satz aus dem Begriffe der Unveränderlichkeit Gottes in den Vorſchriften ſeines Willens nothwendig. Nun kann man beweiſen, daß, wo ein Beharrungsſtand ſeyn ſoll, dasjenige dabey vorkommen müſſe, was man in der höhern Geometrie ein maximum und ein minimum heißt. Denn die Kräfte, die an dem Beharrungsſtande etwas ändern können, müſſen nicht nur im Gleichgewichte, und folglich das Uebergewicht = 0 ſeyn, ſondern auch das Differentiale des Uebergewichtes muß = 0 ſeyn. Letzteres aber giebt ein maximum oder ein minimum. Auf eine ähnliche Art werden die Abwechslungen, die in dem Beharrungsſtande vorkommen, durch maxima und minima innert beſtimmten Schranken erhalten, wie es z. E. in Anſehung der Witterung geſchieht. Die Teleologie ſucht die Bedingungen des Beharrungsſtandes aus den Folgen, die die beſten ſeyn ſollen, und daraus leitet ſie allerdings auch maxima und minima her. Zu dem kömmt noch, daß Größen, die veränderlich angenommen werden können, oder bey deren Beſtimmung eine Auswahl bleibt, die eleganteſten und ſchicklichſten Eigenſchaften da haben, wo ſie ein maximum oder ein minimum werden. So z. E. hat Herr Profeſſor König dem Herrn von Reaumur auf des letztern Anſuchen erwieſen, daß man bey den Bienencellen nicht nur die ſechseckige Figur, ſo die länglichten Seiten machen, ſondern auch die Pyramidalfigur des Bodens beſtimmen kann, wenn man annimmt, daß die Bienen, um eine gleiche Menge Honigs zu faſſen, am wenigſten Wachs gebrau-

gebrauchen, und folglich ihre Sparſamkeit darinn zum maximo wird. Setzt man aber die Rechnung weiter fort, ſo ergiebt ſichs, daß von allen 9 Flächen jede zwo aneinanderſtoßende einerley Neigungswinkel gegen einander haben, und folglich die Bienen einerley Mechaniſmum gebrauchen, ſowohl den prismatiſchen als den pyramidiſchen Theil ihrer Cellen mit der größten Sparſamkeit zu bauen. Eine Schicklichkeit, die man um deſto weniger erwarten konnte, weil bey mehrern Abſichten faſt immer eine der andern Abbruch thut. Wir können übrigens in Anſehung des Beharrungsſtandes noch anmerken, daß eine entwickelte Theorie deſſelben zu der Teleologie und deren Brauchbarkeit nicht wenig dient, beſonders wenn darinn die Bedingungen erörtert werden, unter welchen ein Beharrungsſtand möglich iſt. Denn dieſes giebt umgekehrte Sätze, die ſich ſodann auf die Welt anwenden laſſen, und zugleich Aufhäufungen von Argumenten erſparen (§. 168.).

§. 233. Die hiſtoriſche Gewißheit beruht großentheils auf der Glaubwürdigkeit der Nachrichten, die wir davon haben. Denn was wir von den Veränderungen in der Welt ſelbſt ſehen oder empfinden, oder aus ihren Folgen und Urſachen ſchließen können, macht einen geringen Theil der Geſchichte aus. Die Beurtheilung der Richtigkeit und Zuverläßigkeit einer Nachricht beruht aber 1. theils auf der Unterſuchung der Sache ſelbſt, ſo ferne ſie erzählt wird. Sie ſoll nichts widerſprechendes enthalten, und ſo auch nichts das metaphyſiſch oder phyſiſch unmöglich iſt. 2. Theils auf der Vergleichung der Nachricht mit den Umſtänden, die ſie vorausſetzt, und mit den Folgen, die die Sache, falls ſie wahr iſt, haben muß. 3. Auf der Unterſuchung der Glaubwürdigkeit des Zeugen, Ausſagers oder Nachſagers, ob er die Wahrheit ſagen könne, und ob er ſie ſagen wolle? Die Aufmerkſamkeit, das

Gedächtniß und die durch Uebung erlangte Kenntniß von Sachen gleicher Art ſind Erforderniſſe, ohne die ein Zeuge, auch wenn er die Wahrheit ſagen will, derſelben leicht verfehlt, zumal wenn auch Affecten ſich mit einmengen, deren Einfluß in die Erkenntniß der Wahrheit wir in vorhergehendem Hauptſtücke umſtändlicher betrachtet haben. Es iſt auch hinwiederum für ſich klar, daß wenn es dem Zeugen am Willen fehlt, die Wahrheit zu ſagen, der Grund davon ebenfalls in wahren oder irrigen Vorſtellungen liege, wodurch Affecten ihm den Willen anders lenken, und durch eine größere Heftigkeit in der Erzählung die Erzählung an ſich ſchon dadurch verdächtig machen, daß ſie, wo nicht ganz falſch, doch verſtellt und übertrieben ſey.

§. 234. Indeſſen muß es dem Zeugen weder an der Erkenntniß noch am Willen fehlen, wenn ſeine Glaubwürdigkeit = 1, oder vollſtändig ſeyn ſolle. Das erſtere entſcheidet ſich aus der Vergleichung der Nachricht oder der Erzählung mit der Fähigkeit des Erzählenden, und dabey muß die Erzählung ſtückweiſe betrachtet werden, wenn ſie aus mehrern beſteht. Sodann muß man unterſuchen, ob der Zeuge nicht mehr ſagt, als er wirklich hat ſehen oder empfinden können? Dieß geſchieht 1. wenn er Schlüſſe aus den Empfindungen mit in die Erzählung mengt. 2. Wenn er den empfundenen Sachen Namen giebt, die mehr in ſich begreifen, als man empfinden kann, z. E. bey Handlungen die Abſicht und Moralität. Im erſten Fall muß man die Schlüſſe weglaſſen, im andern Fall aber ſtatt der in der Erzählung gebrauchten Wörter ſolche dafür nehmen, die nicht mehr angeben, als der Erzählende wirklich hat empfinden können. 3. Wenn der Erzählende ſtatt des Scheins, den die Empfindung darbeut, das erzählt, was er dabey für das Wahre und Reale anſieht. Da muß man ſeine Sprache ebenfalls wiederum in die Sprache

des

des Scheins überſetzen. So weit man es in dieſen dreyen Stücken bringen kann, ſo weit wird auch die Erzählung das Empfundene eigentlicher und einfacher vorſtellen. Kömmt die Erzählung dadurch nun ſo heraus, daß die Empfindung nicht nur möglich iſt, ſondern daß wir klar einſehen, wir würden die Sache ebenfalls ſo empfunden haben, wenn wir an des Erzählenden Stelle geweſen wären, ſo können wir von ihm in Abſicht auf die Erkenntniß oder das Wiſſen nicht mehr fordern; und hinwiederum verräth es ſich durch eine ſolche Zergliederung ſehr oft, wenn es dem Erzählenden am Willen fehlt, zu ſagen, was er empfunden hat. Denn die Affecten miſchen das Empfindbare und das Nichtempfindbare faſt immer durch einander, und bey Erdichtungen giebt man darauf ebenfalls nicht ſo ſorgfältig Achtung.

§. 235. Die Glaubwürdigkeit eines Menſchen kann ſowohl in Abſicht auf den Verſtand als in Abſicht auf den Willen eingetheilt werden.

1. **Die Glaubwürdigkeit überhaupt**, ſo fern ſie gleichſam **perſönlich** iſt, proportionirt ſich nach den Graden der Erkenntnißkräfte, und der Gewiſſenhaftigkeit. Erſtere machen das Irren ſeltener, je größer und geübter ſie ſind; letztere aber macht die Lügen und Unwahrheiten ſeltener, und zuweilen moraliſch unmöglich; ſo wie es hingegen Leute giebt, die aus Scherz, Muthwillen, Affecten ꝛc. ſich zum Lügen gewöhnen, und das Gute, Nützliche ꝛc. zum Maaßſtab des Wahren machen.
2. **Die Glaubwürdigkeit in einer gewiſſen Art von Sachen.** Dieſe kann durch Mangel der dazu nöthigen Erkenntniß, durch Vorurtheile und Affecten, die ſich dabey mit einmengen, merklich vermindert werden, und in ſoferne der allgemeinen oder perſönlichen Glaubwürdigkeit Abbruch thun.

thun. So wie hingegen die durch Uebung erlangte Erkenntniß in einer gewiſſen Art Sachen, ſie in Anſehung derſelben vermehren kann.

3. Die Glaubwürdigkeit in einem beſondern Fall. Hier muß man noch zu beyden erſtern Beſtimmungsſtücken noch die Individualien mitnehmen, die der Fall ſelbſt und ſeine Verhältniß zu dem Erzählenden anbeut, ſowohl in Abſicht auf die Möglichkeit, ſich den Fall richtig vorzuſtellen, als in Abſicht auf die Beweggründe, ihn aufrichtig oder verſtellt zu erzählen.

§. 236. Die beyden erſten von dieſen drey Arten der Glaubwürdigkeit, auch wenn ihre Grade bey einem Menſchen beſtimmt wären, würden nur eine vermiſchte Wahrſcheinlichkeit geben, weil ſie aus einer Summe von einzelnen Glaubwürdigkeiten beſtehen, deren jede einen verſchiedenen Grad hat. Sie ſind demnach eigentlich nur das Mittel aus allen, und wenn man es dabey wollte bewenden laſſen, ſo würde jede auf bloßen Nachrichten beruhende hiſtoriſche Erkenntniß nur einen ſehr mittelmäßigen Grad der Wahrſcheinlichkeit haben. Wir haben das Fehlerhafte von ſolchen Vermengungen bereits oben (§. 219.) angezeigt. Nun ſucht man zwar ſolche geringer ſcheinende Grade der Wahrſcheinlichkeit durch die Aufhäufung einzelner Zeugen zu vermehren, und man kann allerdings nicht in Abrede ſeyn, daß wenn auch ſolche Aufhäufung ohne Auswahl geſchieht, jeder von dem andern unabhängige Zeuge als ein beſonderes und von den übrigen unabhängiges Argument könne angeſehen werden, wenn ſie nämlich in der Ausſage übereinſtimmen, und ſo ferne ſie übereinſtimmen. Wir wollen aber die Berechnungsart vollſtändiger angeben.

§. 237. Man ſetze zween Zeugen, die einerley ausſagen. Des erſten Glaubwürdigkeit ſey ſo beſchaffen,

daß

daß er gegen 10 Wahrheiten 3 Unwahrheiten und 1 Lüge ſagt: das iſt, daß man ihm in 10 Fällen glauben, in 3 Fällen nicht glauben, und in einem Fall das Gegentheil glauben müſſe, wenn man die Wahrheit treffen will. Dieſes drücken wir nun ſo aus

$$10\,a + 3\,u + 1\,e.$$

Eben ſo ſey die Glaubwürdigkeit des andern

$$12\,a + 5\,u + 2\,e.$$

Werden nun dieſe Fälle mit einander multiplicirt, ſo iſt das Product

$$120\,aa + 86\,au + 15\,uu + 11\,eu + 2\,ee + 32\,ae.$$

Aus dieſem Product wird 32 ae weggelaſſen, weil es unmöglich iſt, dem einen Zeugen die Ausſage und dem andern das Gegentheil zugleich zu glauben. Ferner wird 120 aa + 86 au zuſammengezogen, und 206 a daraus gemacht. Denn ungeacht man in den 86 Fällen dem einen Zeugen nicht glaubt, ſo glaubt man doch dem andern. Auf gleiche Art zieht man 2 ee + 11 eu zuſammen, und macht 13 e daraus. Denn bey den 11 eu fällt der Glaube auf das Gegentheil der Ausſage. Demnach haben wir

$$206\,a + 15\,u + 13\,e$$

für die Glaubwürdigkeit eines Zeugen, der ſo viel gilt, als beyde erſtere zuſammengenommen. Kömmt noch ein dritter Zeuge dazu, ſo wird ſeine Glaubwürdigkeit mit der erſtgefundenen auf eben die Art multiplicirt, um die von einem Zeugen zu finden, der ſo viel gilt als alle drey zuſammengenommen. Die allgemeine Formel iſt dieſe:

1. Zeuge, $Ma + Nu + Pe.$
2. Zeuge, $ma + nu + pe.$

Beyde, $(Mm + Mn + mN)\,a + Nn.\,u + (Pp + Pn + pN)\,e.$

Iſt

Iſt des einen Zeugen Glaubwürdigkeit vollſtändig, ſo iſt n = p = o, demnach fallen im Product alle Glieder, u, e, weg, welches anzeigt, daß die übrigen Zeugen ſeine Glaubwürdigkeit, weder vermehren noch vermindern, weil alle übrigbleibende Fälle a ſind. Hingegen wo keines Zeugen Glaubwürdigkeit vollſtändig iſt, da kömmt in der Summe von allen noch immer u und e vor, und folglich auch nur Wahrſcheinlichkeit für die Ausſage.

§. 238 Sind die Zeugen in der Ausſage nicht einſtimmig, ſo ſagen ſie entweder ganz verſchiedene Sachen oder das Gegentheil, weil die Ausſage immer poſitiv ſeyn, und die Sache nicht dahin geſtellt laſſen ſolle. Sagen ſie ganz verſchiedene Sachen, ſo kömmt keine Berechnung der Summe ihrer Glaubwürdigkeit vor. Hingegen kömmt ſie vor, wenn einige das Gegentheil ſagen. In dieſem Fall verwandelt man nur ihre Glaubwürdigkeit in die Glaubwürdigkeit des Gegentheils, und ſo wird, um bey vorigem Beyſpiel zu bleiben, wenn der zweyte Zeuge das Gegentheil ausſagt,

$$12a + 5u + 2e$$

in

$$2a + 5u + 12e$$

verwandelt. Nimmt man nun den erſten Zeugen

$$10a + 3u + e$$

dazu, ſo iſt die Summe der Glaubwürdigkeiten

$$76a + 15u + 53e,$$

welche von der vorigen merklich verſchieden iſt. Iſt der Zeuge, ſo das Gegentheil ſagt, vollſtändig glaubwürdig, ſo wird in der allgemeinen Formel $M = N = o$, und ſo bleiben in dem Product nur die Fälle e, ſo daß folglich die Glaubwürdigkeit jeder anderer Zeugen demſelben keinen Abbruch thut. Es iſt auch an ſich unmöglich, daß von zween Zeugen, die beyde eine vollſtändige

Glaubwürdigkeit haben, der eine das Gegentheil der Ausſage des andern ſagen ſollte. Setzt man dieſen Fall, ſo wird in der Formel $M = N = n = p = 0$, und demnach in dem Product alle Glieder $= 0$. Das will nun ſagen, es komme kein ſolcher Fall vor.

§. 239. Wir können hier beyläuftig anmerken, daß erſtgegebene Formel auch bey Argumenten gebraucht werden können, die von einander unabhängig ſind, und einen gleichen Satz wahrſcheinlich machen. Iſt ein ſolches Argument

$$12a + 5u + 2e,$$

ſo will dieſes ſagen: es beweiſe in 12 Fällen den Satz, in 5 Fällen beweiſe es nichts oder laſſe den Satz dahingeſtellt, in 2 Fällen ſtoße es den Satz um, oder beweiſe das Gegentheil, oder mache ihn verneinend. Bringt man durch wahrſcheinliche Schlüſſe Sätze von dieſer Art (§. 194.)

$$\text{alle A } \left(\tfrac{12}{19}a + \tfrac{5}{19}u + \tfrac{2}{19}e\right) \text{ ſind B}$$

heraus, ſo ſtellen die Brüche, womit das Bindwörtgen behaftet iſt, die Glaubwürdigkeit des Satzes, und folglich das Gewicht des Arguments vor. Uebrigens wird man die hier angegebene Berechnungsart von derjenigen merklich verſchieden finden, die in der Bernoulliſchen Arte coniectandi pag. 220. ſeq. vorkömmt. Herr Bernoulli nimmt daſelbſt zweyerley Argumente an, nämlich ſolche, die theils beweiſen, theils nicht beweiſen: und ſodann ſolche, die theils beweiſen, theils das Gegentheil beweiſen. Erſtere nennt er reine, die andern aber vermiſchte Argumente. Dieſen fügt er noch die dritte Art bey, die nämlich theils nicht beweiſen, theils das Gegentheil beweiſen, welche er aber nicht mit in die Rechnung gezogen, ſondern nur angegeben hat. Dieſe drey Arten von Argumenten haben wir hier in eine allgemeine Art zuſammengezogen. Denn aus der Formel

$$Ma + Nu + Pe$$

kann man

$$1.\ Ma + Nu$$
$$2.\ Ma + Pe$$
$$3.\ Nu + Pe$$

machen, wenn man P oder P oder M = o ſetzte. In dieſer Abſicht iſt die hier angegebene Berechnungsart allgemeiner, als die Bernoulliſche, weil ſie mit einem male alle ſeine beſondern Fälle vorſtellt. Sie giebt aber auch ein anderes Product, und dieſes ſollte nicht ſeyn, wenn beyde richtig wären. Wir werden die Bernoulliſche nicht herſetzen, ſondern nur anmerken, daß, wenn man in ſeiner Formel (pag. 221.)

$$1 - \frac{cfi}{adg} \cdot \frac{ru}{qt + ru}$$

eines von den Argumenten, die zum Theil nichts, zum Theil das Gegentheil beweiſen, als vollſtändig annimmt, oder ſetzt, es beweiſe das Gegentheil vollſtändig, und demnach q oder t = o ſetzt, dieſe Formel ſich in

$$1 - \frac{cfi}{adg}$$

verwandelt, da ſie doch = o werden ſollte, weil in dieſem Fall alle bejahende Argumente, deren Summe dieſe Formel vorſtellt, ganz entkräftet werden. Man wird den Grund, warum die Formel dieſes anders angiebt pag. 221. darinn finden, daß Herr Bernoulli die Fälle, in welchen die reinen Argumente für ſich betrachtet beweiſen, als gültig anſieht, die damit combinirten Fälle der vermiſchten Argumente mögen das Gegentheil beweiſen oder nicht. Wir haben aber (§. 237.) die Fälle ae ganz weggelaſſen, weil ſie unmöglich ſind, und dieſes macht das Product in der hier angegebenen Rechnung von dem Product der Bernoulliſchen verſchieden.

§. 240. Dieſe ganze Berechnungsart geht aber nur auf das Allgemeine von der Glaubwürdigkeit der Zeugen, und der Summe ihrer Glaubwürdigkeiten, wenn mehrere ſind. Denn es wird darinn alles ohne Auswahl vermengt. Man muß daher, wenn man in beſondern Fällen nicht bey allgemeinen und verworrenen Wahrſcheinlichkeiten ſtehen bleiben will, die Möglichkeit, daß jeder Zeuge zuweilen irren oder lügen könne, nicht ſo ohne Auswahl und ohne Rückſicht auf den vorgegebenen Fall zum Grunde ſetzen, und noch weniger die Möglichkeiten bey dem einen Zeugen ohne nähere Vergleichung und Auswahl mit den Möglichkeiten bey den andern Zeugen verbinden, weil man auf dieſe Art nicht über einen öfters ſehr mittelmäßigen Grad der Wahrſcheinlichkeit hinausreichen würde, zumal wo die Ausſagen widerſprechend ſind (§. 238.). Denn in einzelnen Fällen iſt es gar wohl möglich, daß ein Zeuge gerade dasjenige erſetze, was noch an der Glaubwürdigkeit des andern mangelte, und ſo kann die Gewißheit bey zween Zeugen vollſtändig werden, da hingegen, wenn man ſie nicht genauer mit einander vergleicht, auch bey mehrern Zeugen noch immer ſcheinbare Zweifel zurücke bleiben würden.

§. 241. Die oben ſchon (§. 234.) angegebene Zergliederung der Zeugniſſe oder Ausſagen, beſonders wenn dieſe theils in den Worten, theils in den einzelnen Theilen, von einander verſchieden ſind, mag hiebey, ſo ferne ſie jedesmal angeht oder genugſame Data vorräthig ſind, ſehr gute Dienſte thun. Denn läßt man bey jeder Ausſage weg, was nicht hat empfunden werden können, und überſetzt man das übrige in die Sprache des Scheins; ſo läßt ſich, was man heraus bringt, in Anſehung jeder Ausſage mit dem Geſichtspunkt vergleichen, aus welchem jeder Zeuge die Sache geſehen oder empfunden hat. Und auf dieſe Art werden öfters auch

widerſprechend ſcheinende Ausſagen mit einander verglichen und zuſammengereimt werden können, wobey denn der Anſtand, ob es den Ausſagern am Willen fehle, faſt nothwendig verſchwindet.

§. 242. Kommen aber die Ausſagen in den Worten überein, und ſie ſind übrigens von einander unabhängig, ſo iſt es wohl möglich, daß ſie in gewiſſen Fällen nur den Schein der Sache angeben, zumal wenn ſich die Sache nur nach dem Schein zeigt. Man fordert aber auch von den genaueſten Beobachtern ſelbſt nichts anders, und in ſo ferne kann auch von den Zeugen nicht mehr gefordert werden, weil man das Wahre durch Schlüſſe herausbringen, und dieſe von der Empfindung ſelbſt unterſcheiden ſolle (§. 91.).

§. 243. So fern man aber die Zuverläßigkeit der Ausſage aus den Graden der Glaubwürdigkeit ſchätzen muß, ſo iſt allerdings darauf zu ſehen, ob man das Anſehen des einen Ausſagers durch das Anſehen des andern ergänzen könne. Dazu wird nun nothwendig erfordert, daß es nicht beyden in einerley Stücken fehle, wie z. E. wenn keiner die Kenntniß hat, die zu Beurtheilung und richtiger Benennung der empfundenen Sache erfordert wird, oder wenn beyde aus einerley oder auch verſchiedenen Gründen in Anſehung des Willens verdächtig ſind. Sind aber die Ausſagen von Wort zu Wort oder wenigſtens im Grunde einerley, ſo iſt auch öfters die Ausſage des Verſtändigern ein Beweis, daß der Einfältigere nicht geirret oder eines für das andere genommen habe; ſo wie hingegen die Aufrichtigkeit des Einfältigern den Zweifel heben kann, daß der Verſtändigere ſich keinen Betrug vorgeſetzt habe.

§. 244. Die Hauptfrage aber, die hier zu unterſuchen vorkömmt, betrifft die hiſtoriſche Gewißheit überhaupt, ob ſie jemals vollſtändig oder $= 1$ werden könne? Hierüber merken wir vorerſt an, daß unſere

eigene

eigene Exiſtenz auch mit unter dieſe Frage gehört, weil die hiſtoriſche Erkenntniß eigentlich auf exiſtirende Dinge geht. Wir machen aber unſere Exiſtenz zum **Maaßſtabe der Gewißheit**, wenn wir z. E. ſagen: ſo gewiß ich da bin, (Alethiol. §. 72. 110.). Und dieſen Maaßſtab gebrauchen wir auch vornehmlich nur bey hiſtoriſchen Wahrheiten, wo es ſchlechthin auf unſere Glaubwürdigkeit ankömmt. Denn in der Geometrie und andern a priori erweisbaren Wiſſenſchaften wird der Beyfall durch Demonſtrationen erhalten, ſo wie wir da, wo wir die Sache ſelbſt empfinden, den Beyfall nicht mehr auf der Glaubwürdigkeit des Erzählenden, ſondern auf der Empfindung beruhen laſſen. Nämlich bey **Demonſtrationen** glauben wir, weil wir uns die Sache **vorſtellen**; bey **Empfindungen**, weil wir uns der Empfindung **bewußt ſind**; bey **Nachrichten**, ſie mögen nun beweisbar ſeyn oder hiſtoriſch, weil wir den Erzählenden für **glaubwürdig** anſehen.

§. 245. Wir können ferner die ganze Reihe unſerer Gedanken mit unter die hiſtoriſche Erkenntniß rechnen, und dabey haben wir den Grundſatz: **Wenn wir etwas denken, ſo iſt es gewiß, daß wir es denken.** Und dieſe Gewißheit geht mit der von unſerer Exiſtenz durchaus zu paaren.

§. 246. In Anſehung der Empfindungen haben wir bereits im zweyten Hauptſtücke das, was in denſelben Schein iſt, und beſonders den organiſchen und pathologiſchen Schein von dem realen getrennt, und die ſpecialern Mittel angegeben, Empfindungen als Empfindungen zu erkennen, und das Wahre darinn zu entdecken, und uns davon zu verſichern. Denn hiebey muß man die Gewißheit in ſpecialen Fällen aufſuchen. Die Zweifel, die man macht, daß ſie niemals = 1 werde, gründen ſich nur auf Sätze, worinn man jede Stuffen

des Gewiſſen mit dem Ungewiſſen vermengt hat (§. 219.). Wir können die geographiſchen Nachrichten zum Beyſpiele nehmen. Sie ſind unſtreitig nicht alle von gleicher Zuverläßigkeit, und es mengt ſich falſches und fabelhaftes mit ein. Nun wird ſich wohl niemand in Sinn kommen laſſen, dieſe ſo verſchiedenen Grade der Gewißheit durch einander zu mengen, und daher jeder einzelnen Nachricht nicht mehr als den mittlern Grad der Wahrſcheinlichkeit zu geben. Wir führen dieſes Beyſpiel an, weil es da gar zu offenbar iſt, daß man ſich, in Anſehung der Zuverläßigkeit einzelner Nachrichten, um ſpecialere Gründe und Kennzeichen umſehen müſſe.

§. 247. Wir finden uns in Anſehung der äußern Sinnen überhaupt in gleichem Falle. Es iſt unſtreitig, daß jede Arten von Schein ſich dabey zuweilen mehr oder minder einmengen, und die Körperwelt ſich uns durchaus nur nach dem Schein zeigt (§. 91.). Wollte man aber alle Empfindungen in eine Claſſe ſetzen, und die beſondern Grade der Zuverläßigkeit einer jeden durch einander mengen, um alle nach dem mittlern Grad zu ſchätzen; ſo würde man jeder einzelnen Empfindung einen ſehr mittelmäßigen Grad der Wahrſcheinlichkeit geben, und die Nachrichten davon würden noch einen geringern bekommen. Indeſſen verfährt man dennoch auf dieſe Art, wenn man die Frage von der Zuverläßigkeit dieſer oder jener Empfindung unterſtützt. Die Einwürfe ſind immer: daß die Sinnen zuweilen betrügen, man könnte ſich überſehen haben, es könnte an der Aufmerkſamkeit, am Gedächtniß ꝛc. gefehlt haben ꝛc. Allein, Einwürfe von dieſer Art machen, will nicht mehr ſagen, als den mittlern Grad der Wahrſcheinlichkeit ohne Unterſchied auf jede einzelne Empfindung ausbreiten. Die Gewißheit bey Empfindungen iſt individual, und man kann

die

die Fälle, wo ſie vollſtändig ſtatt hat, nicht durch diejenigen in Zweifel ziehen, wo ſich Irrthum einmengte, ſondern ſie muß in jedem Fall für ſich, und während dem er ſich zuträgt, unterſucht und erörtert werden, weil man nachgehends nicht alle Individualien vor ſich haben kann. So z. E. wenn ein Aſtronome oder ein Naturforſcher Beobachtungen oder Verſuche anſtellt, ſo muß die Gewißheit, daß er richtig dabey verfahren und jede Umſtände mit Bewußtſeyn bemerkt habe, während der Beobachtung oder währendes Verſuches erlangt werden. Daß dieſes, zumal bey einfachern Obſervationen und Verſuchen, möglich und häufig geſchehen ſey, das beweiſt die Aſtronomie durch die Mittel die ſie hat, die Veränderungen am Firmamente vorauszuſagen, und die Phyſik erweiſt es theils durch ähnliche Mittel, theils auch dadurch, daß viele von ihren Verſuchen wieder angeſtellt und dadurch gleichſam auf die Probe geſetzt werden können. Und da dient der oben (§. 232.) zum Behuf der Theologie angeführte Grundſatz: **Was beſtändig geweſen iſt, fährt fort zu ſeyn, und wieferne,** der ſich bey Beurtheilung der Gewißheit einzelner Empfindungen und deren Prüfung häufig anwenden läßt.

§. 248. So ferne es demnach Fälle giebt, wo wir bey eigenen Empfindungen zu einer völligen Gewißheit gelangen können: ſo ferne können wir die Möglichkeit davon auch andern zutrauen, und zwar deſto mehr und allgemeiner, je ſorgfältiger und geübter ſie ſind, mit Bewußtſeyn zu empfinden, und das Empfundene richtig zu benennen. Kommen demnach ſolche Fälle vor, wo jemand ohne vorſetzliche Unachtſamkeit ſich nicht hat irren können, ſo wird die Glaubwürdigkeit ſeiner Nachricht ſchlechthin auf den Willen reducirt. Und damit hat es in Sachen, die wir allenfalls ſogleich ſelbſt erfahren oder von mehrern Nachricht einziehen können, wenigen

Anſtand. Es kann zwar vorkommen, daß wir die Nachricht anders verſtehen, als ſie der Ausſager will verſtanden wiſſen. Dieſes gehört aber zur Auslegekunſt, als welche Mittel angiebt, dem Misverſtand vorzubeugen. Ueberhaupt aber hat es in Abſicht auf den Willen die Bewandniß, daß, wer anders redet, als er denkt, Gründe oder Beweggründe dazu haben muß, theils weil es natürlich iſt, das, was man denkt, zu ſagen, theils weil es jedem Menſchen daran gelegen ſeyn ſoll, ſich nicht durch Unwahrheiten in Gefahr zu ſetzen, in wahren Ausſagen, und wo er es wünſchte, nicht mehr Glauben zu finden.

§. 249. Nach den bisherigen Betrachtungen werden wir nun umſtändlicher entwickeln können, wie vielerley man durch die **moraliſche Gewißheit** und **moraliſche Beweiſe** verſtehe. Man ſetzt erſtere der **geometriſchen Gewißheit**, letztere aber den **geometriſchen Demonſtrationen** entgegen, und da können wir anmerken, daß hiebey das Wort **geometriſch** ſich nicht auf den **Stoff**, ſondern auf die **Form** und den **Zuſammenhang** der Demonſtration beziehe, weil es außer der Geometrie noch andere Wiſſenſchaften giebt, die eben ſolcher Gewißheit und Demonſtrationen fähig ſind (Dianoiol. §. 657. 658. 662. 663. Alethiol. §. 128.). Wir werden unter dieſer Bedingung das Wort **geometriſch** beybehalten, und ſo können wir verneinensweiſe jede Gewißheit **moraliſch** nennen, die nicht **geometriſch** iſt, oder nicht aus geometriſchen Demonſtrationen erwächſt. Man ſieht leicht, daß dieſer terminus *infinitus* mehrere Arten in ſich begreifen könne, und dieſe haben wir hier aufzuſuchen.

§. 250. Zu dieſem Ende kehren wir zu der bereits (§. 244.) gemachten Anmerkung zurücke, daß wir nämlich außer den Demonſtrationen noch die **Empfin-**

dungen und Nachrichten zu Mitteln haben, eine Erkenntniß zu erlangen. Die **Empfindungen** geben uns unmittelbar eine hiſtoriſche Erkenntniß, und man iſt ebenfalls ſchon daran gewöhnt, die dabey vorkommende Gewißheit **moraliſch** zu nennen, und zwar wiederum, weil ſie von einer andern Art als die geometriſche iſt. In Anſehung der **Nachrichten**, wodurch wir jede Erkenntniß verſtehen, die wir nur glauben, weil wir ſie von andern haben, ſind wir in ſo ferne von ihrer Wahrheit gewiß, ſo fern wir wiſſen, daß die davon gewiß ſind, von welchen wir ſie haben.

§. 251. Die geometriſche Gewißheit, wenn ſie anders ganz rein, und ohne Einmengung der andern Arten ſeyn ſoll, kömmt eigentlich nur bey Wiſſenſchaften vor, die im ſtrengſten Verſtande a priori ſind, und bey einfachen oder für ſich gedenkbaren Begriffen anfangen. Man ſehe hierüber die vorhin (§. 249.) aus der Dianoiologie und Alethiologie angezogenen Stellen. Hingegen kann ſie bedingnißweiſe auch da vorkommen, wo die übrigen Arten der Gewißheit mit eingemengt werden, und zwar, da nur in ſo fern die Form der geometriſchen Demonſtrationen dabey anwendbar iſt. Denn da geht ſie auf die Nothwendigkeit und Richtigkeit der Folgen. Beyſpiele hievon kommen in der angewandten Matheſi und Phyſik häufig vor.

§. 252. Hingegen erſtreckt ſich die Gewißheit, ſo uns die **Erfahrung** giebt, unmittelbar auf das, ſo wir ſelbſt a poſteriori erlernen, und folglich auf die Begriffe, die wir nicht für ſich denken können, wie die einfachen Begriffe (Dianoiol. §. 656. ſeq.). Die Naturgeſchichte, und Experimentalphyſik bieten uns Beyſpiele davon an. Die Begriffe und Sätze, ſo uns die Empfindungen unmittelbar angeben, ſind individual. Sie werden durch Inductionen allgemein, und die Möglichkeit, ſolche Inductionen complet zu machen, oder von ei-

nigen auf ganze Arten zu ſchließen, kömmt vor, ſo fern man den (§. 232. 247.) angeführten Grundſatz vom Beharrungsſtande anwenden kann. So fern man auf dieſe Art allgemeine Begriffe und Sätze findet, läßt ſich die geometriſche Methode dabey anwenden, weil allgemeine Begriffe und Sätze zu Schlüſſen erfordert werden.

§. 253. In Anſehung der Handlungen geben uns die Sinnen nur das Phyſiſche davon zu erkennen. Wenn wir demnach ihre Moralität betrachten, und ſie von da her benennen wollen: ſo muß die Abſicht, welche eigentlich die Moralität ausmacht, und nicht in die Sinnen fällt, auf eine andere Art gefunden werden. Nun ſollen wir bey unſern eigenen Handlungen uns wenigſtens derjenigen Abſicht bewußt ſeyn, die wir uns dabey klar oder deutlich vorſtellen. Und dieſe geht ordentlich auf das, wozu wir die Handlung als ein Mittel gebrauchen, ſie mag nun das Mittel ſeyn oder nicht. Ob aber die Abſicht immer der erſte Anlaß und Antrieb zur Handlung ſey, iſt eine andere Frage, weil es verborgenere Triebfedern zu Handlungen giebt. Bey den Handlungen anderer iſt die Beſtimmung der Abſichten ſchwerer. Sie läßt ſich weder aus dem Sichtbaren der Handlung, noch aus dem Erfolge ſo ſchlechthin beſtimmen, und von denen, die eine Handlung begehen, können wir die Abſicht, die ſie dabey hatten, ſo ferne wiſſen, als ſie ſelbſt ſich dieſelbe klar vorſtellten, und ſie uns aufrichtig entdecken (§. 107. 108. 113.). Indeſſen giebt es allerdings Fälle, wo ſich bey Handlungen die Abſichten leicht abzählen laſſen, und wo man folglich mit Zuziehung der übrigen Umſtände auf die wahre oder wirkliche ſchließen kann, beſonders wenn man nur auf die nächſte oder unmittelbare Abſicht ſieht. Denn dieſe iſt öfters auf die einzige mögliche eingeſchränkt. Man ſieht leicht, daß die Gewißheit und die

Grade derſelben, die bey ſolchen Unterſuchungen gefunden werden, in einem ungleich engern Verſtande moraliſch genennt werden können. Die Gewißheit hiebey iſt a poſteriori, und eben dadurch von der geometriſchen verſchieden, demnach ſchon in dieſem Verſtande moraliſch (§. 249.). Sie iſt es aber auch, weil ſie auf die Moralität der Handlungen, auf die Beſtimmung und Verſicherung derſelben geht.

§. 254. Die Beſtimmung der Urſachen von Veränderungen in der Welt, wo uns die unmittelbare Empfindung nur die letzteren angiebt, imgleichen die Beſtimmung der Folgen der Veränderungen, die ſich nicht ſo unmittelbar in ihren Verbindungen empfinden laſſen, geben noch eine Art der moraliſchen Gewißheit und ihrer Grade, welche aus der Gewißheit der Empfindungen und Schlüſſe zuſammengeſetzt iſt, und wobey die Vorderſätze der Schlüſſe, und beſonders die Oberſätze, ſelbſt aus der Erfahrung müſſen hergenommen werden (§. 252.). Wir haben die Art, wie wir dabey theils zu Wahrſcheinlichkeiten, theils zur Gewißheit gelangen, bereits oben (§. 162. ſeqq.) beſchrieben, und führen ſie hier nur an, um die Abzählung vollſtändiger zu machen.

§. 255. Bey den vier bisher erwähnten Arten der Gewißheit (§. 251. ſeqq.) haben wir noch immer vorausgeſetzt, daß, wenn wir den Stoff dazu auch nicht aus den ihnen eigenen Quellen haben, dennoch die Gewißheit oder Wahrſcheinlichkeit ſelbſt daher rühre. Was dieſes ſagen will, wollen wir durch Beyſpiele erläutern. So iſt es z. E. möglich, einen geometriſchen Satz durch die Erfahrung zu finden, und ſeine Allgemeinheit durch Induction zu beweiſen. Auf dieſe Art hat Fermat viele merkwürdige Eigenſchaften der Zahlen gefunden, und Harriot brachte eben ſo ſeine Regel von der Anzahl wahrer und falſcher Wurzeln einer alge-

algebraiſchen Gleichung a poſteriori und gleichſam wie durch die Erfahrung heraus. Ungeacht nun ſolche Sätze gewiß ſind, ſo iſt die Gewißheit doch nicht geometriſch, weil dieſe einen Beweis a priori, oder einen eigentlich **geometriſchen Beweis** fordert. Wiederum, wer den **Euclid** lieſt, und von der Wahrheit ſeiner Sätze überzeugt wird, der glaubt ſie mit geometriſcher Gewißheit, nicht, weil Euclid ſie ihm angiebt, ſondern weil er nach deſſelben Anleitung ſich die Sache ſelbſt vorſtellt. Die **Samaritaner** machten einen ähnlichen Unterſchied, wenn ſie Joh. 4, 42. ſagten: **Wir glauben nun fort nicht mehr um deiner Rede willen; wir haben ſelber gehört und erkennt.** Denn was man ſelbſt ſieht und hört, darf man eben nicht mehr bloß auf eines andern Ausſage hin glauben, weil man **unmittelbarere** Gründe hat. Wir gelangen eben ſo a poſteriori zu unſern Begriffen, weil unſere Erkenntniß bey den Sinnen anfängt. Dieß will aber nicht ſagen, daß ſich unter dieſen Begriffen nicht ſolche finden ſollten, die, nachdem wir ſie einmal haben, ſodann **für ſich gedenkbar** ſind (Dianoiol. §. 657.). Dieſes aber macht, daß wir z. E. die Geometrie als eine Wiſſenſchaft anſehen, die im ſtrengſten Verſtande a priori iſt, weil ihre Grundbegriffe einfach, und für ſich gedenkbar ſind.

§. 256. Wir machen dieſe Anmerkungen, weil die fünfte Art der Gewißheit, die wir nun betrachten werden, immer mit einer der vorhin erwähnten vier Arten verbunden iſt. Sie geht nämlich auf jede Erkenntniß, von deren Wahrheit wir nicht anders verſichert ſind, als ſo fern wir wiſſen, daß andere davon verſichert ſind, oder die wir ſchlechthin nur aus **Nachrichten** haben. Sie beruht demnach auf der **Glaubwürdigkeit anderer**, und ſoll ſie = 1 oder vollſtändig ſeyn, ſo müſſen wir mit vollſtändiger Gewißheit wiſſen, daß ſie ſich

nicht irren, und daß ſie uns das, worinn ſie nicht irren, wirklich ſagen, oder daß ſie ſich in dem, was ſie uns ſagen, nicht irren. Dieſes **nicht irren** ſetzt nun allemal eine von den vorhergehenden Arten der Gewißheit bey demjenigen voraus, **auf deſſen Wort hin** wir die Ausſage glauben ſollen. Er muß die Sache entweder durch **Demonſtrationen**, oder durch **unmittelbare Empfindungen**, oder durch **beyde zuſammengenommen**, gewiß wiſſen. Und wir müſſen verſichert ſeyn, daß er ſie auf eine von dieſen Arten weiß, und uns nicht etwas anders ſage.

§. 257. Hiebey iſt nun für ſich klar, daß, ſo oft wir ſelbſt auf eben die Art zur **unmittelbaren** Gewißheit gelangen können, wie der dazu gelangt iſt, von dem wir die Nachricht haben, wir der Gewißheit, die ſchlechthin auf deſſelben Glaubwürdigkeit beruht, eben nicht nothwendig bedürfen, weil dieſe nur **mittelbar** iſt. So ſind wir z. E. berechtigt, von der **Allgemeinheit** eines jeden Satzes einen Beweis zu fordern. Denn der, ſo uns einen ſolchen Satz vorgiebt, muß ſich ſelbſt durch Gründe von deſſen Allgemeinheit verſichern, weil Empfindungen individual ſind. So können wir auch jede Empfindung, die ſich erneuern läßt, wiederholen, um uns von der Wahrheit der Ausſage, worinn von ſolchen Empfindungen die Rede iſt, unmittelbar ſelbſt zu verſichern. Auf eine ähnliche Art iſt es uns oft auch möglich, von dem, was vorgegangen ſeyn ſoll, die Gründe und Folgen aufzuſuchen, und uns aus dieſen von der Wahrheit der Nachricht zu verſichern (Dianoiol. §. 562. 563.). Hingegen wenn uns jemand ſagt, daß er dieſes oder jenes denke, ſo wiſſen wir zwar, daß er es denkt, alldieweil er es ſagt, daß er es aber als **wahr** denke oder es ſelbſt **glaube**, zumal wenn es uns unglaublich vorkömmt, davon können wir keine ſo unmittelbare Verſicherung haben, und öfters giebt es Mühe, davon gewiß

wiß zu werden. Wir haben bereits oben (§. 107. 108. 113.) über den Selbſtbetrug, die Aufrichtigkeit und das Mistrauen Anmerkungen gemacht, die ebenfalls hieher dienen können.

§. 258. In die bisher erwähnten Claſſen läßt ſich unſere ganze Erkenntniß in Abſicht auf die Gewißheit und ihre Grade eintheilen. Denn ſie beruht entweder auf unmittelbaren **Empfindungen**, oder auf **Demonſtrationen**, oder auf **Nachrichten**, oder ſie fleußt aus zwoen oder allen drey dieſer Quellen zuſammen. Und wenn eine Erkenntniß aus mehr als einer dieſer Quellen, und zwar aus jeder beſonders, kann hergeleitet werden, ſo dient eine der andern zur Probe. Die Rangordnung iſt folgende: 1. Wo Demonſtrationen ſtatt haben können, da gehen dieſe vor, weil dieſelben gleichſam nichts weiter als ein denkendes Weſen, und in ſo ferne, weder Sinnen noch Beyfall anderer fordern. Indeſſen da man ſich, zumal bey weitläuftigern Schlüſſen, und wo man auf viele Bedingungen und Umſtände zugleich zu ſehen hat, leicht überſehen, und daß Bewußtſeyn, daß man auf alles Acht habe, verlieren oder müde werden kann; ſo nimmt man die Erfahrung zu Hülfe, um ſich von der Richtigkeit des Herausgebrachten zu verſichern, oder man legt den Fall anderen in ſolchen Dingen Geübten vor, um von ihnen zu vernehmen, ob ſie einerley Facit herausbringen. Zuweilen geht es aber auch an, daß man das Gefundene noch auf eine andere Art herauszubringen ſucht, oder nachſieht, ob ſich die einzeln und an ſich offenbaren Fälle daraus herleiten laſſen? 2. Die eigenen **Empfindungen, Erfahrungen und Verſuche** gehen an ſich den **Nachrichten** vor, hingegen werden ſie in Sachen, wo Demonſtrationen möglich ſind, den **Demonſtrationen** nachgeſetzt. Sie haben demnach eigentlich nur da den Rang, wo es nicht um allgemeine

Möglich-

Möglichkeiten oder um einfache und für ſich gedenkbare Begriffe, ſondern um die individualen Beſtimmungen der gegenwärtigen Welt zu thun iſt, und wo man ſich folglich auf die Sinnen berufen muß. Indeſſen geſchieht es auch, daß man Erfahrungen, ſo man gehabt hat, andern vorlegt, um ſie zu wiederholen, und ſie dadurch zu bekräftigen, beſonders wo man den Einfluß der Individualien des ſubjectiven Scheins zu beſorgen hat, z. E. ob man ſcharf genug ſehe, genugſame Achtung habe ꝛc. Da hinwiederum Erfahrungen durch Schlüſſe können zuſammengehängt werden, da man aus einigen andere voraus beſtimmen kann, und da ſich ebenfalls Sätze, die man durch Demonſtrationen oder a priori gefunden, bey Erfahrungen anwenden laſſen; ſo fließen dieſe Quellen öfters zuſammen, und dienen einander zur Probe. 3. Die Nachrichten haben, an ſich betrachtet, den letzten Rang. Denn wo man mit den beyden erſten Arten ausreicht, da dienen ſie nur zur Probe oder auch als ein Anlaß. Indeſſen machen ſie immer den größten Theil unſerer Erkenntniß, und den hiſtoriſchen faſt ganz aus (§. 233.). Wir können auch im weitläuftigſten Verſtande unter dem Begriff der Nachrichten, ſo wie wir ihn hier nehmen, die ganze Summe der Erkenntniß anderer Menſchen verſtehen, ſo fern es uns nämlich möglich iſt, ſie durch Nachfragen und Leſen zu unſerer Erkenntniß zu machen. Da es uns auch nicht möglich iſt, alles, was wir von andern erfahren, und was davon aus den beyden erſten Quellen hergeleitet werden, folglich zu einer unmittelbaren Gewißheit gebracht werden könnte, wirklich daraus herzuleiten, und zu einer ſolchen Gewißheit zu bringen; ſo bedienen wir uns der Vergleichungen, um jedes Stück durch die übrigen zu prüfen, die Widerſprüche wegzuſchaffen, und einzelne Theile, mit unſern eigenen Erfahrungen und aus Beweiſen gefundenen Sätzen in

Zuſam-

Zuſammenhang zu bringen, und hiezu finden wir in wohlgeſchriebenen Büchern zubereiteten Stoff, der es uns unnöthig macht, das in dieſer Abſicht bereits erfundene, nochmals zu erfinden.

§. 259. Die Rangordnung, ſo wir hier den verſchiedenen Quellen unſerer Erkenntniß gegeben haben, gründet ſich darauf, daß zu der einen mehr erfordert wird als zu der andern. Die Demonſtrationen fordern gleichſam nur ein denkendes Weſen, weil ſie auf Begriffe gehen, die einfach und für ſich gedenkbar ſind. Die Erfahrungen fordern nicht nur ein denkendes Weſen, ſondern auch Sinnen, weil ſie auf das Individuale gehen. Die Nachrichten ſetzen beydes bey andern und zugleich bey uns voraus, weil ſie uns das, was andere erkennen, mittheilen. Hingegen hat die Schwierigkeit, aus dieſen Quellen Erkenntniß zu erlangen, eine andere Ordnung. Was man erfragen kann, erfährt man am kürzeſten. Das Selbſterfahren hat mehrentheils größere Mühe und Umwege, indeſſen iſt es ebenfalls kurz, weil man ſich mit der Antwort begnügt, die die befragte Natur giebt, wenn ſie nicht an ſich ſchon vernehmlich genug redet (Dianoiol. §. 599.). Hingegen fordern die Demonſtrationen Verſtand und Vernunft, und einen höhern Grad von Aufmerkſamkeit, wozu ſich die wenigſten aufgelegt finden. Die Gewißheit in Anſehung dieſer drey Quellen unſerer Erkenntniß, iſt nicht an ſich, ſondern nur in der Art verſchieden, wie ſie erlangt wird. Denn an ſich iſt ſie immer das Bewußtſeyn, daß das, ſo wir erkennen, wahr ſey. Sie hat demnach bey irrigen Sätzen, ſo ferne ſie irrig ſind, durchaus nicht ſtatt, und in dieſer Abſicht ſind jede Mittel, das Irrige zu vermeiden, zugleich auch Mittel, zur Gewißheit zu gelangen.

§. 260. Insbeſondere kann bey den Demonſtrationen etwas an der Gewißheit abgehen, wenn ſie theils

an ſich unvollſtändig oder unausführlich ſind, theils wenn wir ſie uns nicht durchaus mit dem behörigen Bewußtſeyn vorſtellen. Das Rechnen kann uns hier zum deutlichſten Beyſpiel dienen. Man ſetze ſich z. E. vor, zwo Zahlen mit einander zu multipliciren. Hier muß man bey jeder einzeln Ziffer, die man ſchreibt, ſich bewußt ſeyn, daß es diejenige ſey, die man ſchreiben ſoll, um ohne fernere Probe verſichert zu ſeyn, daß man das rechte Product herausbringe. Auf ſo viele einzelne Stücke man dabey Achtung zu geben hat, ſo muß man in Anſehung eines jeden ſich bewußt ſeyn, daß man darauf Acht habe. Was hiebey fehlt, das fehlt zugleich an der Gewißheit von der Richtigkeit des Productes. Das **behörige Bewußtſeyn**, von dem wir hier reden, iſt eben ſo, wie die Gewißheit, die es hervorbringt, eine abſolute Einheit, und wird nie größer. Hingegen kann es kleiner ſeyn, wo nämlich **Unachtſamkeit**, **Ermüdung** der Aufmerkſamkeit, und von andern Empfindungen und Gedanken herrührende **Zerſtreuung** derſelben, verurſachen, daß man nicht darauf allein oder nicht vollſtändig Achtung giebt. Dieſe **abſolute Aufmerkſamkeit**, deren gradus intenſitatis oder Stärke = 1 iſt, muß auf jede Theile der Demonſtration gehen, und bis man ſie durchgedacht hat, mit gleicher Stärke fortdauern. Dieß iſt nun beſonders bey verwickeltern Demonſtrationen nicht jedermanns Ding, weil die erſt angeführten Hinderniſſe ſich bey den meiſten Menſchen leichter und früher einfinden, und daher aus bloß **ſubjectiven Gründen** verurſachen, daß das Bindwörtgen in dem Schlußſatze mit einem Bruche behaftet wird (§. 189.).

§. 261. Hier wäre nun allerdings zu wünſchen, daß wir einen Maaßſtab hätten, woran ſich dieſe Einheit des vollſtändigen Bewußtſeyns, und deſſen Theile erkennen und ausmeſſen ließen. Denn allem Anſehen nach

iſt der Mangel deſſelben ein Grund mit, warum ſich in unſere Erkenntniß Irriges und Ungewißſcheinendes einſchleicht, und warum man die Gewißheit als eine ſehr mißliche Sache anſieht, weil man gar zu leicht in den oben ſchon (§. 219. 247.) angemerkten Fehler fällt, und das Gewiſſe mit dem Ungewiſſen vermengt. An ſolchen Fällen, wo dieſe Einheit wirklich ſtatt hat, iſt eben kein Mangel. Die Schwierigkeit liegt nur darinn, daß wir es in jedem einzeln Fall auf das Empfinden ſelbſt müſſen ankommen laſſen, weil die Gewißheit individual iſt (§. 247.). Denn ſie iſt an Perſon und Zeit und Materie gebunden.

§. 262. So fern wir in Vorſtellungen und Empfindungen, die weitläuftiger ſind, die Gewißheit durchaus erhalten wollen, ſo hat dieſelbe drey Dimenſionen. 1. Die **Stärke** des Bewußtſeyns, und dieſe muß durchaus = 1 ſeyn. 2. Die **Ausdehnung** deſſelben, und dieſes muß ſich auf jede Theile erſtrecken, um Widerſprüche und Lücken zu vermeiden. 3. Die **Dauer**; und da muß die Stärke fortwähren, bis alle Theile durchgedacht ſind. Von dieſen dreyen Dimenſionen gehört die erſte und dritte ſchlechthin zu dem ſubjectiven Theile der Gewißheit, weil auch die Hinderniſſe (§. 260.) ſubjectiv ſind. Hingegen geht die zweyte oder die Ausdehnung der Aufmerkſamkeit auf die Sache ſelbſt, ſo fern die Vorſtellung wahr und vollſtändig ſeyn ſoll. Wir haben ſie daher in der Alethiologie (§. 204—221.) beſonders betrachtet.

§. 263. Wir können nun auf die oben (§. 249.) vorgelegte Frage, was moraliſche Gewißheit ſey, folgendes antworten:

1. So fern man ſie der geometriſchen, die aus Demonſtrationen herrührt (§. cit.), entgegenſetzt, ſo iſt ſie dem Urſprung nach davon verſchieden, weil

ſie

ſie aus Empfindungen und Nachrichten erwächſt, oder dabey vorkömmt (§. 250.).

2. Dieſes hindert aber nicht, daß die Gewißheit nicht auch ſollte bey Empfindungen und Nachrichten = 1, oder vollſtändig ſeyn können (§. 246. 247. 258.). In ſo ferne iſt ſie demnach nur der Art nach von der geometriſchen verſchieden (§. 259. 260.).

3. Ferner iſt die geometriſche Gewißheit mit der Demonſtration nicht ſo verbunden, daß ſie nicht auch aus ſubjectiven Urſachen und Hinderniſſen ſollte wegbleiben können (§. 260.).

4. Sieht man aber auf die **Form** des Vortrages, ſo haben die Demonſtrationen in Wiſſenſchaften, die im ſtrengſten Verſtande a priori ſind, alle Schärfe, Ordnung und Vollſtändigkeit, und ſind darinn von einer bloßen Aufhäufung von Argumenten weſentlich verſchieden.

5. Sieht man bey ſolchen Argumenten nicht darauf, ob ihre Summe ein Ganzes ausmache, ſo kann daraus, wenn ſie in der That zureichend ſind, eine Art von Gewißheit entſtehen, die aber von den drey vorhin erwähnten Arten darinn verſchieden iſt, daß ſie einer logiſchen Entwicklung und Ordnung der Gründe bedarf, ohne welche ſie von dem bloß Wahrſcheinlichen nicht unterſchieden werden kann (§. 171. 172. 174. 180. 183. 240.).

§. 264. Wenn es daher nur um Namen zu thun iſt, dieſe Arten der Gewißheit zu unterſcheiden, ſo kann man die, ſo aus Demonſtrationen a priori erwächſt, **geometriſch**, die, ſo aus Empfindungen entſteht, **phyſiſch**, die, ſo bey Nachrichten vorkömmt, **hiſtoriſch**; alle drey Arten aber **logiſch** nennen, weil die Gewißheit dabey ohne die logiſche Form, nur **tumultuariſch** ſeyn würde. Dieſen Namen aber

können wir füglicher derjenigen Gewißheit geben, die bey Argumenten ſtatt haben kann, wenn dieſe an ſich zwar zureichend ſind, aber ohne Auswahl aufgehäuft werden. Die moraliſche Gewißheit mag nach dieſer Ausſonderung der übrigen Arten, da vorkommen, wo die Gründe und Argumente für den Willen oder von dem Willen hergenommen ſind (§. 229. 230.).

§. 265. Dieſe verſchiedenen Arten der Gewißheit kommen nun nicht immer einzeln, ſondern mehrentheils vermiſcht vor, und öfters läßt ſich eine in die andere verwandeln, wie es aus den vorhin (§. 255.) angeführten Beyſpielen erhellet. Da es beſonders um die tumultuariſche Gewißheit ſehr mißlich ausſieht, ſo haben wir uns in dieſem ganzen Hauptſtücke angelegen ſeyn laſſen, zu zeigen, wie ſie durch eine ſchickliche Auswahl und Vergleichung der Argumente ins Reine gebracht werden könne, und eine logiſche Geſtalt bekomme. Sodann iſt es für ſich klar, daß, wo die hiſtoriſche Gewißheit in eine phyſiſche, und auch dieſe in eine geometriſche verwandelt werden kann, man dabey allerdings gewinne (§. 258.). Dieß iſt auch der Grund, warum die Mathematiker in der angewandten Matheſi, wo ſie Erfahrungen und Nachrichten gebrauchen, ſich die Mühe geben, alle Sätze, die aus bloß geometriſchen Gründen a priori erweisbar ſind, in Form von Lehnſätzen vorzutragen, und daß auf gleiche Art auch mehrere logiſche Lehnſätze zu wünſchen wären (§. 180.), weil man auf dieſe Art alle allgemeine und im ſtrengſten Verſtande a priori erweisbare Verhältniſſe der Wahrheiten von Erfahrung und Nachrichten unabhängig, und zugleich allgemeiner anwendbar machen würde. Da ferner das, ſo man a priori erweiſen kann, auf einfachen und für ſich gedenkbaren Begriffen beruht, ſo hat man die Vorſtellung der Sache und ihre Erneuerung immer in ſeiner Gewalt.

Hingegen muß man ſich bey der phyſiſchen Gewißheit, der Empfindungen errinnern, und kann ſie im Fall des Vergeſſens nicht immer ſo leicht wiederum erneuern. Daß die hiſtoriſche oder aus Nachrichten erlangte Gewißheit noch leichter verlohren gehen könne, iſt für ſich klar, es ſey, daß das Anſehen des Ausſagers vergeſſen oder wankend wird, oder daß man im Nachſagen die Ausſage nicht ſo genau beybehält, oder von dem Beybehalten keine ſo zuverläßige Gründe geben kann. Um deſto mehr hat man demnach auf die Verwandlung der Gewißheiten in dauerhaftere und unmittelbarere zu ſehen.

Sechstes Hauptſtück.

Von der Zeichnung des Scheins.

§. 266.

Die Phänomenologie beſchäfftigt ſich überhaupt damit, daß ſie beſtimme, was in jeder Art des Scheins real und wahr iſt, und zu dieſem Ende entwikkelt ſie die beſondern Urſachen und Umſtände, die einen Schein hervorbringen und verändern, damit man aus dem Schein auf das Reale und Wahre ſchließen könne. Wir haben bereits in dem erſten Hauptſtücke (§. 2. ſeqq.) angemerkt, daß die Optiker uns längſt ſchon einen Lehrbegriff des ſichtbaren Scheins gegeben, und die Phänomenologie in ihrem allgemeinſten Umfange eine tranſcendente Optik genennt werden könne, ſo fern ſie überhaupt aus dem Wahren den Schein, und hinwiederum aus dem Schein das Wahre beſtimmt. Dieſes thut die Optik in Abſicht auf das Auge. Sie geht

aber noch weiter, und giebt in der Perſpective Mittel an, den Schein der ſichtbaren Dinge zu malen, oder ihre ſcheinbare Geſtalt ſo zu zeichnen, daß die Zeichnung eben ſo in das Auge falle, als die Gegenſtände ſelbſt, wenn beyde aus dem dazu gewählten Geſichtspunkt betrachtet werden. Wir haben dieſen Begriff der Perſpective bereits (§. 4.) allgemeiner genommen, und denſelben auf die ganze Phänomenologie ausgedehnt, und werden nun umſtändlicher beſtimmen, was dieſe **tranſcendente Perſpective**, in dieſem weitläuftigen Umfange genommen, für beſondere Arten und Theile begreift, und in dieſer Abſicht werden wir den Begriff der optiſchen Perſpective ſtuffenweiſe allgemeiner machen.

§. 267. Wir merken demnach an, daß die perſpectiviſche Zeichnung des Scheins jedesmal auf einen Geſichtspunkt eingeſchränkt iſt. Hierinn iſt nun die **Bildhauer- Modellir-** und **Poßirkunſt** allgemeiner, weil das Bild oder das Modell die abgebildete oder modellirte Sache in jeden Geſichtspunkten eben ſo vorſtellen ſoll, wie ſich in demſelben die Sache ſelbſt zeigt, und überdieß nicht nur dem **Auge**, ſondern auch dem **Gefühl** einerley Schein zeigen muß. Wir merken hiebey an, daß man in ſolcher **Nachahmung** eigentlich nur auf die **körperliche Geſtalt** ſieht, ſo fern ſie ſichtbar und fühlbar iſt, und daß hingegen dieſe Geſtalt der Größe nach von dem Original verſchieden ſeyn könne, wenn nur jede Theile in der Lage und Proportion dem Original ähnlich bleiben.

§. 268. Noch weiter aber geht man in ſolchen Nachahmungen, wenn man ſelbſt auch den **Stoff** eines Körpers durch Kunſt nachzumachen ſucht, wie z. E. bey nachgemachten Perlen, Edelgeſteinen, Metallen, Mineralien, Arzneyen, Speiſen, Getränken ꝛc. wobey, wie wir bereits oben (§. 76.) bey der Betrachtung dieſer

Art

Art des Scheins angemerkt haben, öfters künſtlichere Proben angeſtellt werden müſſen, wenn man ſich durch das Blendwerk nicht will betriegen noch täuſchen laſſen.

§. 269. Das **Theater** beut uns ferner einen beträchtlichen Theil der allgemeinen Perſpective an, weil es in allen Abſichten deſto vollkommener iſt, je genauer jede Theile die Sache ſelbſt vor Augen zu ſtellen ſcheinen. Da die Einſchränkung auf eine ſehr kurze Zeit, und mäßig geräumigen Ort dieſe Nachahmung deſſen, was in der Welt vorgeht, eben nicht durchaus möglich macht; ſo iſt die Frage, **was der Zuſchauer ſehen, oder was er nur erzählungsweiſe vernehmen** ſoll, in Abſicht auf die Schauſpiele, von nicht geringer Erheblichkeit, wenn man wenigſtens das gar zu Unnatürliche in der Vorſtellung vermeiden will. Denn bey kleinern Abweichungen von dem Natürlichen im Schein iſt es gar wohl möglich, die Aufmerkſamkeit des Zuſchauers ſtärker auf die Hauptſache zu lenken, daß er das übrige nicht achtet, oder es entſchuldigt. Die Streitigkeiten, die in dieſer Abſicht über den Cid des **Corneille** ſind geführt worden, ſind bekannt, und mögen einem Kunſtrichter Stoff geben, die hier vorgelegte Frage aus ihren wahren Gründen zu erörtern, wie ferne man, ohne wider das Natürliche merklich zu verſtoſſen, in Schauſpielen dem Zuſchauer mehr als eine bloße Unterredung vorſtellen könne?

§. 270. Wir können ferner jede Nachahmung der Geberden und Reden anderer Menſchen, und noch vielmehr jede **Verſtellung**, als einzelne Stücke der transcendenten Perſpective anſehen, weil bey Verſtellungen der Schein einer ganz andern Gemüthsverfaſſung, Abſicht, Vorſatzes, Charakters ꝛc. gezeigt wird, als wirklich in dem Menſchen iſt, der ſich verſtellt, dieſer Schein mag nun in Geberden, Worten oder Handlungen, oder in allen zugleich beſtehen. Die geſchickte und unge-

zwungene Nachahmung der Geberden gehört mit unter die Vollkommenheiten des Schauſpieles, und wird auch einem Redner, als ein Mittel, den Vortrag zu beleben, zur Zierde gerechnet. Hingegen gehört die Frage von der Zuläßigkeit der Verſtellung in die Sittenlehre, und wird darinn billig verworfen, wenn ſie zum Nachtheil anderer gebraucht wird.

§. 271. Das Gedankenreich beut uns ebenfalls Stoff zu einem beträchtlichen Theile der tranſcendenten Perſpective an. Es geſchieht nicht ſelten, daß wir uns die Sachen nach demjenigen Geſichtspunkt vorſtellen müſſen, aus welchem ſie andere betrachten, es ſey, daß wir uns in Gedanken an ihre Stelle ſetzen, oder daß wir wenigſtens von ihrer Vorſtellungsart uns einen Begriff machen müſſen. Letzteres geſchieht, wenn wir ſehen oder wenigſtens uns einbilden, daß wir nicht gleicher Meynung mit ihnen ſind, oder wenn ihr Verfahren mit unſerer Gedenkensart nicht übereinkömmt. Erſteres aber thun wir, um uns die Umſtände, worinn andere ſich befinden, lebhafter und vollſtändiger vorzuſtellen, und ſie mit ihrem Betragen und Entſchließungen zu vergleichen, oder auch dahin dienende Anſchläge zu geben. Die Redensarten: **Ich ſehe nun ſchon, wie Cajus ſich die Sache vorſtellt; wenn ich an ſeiner Stelle wäre, ſo** ꝛc. **Wer Titium kennt, wird ſich nicht verwundern, daß** ꝛc. und mehrere dergleichen, geben die Fälle zu erkennen, wo die hier erwähnte Perſpective vorkömmt, und zugleich auch, daß ſie von ſehr häufigem Gebrauche iſt, beſonders, wo man jemand ſeinen Irrthum und den Urſprung deſſelben aufklären, ihn zurechte weiſen, ihm Anſchläge geben, oder auch ſein Betragen nach der Billigkeit beurtheilen will.

§. 272. Das Zurückdenken und Ueberlegen unſerer eigenen ſowohl dermaligen als auch ehmals gehabten

Gedan-

Gedanken gehört ebenfalls hieher, und kann uns zu ähnlichen Abſichten dienen, weil dadurch Leichtſinnigkeit, Unbedachtſamkeit, Irrthum und Uebereilung vermieden werden kann, und weil wir uns ohne ein ſolches Zurückdenken von jedem Blendwerke des Scheins würden hinreißen laſſen. Wir ſtellen uns dadurch mit Bewußtſeyn in den Geſichtspunkt, in welchem wir uns ohnehin befinden. Dieſes Bewußtſeyn aber macht uns zugleich, daß wir in Stand geſetzt werden, das bloß Scheinbare in unſern Vorſtellungen von dem Wahren zu unterſcheiden, und die Seite, von welcher wir uns die Sache vorſtellen, ſchlechthin als eine Seite, nicht aber als die ganze Sache anzuſehen.

§. 273. Das allgemeinſte Mittel aber, ſowohl die Sachen als ihren Schein und die Begriffe zu bezeichnen, giebt uns die Sprache an, wenn wir nämlich das, was uns die Sache, aus jedem Geſichtspunkt betrachtet, zu ſeyn ſcheint, und ſo auch, was ſie an ſich iſt, mit Worten beſchreiben. Wir haben bereits im zweyten Hauptſtücke (§. 91. ſeqq.) angemerkt, daß es bey Erfahrungen, Beobachtungen und Verſuchen nothwendig ſey, den phyſiſchen Schein zu beſchreiben, damit man das Wahre ſodann durch Schlüſſe herausbringen, und dadurch das Geſchloſſene von dem Beobachteten genau unterſcheiden könne. Die verſchiedenen Fälle, die ſich dabey eräugnen, haben wir ebendaſelbſt bereits angeführt. Werden uns aber Erfahrungen von andern erzählt, und dabey der Schein mit dem Wahren, oder mit dem, was ihnen wahr zu ſeyn vorkam, vermengt, ſo kömmt ebenfalls auch die Frage vor, wie ferne wir aus der Erzählung den Schein, ſo wie er bey der Erfahrung war, wieder heraus bringen können? Läßt ſich dieſes thun, ſo ſind wir auch beſſer im Stande, zu beurtheilen, ob das Wahre richtig daraus geſchloſſen worden. Man ſehe, was wir in vorhergehendem Haupt-

ſtücke, in Abſicht auf die Unterſuchung und Vergleichung der Ausſagen und Zeugniſſe, hierüber angemerkt haben (§. 234. 241.).

§. 274. Die Dichtkunſt beſchäfftigt ſich vornehmlich, uns die Dinge nach ihrem Schein vorzumalen, und durch ihre Vorſtellungen diejenigen Eindrücke vollſtändig hervorzubringen, die die Empfindung der Sache ſelbſt in uns machen würde, wenn wir ſie aus dem Geſichtspunkt ſähen, aus welchem ſie der Dichter vorſtellt, und in den er uns gleichſam in Gedanken verſetzt. Die Vollſtändigkeit dieſes Eindruckes macht, daß der Dichter ſich mit den eigenen Namen der Dinge nicht ſo ſchlechthin begnügen kann, ſondern der Beſchreibung derſelben einen lebhaftern Schwung geben muß, damit die Seite, von welcher er die Sache vorſtellt, ganz aufgedeckt uns vorgelegt werde. Solche Gemälde unterſcheiden ſich ſtuffenweiſe von den Beſchreibungen, die ein Redner von eben der Sache geben würde, und die an ſich ſchon mehr enthalten muß, als eine bloß hiſtoriſche Nachricht oder Erzählung, oder eine wiſſenſchaftliche Beſchreibung und Zergliederung der Sache. Letztere geht auf das Wahre, und gebraucht die eigenen Namen und Kunſtwörter, um alles genau zu benennen, und den Schein als Schein, das Wahre als wahr anzuzeigen. Die hiſtoriſche Erzählung, ſo fern wir ſie der wiſſenſchaftlichen entgegenſetzen, läßt Wahres und Schein ungetrennt, und beſchreibt beydes, ohne viele Kunſtwörter mit einzumengen, und ohne Abſicht oder unpartheyiſch. Ein Redner aber richtet ſeine Beſchreibung der Abſicht der Rede gemäß ein, damit ſie zur Erleuchtung, Beredung und Bewegung der Affecten diene, weil er um den Eindruck beſorgt ſeyn muß, den jede Theile ſeiner Rede auf den Zuhörer machen ſollen. Die Vermeidung des Uebertriebenen ſchränkt den Redner ſo ein, daß in der Rede alles ungeſucht und unge-

zwungen

zwungen auf einander folge, und der Affect, in den die Zuhörer kommen ſollen, muß ſelbſt auch bey dem Redner erſt aus der Rede entſtehen, ſo oft nämlich nicht ſchon der Anlaß der Rede dem Zuhörer ſo bekannt iſt, daß dieſem der Affect nicht unerwartet vorkömmt. So gemeſſen aber verfährt der Dichter nicht, weil das Gedicht eine Frucht ſeines Enthuſiaſmus oder Begeiſterung iſt. Er malt die Seite der Sache, die er ſich in dem angenommenen Geſichtspunkt ſchon ganz vorſtellt, mit allen Eindrücken, die ſie bey ihm auf die Erkenntniß und Begehrungskräfte macht, und bey den Leſern machen ſolle.

§. 275. In Anſehung dieſes Verfahrens der Redner und Dichter iſt nun leicht anzumerken, daß ſie gewiſſermaßen das Gegentheil deſſen thun, was der Weltweiſe ſich vorſetzt, der wiſſenſchaftliche Erkenntniß ſucht. Beyde erſtere erſtrecken ihr Gebiet nicht über die gemeine Erkenntniß und auch nicht über ihre Form. Der Redner trägt nicht förmliche Demonſtrationen, ſondern Argumente vor, und dieſe häuft er auf, ohne darüber Rechnung zu tragen, ob ihre Summe ein Ganzes ausmache. Selbſt auch Demonſtrationen verwandelt er in ſolche Argumente, um ihnen die wiſſenſchaftliche Form zu benehmen, und daher iſt die Gewißheit, die er ſucht, diejenige, ſo wir in vorhergehendem Hauptſtücke tumultuariſch genennt haben (§. 264.). Der Dichter faßt ſeine Argumente noch ungleich kürzer. Denn wer ſollte ihm nicht glauben, da ihn die bloße Vorſtellung der Sache ſchon ganz dahinreißt und in Affect ſetzt? Der moraliſche Schein, von dem wir in dem vierten Hauptſtücke gezeigt haben, daß er ganz ſubjectiv iſt, und bey Unterſuchung der Wahrheit vermieden werden muß, iſt gleichſam das Hauptwerk des Dichters, und ſein Enthuſiaſmus iſt der daſelbſt (§. 145. ſeq.) angeprieſenen Gemüthsruhe ganz entgegengeſetzt. Da demnach Redner

ner und Dichter, ſo fern ſie ſolche ſind, das Wahre und das Wahrhaftgute ſo genau nicht abwägen, ſo haben ſie allerdings den Stoff zu ihrem Vortrage von dem Weltweiſen zu borgen, um ihn ſo einzukleiden, daß er auch denen faßlich werde, die weder Muße noch Fähigkeit haben, dem Weltweiſen in ſeinen genauern und tiefſinnigern Unterſuchungen zu folgen, und die ſich durch Affecten lenken laſſen, wohin ihr Wille, aus Mangel der gehörigen Deutlichkeit der Vorſtellungen, nicht reichen mag. Eine redneriſche oder poetiſche Vorſtellung mag ſo einnehmend ſcheinen, als es immer ſeyn mag, ſo geht derſelben immer der weſentlichſte Vorzug ab, wenn ſie auf Irrthum gegründet iſt. Sie bleibt unbrauchbar oder man gebraucht ſie mit Nachtheil. Die Seite der Sache, die der Dichter vorſtellt, muß wirklich eine Seite derſelben ſeyn, oder wenigſtens ſeyn können, und die Bilder, die er gebraucht, um ſie lebhafter auszumalen, müſſen ſich wirklich dazu können gebrauchen laſſen, wenn anders der Leſer am Verſtand und Willen gebeſſert werden ſoll.

§. 276. Ins beſondere wird die oben (§. 141.) gemachte Anmerkung, daß die moraliſchen Wahrheiten einander einſchränken, und die daraus gezogenen Folgen von den Rednern und mehr noch von den Dichtern beyſeite geſetzt, als welche gewöhnlich auf eine von ſolchen Wahrheiten zum Nachtheil der übrigen dringen, dadurch ſie ſollte eingeſchränkt werden. Daher kann es kommen, daß, wer ſich von dem in moraliſchen Reden und Gedichten herrſchenden Affecten leicht einnehmen läßt, nach und nach von ganz entgegengeſetzten Affecten hingeriſſen wird, ohne daß er das Ebenmaaß zwiſchen allen beſtimmen, und ſich nach dieſem richten könnte. Man kann aber dieſes den Rednern und Dichtern um ſo weniger zur Laſt legen, da die genauere Beſtimmung von den Schranken der Wichtigkeit jeder moraliſchen

Wahr-

Wahrheit ihres Thuns nicht iſt, und da ſelbſt die Agathologie, die wiſſenſchaftlich und ein Werk des Weltweiſen ſeyn ſollte, die oben (§. 131.) dazu erforderte Vollkommenheit noch lange nicht erreicht hat.

§. 277. Man hat aber in Anſehung der vorhin (§. 275.) angeführten Betrachtungen allerdings den Unterſchied zu machen, ob der Dichter ſelbſt redet, oder ob er andere redend einführt. Im erſten Fall wird aller Eindruck, den das Gedicht macht, auf des Dichters Rechnung geſetzt, ſo fern nämlich der Leſer nicht, ohne Verſchuldung des Dichters, eigenes mit einmengt. Im andern Fall hat der Dichter allerdings die Freyheit, jeden an ſich möglichen Charakter vorzuſtellen, wie es in dramatiſchen Stücken und Epopeen häufig geſchieht. Jedoch ſchränkt ihn die Moral auch ſo fern ein, daß er bey Vorſtellung ſchlechter Charakter vermeide, daß ſie nicht die Wirkung von ſchlechten Beyſpielen haben, ſondern bey dem Leſer Widerwillen und Abneigung erwecken, und hingegen Zweifel wider die Wahrheit und kräftige oder gegebene Aergerniſſe vermieden werden.

§. 278. Da der Dichter, ſo fern er ſelbſt redet, die Seite der Sache, die er ſich in dem angenommenen Geſichtspunkt vorſtellt, mit allen Eindrücken vormalt, die ſie auf ſeine Erkenntniß und Begehrungskräfte machen; ſo macht in ſeinem Gemälde der ſubjective Theil des Scheins einen beträchtlichen Theil deſſelben aus, und das individuale in der Gedenkens- und Gemüthsart des Dichters mengt ſich durchaus mit ein. Man kann daher leicht den Schluß machen, daß das Erhabnere in den Gedanken, das Feinere in den Bildern der Einbildungskraft, und das Edlere in den Affecten bey dem Dichter ſelbſt ſeyn muß, wenn es zu dem Gemälde ungeſuchten und ungezwungenen Stoff geben, und ſelbſt auch die Sache und ihre Seite beſtimmen ſoll,

die der Dichter ſeines Enthuſiaſmus werth achtet, oder die denſelben bey ihm erweckt. Dieſes macht, daß wenn auch ein Dichter ſich das wahrhafte Edle, Erhabene und Feinere von dem Weltweiſen beſtimmen läßt, derſelbe dennoch von Natur ein Geſchicke haben muß, durch die Vorſtellung deſſelben in den Enthuſiaſmus zu kommen, ohne welchen ſein Gedicht von einer bloß hiſtoriſchen Nachricht nicht viel verſchieden ſeyn würde. Die wahre Größe eines Dichters wird demnach nicht nur aus dem Schwung der Gedanken, ſondern vornehmlich auch aus den Gedanken ſelbſt beſtimmt.

§. 279. Stellt aber der Dichter andere Charakter vor, es ſey daß er ſie nur beſchreibt, oder ſie redend einführt, oder beydes zugleich thut, ſo muß er ſie ebenfalls mit dem Eindrucke vorſtellen, den ſie auf ſein Gemüth machen, wenn anders die Vorſtellung wirklich poetiſch und nicht eine bloß hiſtoriſche Nachricht ſeyn ſoll. Soll nun hiebey die Einſchränkung der Moral (§. 277.) ſeinem Enthuſiaſmus keinen Einhalt thun, ſo iſt für ſich klar, daß die Gemüthsverfaſſung des Dichters von Natur ſchon dazu müſſe eingerichtet ſeyn, das Liebens- und Verabſcheuenswürdige eines jeden Charakters in das Gemälde deſſelben mit einfließen zu laſſen. Dieſes macht auch, daß der Dichter, wenn er andere redend einführt, einen gedoppelten Geſichtspunkt, und öfters auch einen vielfachen zu ſeinem Gemälde hat. Einmal denjenigen, aus welchem die redend eingeführte Perſon die Dinge betrachtet. Sodann auch diejenigen Geſichtspunkte, aus welchen die Perſonen, mit denen ſie redet, eben die Dinge anſehen. Und endlich der Geſichtspunkt, aus welchem der Dichter ſelbſt die ganze Scene betrachten, und welcher zugleich auch der Geſichtspunkt ſeiner Leſer werden ſoll. Dieſer letztere Geſichtspunkt unterſcheidet das Werk des Dichters, ſo

fern

fern er Dichter iſt, von einer hiſtoriſchen Erzählung, als welche die Sache an ſich und ohne beſonders gewählten Geſichtspunkt beſchreiben, und daher den ſubjectiven Theil des Scheins ganz weglaſſen ſolle (§. 274. 278.).

§. 280. Die Gemälde des Dichters können an ſich ſchon erheblich genug ſeyn, die Aufmerkſamkeit des Leſers zu beſchäfftigen. Es giebt aber beſonders in dramatiſchen Stücken und Epopeen ſolche Stellen, wo der Leſer Gemälde erwartet, und der Dichter ſelbſt muß ſolche Stellen veranlaſſen, um ſich der ſtärkern und anhaltenden Aufmerkſamkeit des Leſers deſto mehr zu verſichern. Solche Gemälde ſind in Abſicht auf den Leſer von zweyerley Arten. Denn entweder ſieht er den Innhalt überhaupt betrachtet voraus, und da will er ihn nur von dem Dichter geſchildert wiſſen, und dieſes fordert einen höhern Grad des Enthuſiaſmus, wie z. E. wenn Contraſte oder Exceſſe von Affecten zu malen ſind: oder der Leſer ſieht den Innhalt nicht voraus, wie z. E. wenn durch neue Vorfälle die Geſichtspunkte der Perſonen geändert werden, die der Dichter vorſtellt, und da will der Leſer die Eindrücke wiſſen, die die geänderten Umſtände auf jede machen, und welchen Einfluß ſie auf den noch ungewiſſen Ausgang haben können, oder wie ferne ſie denſelben noch ungewiſſer machen. Die Seiten, von welchen die eingeführten Perſonen die Sache anſehen, ſind *obiectiue* verſchieden, ſo oft einige Theile von Verhältniſſen der Sache der einen Perſon bekannt, der andern verborgen ſind, *ſubiectiue* aber, ſo fern auch bey einerley Theilen und Verhältniſſen der Sache jede Perſon das Individuale ihrer Gedenkens- und Gemüthsart und Geſinnungen mit der Vorſtellung ſolcher Theile und Verhältniſſe verbindet. Beyde Verſchiedenheiten und die durch neue Vorfälle veranlaßten Abänderungen darinn, geben der Sache in Abſicht auf die

Leſer eine Mannigfaltigkeit und Verwicklung, die ſeine Aufmerkſamkeit in allewege beſchäfftigt.

§. 281. Der Dichter kann ſich, ohne ſeinen Enthuſiaſmus zu ſchwächen, und in dem Gedichte matter zu werden, nicht ſo genau nach der Gedenkensart der Leſer richten, es ſey denn, daß ſein Enthuſiaſmus durch dieſe mit veranlaßt werde. Sein Thun iſt, das Gemüth des Leſers wie ein Strom mit fortzureißen. Hingegen iſt der Redner ungleich mehr daran gebunden, ſeinen Vortrag auf die Gedenkensart der Zuhörer zu gründen, und dieſe auch nur in ſo ferne zu ändern, als er ſeinen Vortrag nicht darauf gründen kann. Dieſes macht allerdings, daß er ſich den Geſichtspunkt vorſtellen muß, aus welchem ſeine Zuhörer den Vortrag anſehen würden, wenn er ihn ſchlechthin ſagte, damit er die denſelben noch unbekannte Seiten und Verhältniſſe der Sache aufdecken, und ſie ſo vorzeigen könne, daß ſie in dem Gemüthe der Zuhörer den behörigen Eindruck machen.

§. 282. Dieſes kömmt nun ſelbſt im gemeinen Leben, ſo fern man die Menſchen nehmen muß, wie ſie ſind, ſowohl in Abſicht auf die Reden, als auf die Entſchlüſſe und Handlungen, ebenfalls vor. Je genauer man den Geſichtspunkt kennt, aus welchem andere ſich die Sachen vorſtellen, deſto leichter iſt es auch, ihre Gedanken, Entſchlüſſe und Handlungen gleichſam voraus zu beſtimmen, und zu finden, wieferne ſie hinderlich oder beförderlich ſeyn werden, wenn man ihnen ſeine Abſichten entdeckt, oder ihnen auch nur einzelne Stücke davon ſehen läßt. Wie man ſolche Kenntniß der Geſichtspunkte anderer Menſchen gebrauchen könne, auch ihnen hinwiederum nützlich zu ſeyn, haben wir bereits oben (§. 271.) angezeigt, und führen es hier nur an, weil beydes mit einander verbunden ſeyn ſolle.

§. 283.

§. 283. Die Ausſicht in die Zukunſt macht ebenfalls ein Theil der tranſcendenten Perſpective aus, und iſt deſto erheblicher, weil die Beweggründe für den Willen, wenn man die reinen und edlen Triebe der Dankbarkeit ausnimmt, durchaus von dem Zukünftigen hergenommen ſind. Was zur Beſtimmung und Vorausſehen der künftigen Umſtände und Veränderungen erfordert werde, haben wir bereits im vorhergehendem Hauptſtücke (§. 164.) angezeigt. Die perſpectiviſche Vorzeichnung des Zukünftigen ſetzt die Gewißheit deſſelben voraus, und gemeiniglich gebraucht man ſie, wenn man ſich oder andere zu Entſchlüſſen bereden will, deren Ausführung eine Reihe von Folgen nach ſich zieht, die etwas Angenehmes, Anlockendes, Vortheilhaftes 2c. an ſich haben. Das Allgemeine dabey aber, das ſich nicht nach einzelnen Umſtänden richtet, ſondern auf das Leben überhaupt geht, beſteht in jeden Beweggründen und Vorſtellungen, wodurch die Gemüthsruhe (§. 146.) verſichert, und erwieſen wird, daß die Zufriedenheit und die daherrührende Stille und Glückſeeligkeit nicht in äußern Umſtänden, ſondern in der Seele ihren Sitz habe. Ein Stoff, der Dichter ſchon oft beſchäfftigt hat, und noch mehr beſchäfftigen kann, zumal wenn dieſe Zufriedenheit nicht mit einer ſtoiſchen Unempfindlichkeit und Gleichgültigkeit vermengt werden ſoll (§. 141. 278.). Uebrigens giebt die mit Hoffnung und Beſorgniß vermengte Ausſicht in die Zukunft dem Dichter in dramatiſchen Stücken rührende Scenen an die Hand, es ſey daß der Leſer den Ausgang voraus wiſſe, und ihm folglich das Gemälde nur wegen eigener Schönheit gefalle, oder daß er ſelbſt noch in der Ungewißheit des Ausganges gelaſſen werde, und indem er ſich für die redende Perſon intereſſirt, gleichſam Troſt und Beſorgniß mit derſelben theile.

§. 284. Sofern die Muſik dienen kann, Affecten zu erregen, oder ſie auszudrücken, oder auch nur die Poeſie zu beleben, läßt ſie ſich ebenfalls hieher rechnen, wiewohl es überhaupt ſchwer zu beſtimmen iſt, wieferne die Muſik Gedanken und Empfindungen bezeichnet, oder ſtatt einer Sprache dient. Die Redekunſt, und mehr noch die Poeſie hat in dem Schwunge der Perioden und Abwechslung des Sylbenmaaßes etwas Muſikaliſches, oder eine Harmonie, die dem Ohr gefällt, und den Vortrag einnehmender macht. Aus gleichem Grunde mag auch der Geſang viel dazu

beytragen, den Nachdruck der Worte lebhafter zu machen, wenn der Affect die Melodie angiebt. Daß auch die bloße Inſtrumentalmuſik Affecten und Bewegungen des Leibes erregen könne, lehrt die Erfahrung. Der Klang der Feldmuſik muß allerdings von dem Angenehmen einer Serenate, und auch dieſe von dem zum Tanzen aufmunternden Tone, in Anſehung der Inſtrumente und Melodien verſchieden ſeyn. Die Beſtimmung der feinern Unterſchiede jeder Inſtrumente, Melodien und Töne und ihrer Wirkungen auf das Gemüth mag demnach viel dazu beytragen, den Nachdruck der Worte in der Vocalmuſik durch die behörige Auswahl des Tones und der Singweiſe zu erhöhen, zumal wenn noch die beſondern Modificationen der Stimme, welche härter, weicher, aufgereimter, kläglich, wehmüthig ꝛc. ſeyn kann, und die ſelbſt ein Redner ohne Rückſicht auf die Muſik muß abzuändern und dem Inhalt der Rede gemäß zu gebrauchen wiſſen, mit in Betrachtung gezogen werden. Daß von allem dieſem vieles unter die Vollkommenheiten des Theaters gehöre, iſt aus dem oben davon geſagten (§. 269. ſeq.) für ſich klar.

§. 285. Bisher haben wir nun die beſondern Theile der tranſcendenten Perſpective angezeigt. Aus ihrer Vergleichung erhellet allerdings, daß ſie merklich von einander verſchieden ſind, und jeder einen ſehr ausgedehnten Umfang hat. Sie unterſcheiden ſich vornehmlich in demjenigen, was zur Vorſtellung der Sache gewählt wird, und welches in Gemälden, Modellen, Bildern, Nachahmungen, Handlungen, Geberden, Gedanken, Worten, Tönen ꝛc. beſteht, und theils mit der vorgeſtellten Sache von einerley, theils auch von verſchiedener Art iſt. Was wir aber bey allen voraus ſetzen, iſt, daß dadurch nur der Schein der Sache vorgeſtellt werde, denn auch nur in ſo ferne gehören dieſe Theile zur tranſcendenten Perſpective. Bey dieſer Vorausſetzung aber machen wir zwiſchen dem leeren und realen Schein keinen Unterſchied, weil beyde gezeichnet werden können, ſo wie ſich die optiſchen Perſpective und Malerkunſt an dieſen Unterſchied ebenfalls nicht kehrt, und ein Maler jede Spiele der Einbildungskraft, Viſionen, erträumte Bilder ꝛc. ſo fern ſie ſich zeichnen laſſen, wo es die Abſicht erfordert, vormalet, und der Dichter aus derſelben ebenfalls Stoff zu ſeinen Gemälden nimmt, wo er ſie gebrauchen kann.

§. 286. Da wir ferners hier nur das Allgemeine des Scheins betrachten, ſo können wir uns auch nicht mit der beſondern Theorie jeder dieſer Theile aufhalten, als welche Stoff zu eben ſo vielen beſondern Wiſſenſchaften und Künſten geben, und auch theils wirklich ſchon dazu gemacht ſind. Wir haben in den vorhergehenden Hauptſtücken ausführlicher angezeigt, was von jeden Arten des Scheins zu bemerken iſt, und wieferne ſie von dem Wahren abgehen. Da die Perſpective überhaupt aus dem Wahren den Schein zeichnet und vorſtellt, ſo findet ſich in den angeführten Hauptſtücken geſammleter Stoff dazu. Wir werden daher nur einige Stücke als Beyſpiele anführen.

§. 287. Der pſychologiſche leere Schein findet ſtatt, wo die Seite nicht an der Sache iſt, die man ſich an derſelben zu ſeyn vorſtellt. Der reale hingegen, wo die Seite, die man ſich vorſtellt, oder deren Bild man ſich wenigſtens vorſtellt, an der Sache iſt. Da nun beyde Arten einen Eindruck auf das Gemüth und den Willen machen können, ſo werden die oben (§. 271. 282.) betrachtete zween Fälle von Wichtigkeit, weil man ſich in dem Umgange mit andern Menſchen nach dem zu richten hat, was ihnen die Sachen zu ſeyn ſcheinen.

§. 288. Das Leere im Schein beſteht mehrentheils in dem ſubjectiven Theile deſſelben, den die Einbildungskraft, die Vorurtheile und Affecten mit in den objectiven einmengen, und der folglich aus der beſondern Gedenkens- und Gemüthsart eines Menſchen geſchloſſen werden muß. Weiß man nun, was die Sache im Grunde iſt, und zugleich wie jemand ſich dieſelbe vorſtellt, ſo läßt ſich aus dem Unterſchiede vieles von den ſubjectiven Quellen des Scheins ſchließen, und durch mehrere dergleichen Erfahrungen gelangt man zu dem Allgemeinen in ſolchen Quellen, die ſich wegen des Iſochroniſmus, der dabey ſtatt hat, auf mehrere Dinge ausbreiten, und daher den Geſichtspunkt und die Seiten der Sachen näher beſtimmen, welche er ſich vorſtellt (§. 19. 136. 137.).

Ende des zweyten Bandes.

Einige Druckfehler.

Dianoiol. §. 5. lin. 4. von hinten liſe: linſenförmig anſtatt leiſtenförmig.

§. 77. lin. 1. von unten: Cosmologie anſtatt Chronologie.

§. 101. lin. 2. von unten: Semiotic anſtatt Semiſtic.

§. 122. lin. 9: unausgedehnt anſtatt ausgedehnt.

§. 132. lin. 26. liſe: zum theil, oder zum theil nicht.

§. 235. lin. 5. von hinten, liſe: Kein E iſt B.

§. 245. lin. 16. liſe: umgeändert anſtatt ungeändert.

§. 276. lin. 15. liſe: ſo iſt A nicht B.

§. 461. lin. 1. liſe: nicht nur nicht, anſtatt nicht nur.

§. 540. lin. 9. liſe: unzureichend anſtatt zureichend.

§. 577. lin. 4. liſe: und ſo vernehmlich.

§. 655. lin. 1. liſe: nicht einfach.

Semiotik. §. 4. lin. 2. liſe: §. 568. anſtatt §. 555.

§. 6. lin. 22 und 25 liſe: Umriß anſtatt Unwiß.

§. 21. p. 15. lin. 16. liſe: 598. anſtatt 585.

§. 41. lin. 15. liſe: 444—467. anſtatt 431—454.

—— lin. 21. liſe: 322. anſtatt 309.

—— lin. 22. liſe: 369. anſtatt 356.

— p. 27. lin. 1. liſe: 383. anſtatt 370.

——— lin. 2. liſe: 396. anſtatt 383.

——— lin. 4. liſe: 404—422. anſtatt 391—409.

——— lin. 5. liſe: 248. anſtatt 235.

——— lin. 7. liſe: 280. ſeqq. 302—313. anſtatt 270. ſeqq. 289—300.

§. 56. lin. 8. liſe: 568. anſtatt 555.

—— lin. 9. liſe: 571. anſtatt 558.

§. 64. lin. 7. liſe: 480. anſtatt 467.

§. 73. lin. 3. liſe: 530. anſtatt 517.

§. 94. p. 58. lin. 12. liſe: 568. anſtatt 555.

§. 145. lin. 12. liſe: 156. anſtatt 152.

§. 148. lin. 2. liſe: 168. anſtatt 163.

§. 230. lin. 5. liſe: 313. anſtatt 300.

§. 248. p. 149. lin. 7. liſe: 139. anſtatt 136.

Phänomenol. §. 202. liſe: *Cameſtres* anſtatt *Cameſtris*.

§. 206. lin. 5. liſe: ſo wohl nicht B als nicht C.

§. 208. lin. 13. liſe: (m + n — 1).

—— lin. 18. liſe: (1 — m — n).

§. 231. lin. 42. liſe: Teleologie anſtatt Theologie.

§. 239. p. 402. liſe: P oder N oder M.

§. 247. lin. 5. von hinten, liſe: Teleologie.

Bayerische StaatsBibliothek

Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Lambert, Johann Heinrich,

Neues Organon oder Gedanken über die Erforschung und Bezeichnung des Wahren und dessen Unterscheidung vom Irrthum und Schein

Bd.: 2

(1764)

Coburg, Landesbibliothek -- B II 5
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11915998-7